

Institut  
Myckiego  
Bydgoszczy

P. 01068/21.7/8

# Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat



## Sonderheft Kreis Naugard

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“ / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin





Eingetragenes Warenzeichen

# Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23  
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

**Modewaren und  
Ausstattungen**

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

**C. DRUCKER** Gegr. 1879

Inh. J. EVERS  
Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns  
für Wäsche-Ausstattungen  
Leinen / Baumwollwaren / Betten

**Hotel Gust  
Stettin**

Grüne Schanze 15  
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus  
nahe beim Bahnhof, Post,  
Rathaus, Amts- und Land-  
gericht, empfiehlt feine behag-  
lich eingerichteten 63 Zimmer  
mit Warmwasserheizung, so-  
wie Speisen und Getränke zu  
soliden Preisen  
Autogaragen — Tankstelle

**Goldschmied  
KESSELER**  
Stettin, Paradeplatz 12

Werkstatt für Schmuck  
und Silbergerät

Lassen Sie sich ohne Ver-  
bindlichkeit beraten!

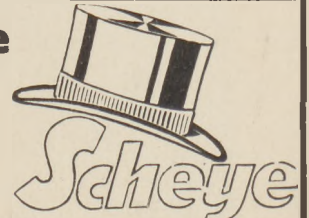
Reparaturen  
gewissenhaft und preiswert.

*Optik=Photo=Kino=Haus*  
**Witzel**

Stettin — Paradeplatz 9 — Ruf 220 11

**Herren - Hüte  
und Mützen**

kleidsame Formen  
modische Farben  
gute Qualitäten



Reparaturen in eigener Werkstatt Stettin, Breite Str. 6

**Bücher von STREITZ**

Stettin, Roßmarkt 8/9

Buchhandlung  
Antiquariat  
Neuzeitliche Leihbücherei

*Sind noch so klein die Mittel  
zur Kleidung  
reicht's bei* **Kittel**

STETTIN · BREITESTR. 62-63

Ständig große Auswahl  
für die Dame, den Backfisch u. das Kind.  
Hüte, Trauerkleidung, Brautkleider.  
Spezialabteilung für starke Damen.



**POMMERNS GRÖSSTES FACHGESCHÄFT FÜR DAMEN UND KINDER KLEIDUNG**

Neben Stallmistdüngung ist  
geregelter Kalkzustand die  
Voraussetzung für den Erfolg  
jeder landwirtschaftl. Maß-  
nahme. Wer gesundes Futter  
für die Tiere und gute Ernten  
haben will, düngt recht-  
zeitig und ausreichend mit

# Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nord-  
ostdeutscher Kalk-  
und Mergelwerke  
STETTIN, Breite Straße 13  
Schließfach 99 — Fernspr.  
Nr. 245 41, Drahtanschrift:  
Kalkvereinigung

# Unser Pommerland

Monatsschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung  
„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer  
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den  
alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 280

21. Jahrg.

Okt./Dezember 1936

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buch-  
handlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis  
viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 2,— M.

## Inhalt des 7./8. Heftes Sonderheft Kreis Raugard

	Seite
Geleitwort	
von Landrat Dr. Kieckebusch	289
Geologische Besonderheiten aus dem Kreise Raugard von Prof. Dr. v. Bülow	291
Gollnow — Eichberg — uralte Heimat der Ahnen von Lehrer Hugo Rehbein	293
Vor- und frühgeschichtliche Burgen im Kreise Raugard von Hermann Gollnow	297
Von den Flurnamen des Kreises Raugard von Geheimrat Dr. Holsten	302
Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Raugard von Prof. Otto Knoop und Hugo Gosch	307
Friedrichswalde und der Hofnarr Klaus Hinze von Artur Donath	316
Die Kirchen des Kreises Raugard von Stud.-Rat Heinrich Schulz	321
Das Raugarder Kreis- Heimatmuseum von Herbert Kozke	327
Das Reichsnaturschutzgesetz und seine Auswirkungen im Kreise Raugard von Ernst Holzrüb	329
Die Kolonisation Friedrich des Großen an der Jhna von Artur Donath	335
Bismarck und der Kreis Raugard von Herbert v. Bismarck	338
Die Kreisstadt Raugard von Emil Rath	342
Schills heldenmütiger Kampf um Raugard von Heinrich Bosse	348
Die Wiederherstellung der St. Marienkirche zu Rau- gard von Superint. Rudolf Vohoff	350
Gollnow von Emil Rosenthal	355
Ernst Gollnow. Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage von Superint. Ferdinand Gnade	367
Majow in Geschichte und Gegenwart von Pastor i. R. Rich. Schmidt	370
Pommerische Lyrik	337, 379
Rundschau	379

62 Jahre Erfahrung  
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

**Vilster**

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jakobikirche

Größtes Fach-Geschäft Pommerns für

## Teppiche

Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe, Tischdecken, Divandeen, Steppdecken, Reise- und Schlafdecken, Läuferstoffe. Brücken, Kokos-Teppiche, -Läufer und Matten, Felle usw.

**A. STECKNER**  
**TOEPFFER'S NACHF.**

Stettin, Kleine Domstrasse 11-12.



## Vergilbte alte Familienbilder

geben verblüffend gute Vervielfältigungen!

Gute Erfahrung hat

## FOTO-VOGT

Spezialhaus für Foto und Kino

STETTIN

Augustastr. 6, Ecke Moltkestr. / Fernruf 30507

Ueber 80 Jahre Bemühung,  
guten Bildern Eingang zu verschaffen!

Die berühmtesten Meistergemälde

die der Kunstfreund liebt, führe ich in  
originalgetreuen Wiedergaben. Ich habe auch

Original-Ölgemälde

zu erschwinglichen Preisen.

Ich rahme alle diese Bilder

technisch und künstlerisch einwandfrei.

**Albert Runge gegenüber**  
der Jakobikirche, Papenstr. 1.





Kurt Doremba

An der Marienkirche in Naugard



# Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

21. Jahrgang

Oktober/Dezember 1936

Heft 7/8

## Der Kreis Naugard

Von Landrat Dr. Alfred Kieckebusch

Der Kreis Naugard besteht seit dem Jahre 1918 in seinem jetzigen Umfange. Er wurde im wesentlichen aus der sogenannten Grafschaft Eberstein — dem Land um Naugard —, dem von Dewitz Land und Gollnow gebildet. Er war im Regierungsbezirk Stettin mit 122 863 ha der zweitgrößte Kreis. Der Kreis wird im Westen von dem Damm'schen See begrenzt. Nächst diesem liegt ein großes Wiesengebiet; dem folgt ein auf Sandboden stehender Waldgürtel, dann stark ansteigend Ackerland, das bis Daber eine Höhe von 122 m ü. M. erreicht. Die den Kreis durchschneidenden Bachläufe — Ihna, Gubenbach, Stepnitzbach und Zempel — verfolgen in ihrem Hauptlaufe eine Süd-Nordrichtung, so daß der Kreis in seinem Gesamtbild von von Süd nach Nord gestreckten Wiesentälern durchzogen ist, die von gemischten Waldbeständen eingefasst sind. Bei seiner Gründung zählte der Kreis 25 700 Einwohner, von denen auf Naugard 940 und auf Gollnow 2000 entfielen.

Nach der Volkszählung hatte der Kreis

1885	55 174	Einwohner
1910	54 010	„
1919	56 805	„
1933	61 848	„

hiervon entfielen auf

Naugard	7 356	Einwohner
Gollnow	13 175	„
Maffow	3 835	„
Daber	2 326	„

Es entfielen somit auf den qkm 50,4 Einwohner. Für die Versorgung der Bevölkerung in Krankheitsfällen wurden in Naugard und Gollnow modern eingerichtete Krankenhäuser mit 50 bzw. 100 Betten geschaffen.

Zur Beseitigung der Wohnungsnot sind nach dem Kriege durch Gewährung von Hauszinssteuerhypotheken etwa 500 Wohnungen errichtet worden und mit Beihilfen gegen 900 Wohnungen wieder instand gesetzt.

Von der Größe des Kreises von 122 863 ha entfallen auf:

Ackerland	62 846 ha
Wiesen und Weiden	20 900 ha
Wald	32 411 ha
Wasser, bebauete Flächen (Städte) Obst, Gärten, öffentliche Wege, Flüsse, Unland	6 706 ha

Die Betriebsgrößen in der Landwirtschaft verteilen sich wie folgt:

Betriebe über 125 ha	= 78 Betriebe = 32 v. H. der Fläche
Betriebe von 10—125 ha	= 2026 Betriebe = 49 v. H. der Fläche
Betriebe unter 10 ha	= 3712 Betriebe = 19 v. H. der Fläche.

Ungebauet wird in der Hauptsache Roggen, Hafer und Kartoffeln. Bei der Viehhaltung herrscht die Schweine- und Rindviehhaltung vor.

Von der Waldfläche entfallen auf:

Staatliches Eigentum	14 252 ha = 44 v. H.
Gemeindeeigentum	6 371 ha = 20 v. H.
Privateigentum	11 788 ha = 36 v. H.

Bestanden ist der Wald zu 86% mit Kiefern, 7% mit Erlen und Birken, 5% mit Buchen und 2% mit Eichen. Zur Ertragssteigerung sind außer vielen Einzelentwässerungen 43 Entwässerungsgenossenschaften, 3 Drainagegenossenschaften, 4 Bodenverbesserungsgenossenschaften und ein Deichverband mit einer Gesamtfläche von rund 14 622 ha gebildet.

An Fabriken, die zur besseren Verwertung der Kartoffeln dienen, sind im Kreise 15 Brennerien und 11 Stärkefabriken im Betrieb.

Den Verkehr im Kreise vermitteln:

Die Reichsbahn	Altdamm—Kolberg Altdamm—Stargard Gollnow—Wollin
Normalspurige Naugarder Kreis-Kleinbahnen	Naugard—Daber Gollnow—Maffow

An Kunststraßen sind vorhanden:

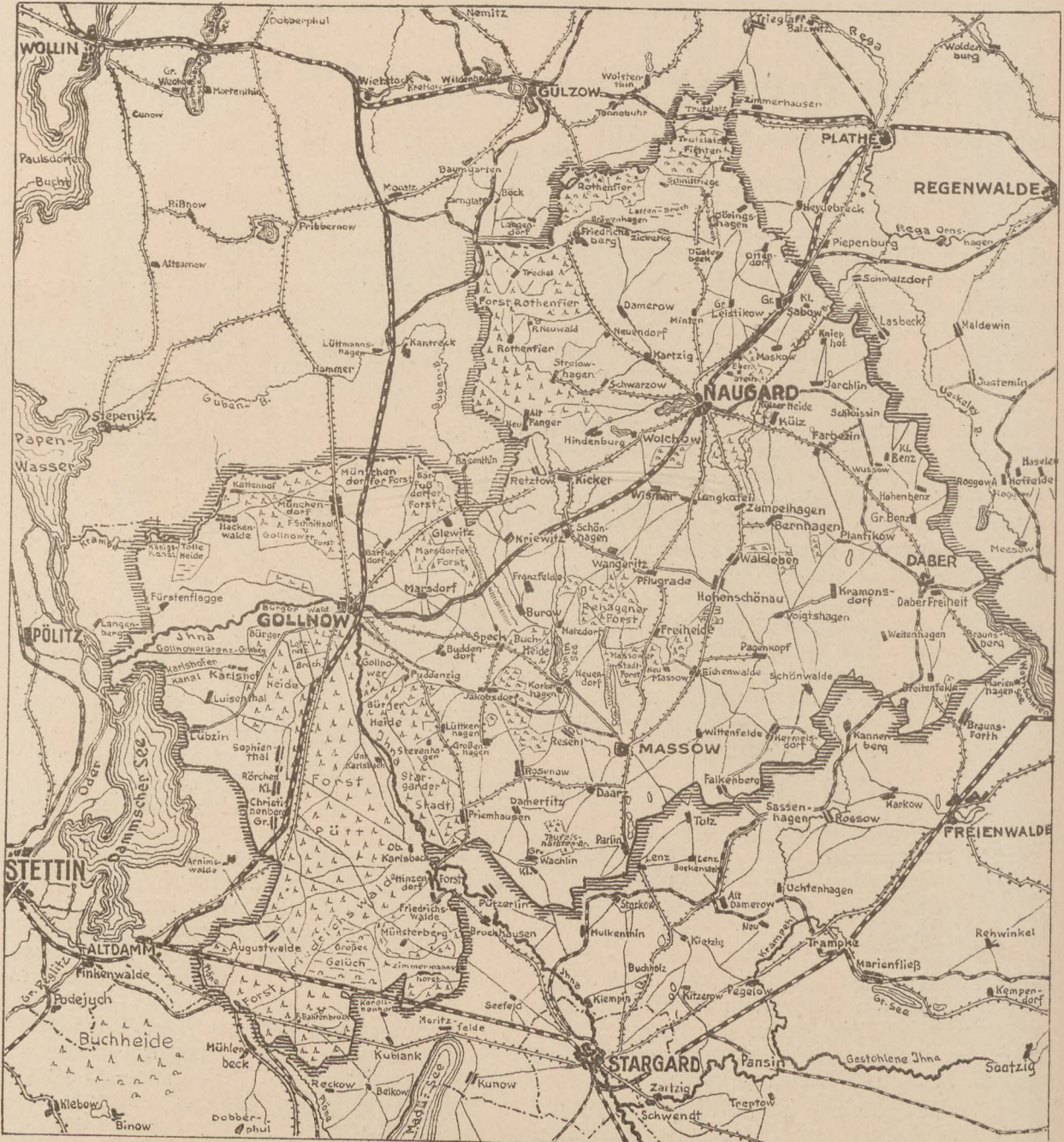
Reichsstraßen	62,228 km
Straßen I. Ordnung	153,090 „
Straßen II. Ordnung	150,660 „
Sonstige Straßen	14,300 „



Außerdem besteht in Lübz ein Hafen, der in der Hauptsache dem Umschlag von Holz, Heu und Ziegelsteinen dient. Den vorhandenen Rohstoffen entsprechend sind an industriellen Werken mehrere Holzverarbeitungs- und Kalksandsteinfabriken vorhanden, die größten derartigen Werke liegen in Gollnow und Naugard.

Wenn als Folge der Nachkriegszeit im Februar 1933 etwa 2650 Arbeitslose zu zählen waren, so ist der Kreis jetzt ohne Arbeitslose. Möge er sich weiter entwickeln in seiner Bevölkerung und seiner Produktion, so daß er zu seinem Teil Anteil nimmt am allgemeinen Aufbauplan zum Segen unseres Volkes.

## KREIS NAUGARD



Maßstab 1:335000

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Kilometer



# Geolog. Besonderheiten aus dem Kreise Naugard

Von Kurd von Bülow

## Der Untergrund der Kreisstadt.

Zahlreiche Bohrungen haben den Untergrund der Stadt Naugard erschlossen. Meist sind sie zum Zwecke der Wassergewinnung gestoßen worden. Selten sind sie tiefer als 40 bis 50 m, ganz selten erreichen sie 100 m Tiefe. Und doch ist es dem Geologen H. Heß von Wichdorff, dessen schöner „Geologie und Heimatkunde des Kreises Naugard i. Pom.“ (Berlin 1912) wir hier im wesentlichen folgen, möglich gewesen, aus ihren Ergebnissen äußerst lehrreiche Feststellungen abzuleiten.

Man meint wohl gern, daß unser Pommerland dem Geologen keine Ueberraschungen bieten könne; denn wo sollten sie herkommen, wenn doch Schicht um Schicht des Gletscherschuttes der Großen Eiszeit regelmäßig aufeinander liegen; wenn unter dem Lehm der letzten Vereisung Sand des Schmelzwassers liegt, darunter wieder der Lehm („Geschiebemergel“) der vorletzten Vereisung u. s. f.

Und doch hat das ewig fließende Rieseneis selbst dafür gesorgt, daß diese Regelmäßigkeit hier und da empfindlich gestört wurde. Gleich einem gigantischen Pfluge ging es über das Land, das es selbst erst geschaffen, und wühlte die Schichten des Bodens durcheinander, legte sie in Falten gleich einem Tuche und erzeugte oft genug ein unentwirrbares Durcheinander.

Der Lehm, der in unserem Bereich die Oberfläche einnimmt, erweist sich in den Bohrungen als ganz unsicherer Geselle. Wohl fehlt er kaum irgendwo, doch ist er manchmal nur 10, oft aber 20, 30, ja bis zu 70 m dick! Und der Sand, der unter ihm liegt, macht alle diese Schwellungen mit: wo die Lehmedecke dünn ist, kommt er dicht an die Oberfläche; wo sie dick ist, findet der Brunnenbauer den wassertragenden Sand erst in größerer Tiefe. Ja, mehrfach kommt der Sand sogar zu Tage und durchsticht in Form schmaler, langer Streifen den Lehm!

Welche Kraft mag nötig gewesen sein, Lehm und Sand derartig in Falten zu schieben, wie es unsere kleine Abbildung zeigt! Und wer mag diese riesige Arbeit geleistet haben? Wir kennen nur eine Naturkraft, die in unserem Bereich dafür in Frage kommt: das Eis der Eiszeit.

Wir wissen, daß das letzte Eis beiderseits der unteren Oder besonders tief ins Land vorstieß — in Form einer ungeheuren Gletscherzunge reichte es im Süden bis hinauf nach Oderberg (bei Eberswalde). Zu beiden Seiten seiner Längsachse — eben dem Oderlaufe —

floß der Eiszungen nach den Rändern zu auseinander. Im Bezirke von Naugard floß es demnach etwa von NW nach SO.

Es gibt Beweise für diese Annahme: Auseinanderlaufendes Eis reißt an den Rändern auf — ähnlich einem breitlaufenden, zähen Teerfladen. Die Risse haben die gleiche Richtung wie das Eisfließen. In ihnen, die 3. B. am grönländischen Inlandeis die Länge von 50, ja 100 km erreichen, sucht sich das Schmelzwasser des Eises einen Weg aus dem Gletscher. Dieses Schmelzwasser schleppt alles, was nicht mit dem Eise schmilzt, also die eingebackenen Findlinge, Kies, Sand und Staub, mit sich fort. Manchmal verstopfen sich die Eispalten, und das Wasser muß sich neue Auswege nagen. Schmilzt nun der Gletscher dahin, verschwindet das Eis, so bleiben die Füllungen der Spalten als lange, schmale Grate, als Dämme von Sand und Kies und Steinen liegen — jeder Heimatfreund kennt solche natürlichen „Dämme“, die ihm verraten, welche Richtung die Spalten im Eise hatten, in welcher Richtung also das Eis sich vorwärts bewegte.

Es kommt auch vor, daß die Last des Eises — es muß immerhin einige hundert Meter dick gewesen sein — den wasserdurchweichten Boden, auf dem es lag, empordrückte wie einen Straßendamm, der unvorsichtigerweise auf schlammigem Grund aufgeschüttet wird. So kam es, daß der weiche Lehm und mit ihm der darunter liegende Sand aufgepreßt wurden, hinein in die Spalten des Eises. Solche „aufgepreßten Wallberge“ lassen sich sehr wohl von den erstgenannten „aufgeschütteten“ unterscheiden. Aber wie diese, so lassen auch sie die alte Fließrichtung des längst dahingeschwundenen Gletschereises noch heute erschließen.

Der Scharfenberg zwischen Bernhagen und Plantikow, der Hohle Berg bei Plantikow, Wallberge bei Dameritz, Gr. Wachlin, Langkafel, Pflugrade, Hohenschönau, Schwarzow, Hindenburg, Wismar, Zampelhagen, Weitenhagen, Rannenberg, Seefeld, Sölz, Massow, Parlin und viele andere, sowie nicht zuletzt der Kiezrüden nordöstlich der Strafanstalt — sind Wallberge. Meist sind sie teils aufgepreßt, teils aufgeschüttet.

Um nun wieder auf die Faltungen im Untergrunde Naugards zurückzukommen: Sieht Abb. 1 nicht gerade so aus, als wären die Sandfalten unter der Stadt und der Strafanstalt nichts anderes als der Wallberg im Nordosten — nur, daß dieser zu sehen ist, während die anderen sozusagen in der Erde stecken geblieben sind?

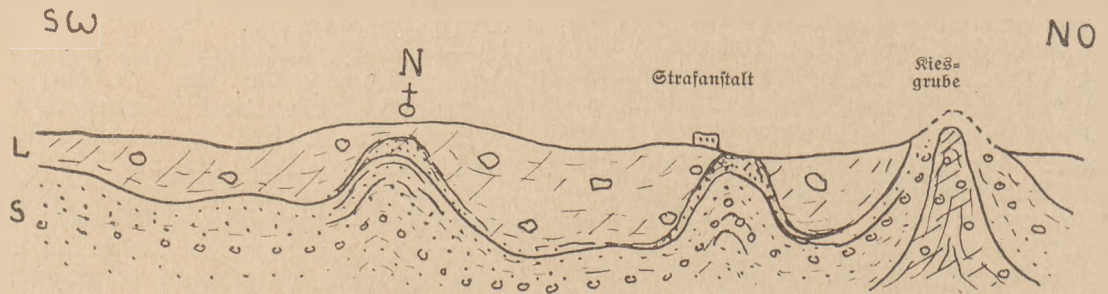
In der Tat dürfen wir die sonderbaren Sandrüden im Untergrund als nicht fertig gewordene Wallberge deuten — als Pressungen des Eises, dessen Kraft anscheinend nicht immer ausreichte, die Sandschichten bis zur Oberfläche emporzudrücken.



Jedenfalls sind die Lagerungsverhältnisse im Untergrund von Naugard deshalb so merkwürdig, weil sie von mächtigen Druckkräften zu erzählen wissen, die in der Richtung der Eisbewegung wirkten — und nicht, wie es sonst meist ist, rechtwinklig dazu, gleichlaufend mit dem Rande des Gletschers.

### Die Schafherden-Landschaft zwischen Naugard und Daber.

„Hammelrücken-Felsen“ nennt der Schweizer Scharen von sanftgerundeten Felskuppen, die dem hobelnden Gleiten des Eises der ehemals größeren Alpengletscher ihre Form verdanken. Wer einmal die Schären — jene zahllosen, rundlichen Felsinseln — vor den Küsten Schwedens oder Finnlands sah, wird finden, daß auch sie diesen Namen verdient hätten.



Die unterirdischen „Wallberge“ der Stadt Naugard  
 Unter der Lehmedecke liegen gestauchte Sandwichen; bei der Strafanstalt erreichen, in der städt. Riesgrube überragen sie die Oberfläche (im letzteren Fall einen echten „Wallberg“ bildend).

Sehen sie nicht so aus wie die Rücken einer Schar gewaltiger Wassertiere? Auch sie wurden durch den Hobel des Eises gestaltet.

1½ bis 3 km sind unsere „Hammelrücken“ (sog. „Drumlins“) lang, einige hundert Meter breit und 4 bis 10 m hoch. Langgestreckt, flach gewölbt, wie riesige Brote liegen sie da, einer am anderen, alle in der gleichen Richtung, zwischen ihnen schmale Schlenken. Besonders in der weiteren Umgebung von Farbezin geben sie der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Gelegentlich wird einer dieser Rücken bei Erdarbeiten ange schnitten. Dann zeigt sich, daß er zumeist aus Geschiebemergel (steinigem, kalkhaltigem Ton — der „Grundmoräne“ des Eises) besteht, der nach oben hin, wie überall, in braunen, sandigen Lehm übergeht. Aber in dem Lehm und im Geschiebemergel finden sich Schwänze von Sand, die in der Längsrichtung des Rückens verlaufen und wie ausgewalzt aussehen.

Diese unscheinbaren Sandlinsen sind es, die uns beweisen, daß die äußere Form der Berg Rücken nicht zufällig der der Schäreninseln ähnelt: Auch hier, im Kreis Naugard, ist es der eiszeitliche Gletscher gewesen, der die Hügel, die er antraf, nach seinen Gesetzen formte: dahingleitend über rundliche Kuppen prägte er

ihnen die Brotlaibform der „Hammelrücken“ auf. Dabei wurden die Sandschichten, die der Geschiebemergel hier wie anderwärts auch enthält, ausgewalzt zu länglichen, flachen Linsen, die im Anschnitt dann aussehen wie geschwänzt.

Wenn diese Vorstellung von der Entstehung der heimischen „Schafherden-Landschaft“ richtig ist, dann müssen die Rücken — jeder einzeln und alle zusammen — in der gleichen Richtung gestreckt sein, in der sich das Eis bewegte. Ihre Längsachsen müssen also etwa mit den Wallbergen gleichlaufen. Ein Blick auf jede bessere Landkarte des Kreises lehrt, daß dies der Fall ist.

### Spuren älterer Zeiten der Erdgeschichte.

Die Eiszeit bildete das letzte größere Ereignis einer unabsehbar langen erdgeschichtlichen

Entwicklung. Land und Meer, Urwald und Wüste, Hitze und Eis haben oft und oft gewechselt. Die Meere ließen Kalkstein und Ton zurück, Sand und Kies; Kohlen zeugen von moorigem Urwald, Salz und roter Sandstein von in längst verflossener Zeit herrschendem Wüstenklima.

Was ist aus all diesen Spuren geworden?

Das Eis hat über sie seinen Moränenschutt gebreitet, den Schotter seiner Schmelzwasserströme. Mehr als 100 m dick liegt der Schleier auf den Zeugen voreiszeitlicher Landschaften.

Aber das Eis hat auch gepflügt und gehobelt. Was hochragte, als der Gletscher kam, fiel ihm zum Opfer. Es wurde eingeebnet. Das Eis fraß alles Lockere, das es vorfand, in sich hinein und schleppte es weiter. Bis es mit dem übrigen Gletscherschutt, eingebacken in diesen, irgendwo liegen blieb. So finden wir mitten in den eiszeitlichen Massen Riesenbrocken von weißer Schreibkreide (Vodejuch!), unabsehbare Mengen von Feuerstein aus der gleichen Kreide, Versteinerungen der urzeitlichen Meere Schwedens und Tierreste aus den Gesteinschichten, die die Meere der Jurazeit zurückgelassen hatten.

So finden wir auch die Braunkohle — den Torf voreiszeitlicher Waldmoore. Aber wir finden sie nicht in ihrer Gänge — wir finden sie vom Eis in Falten gelegt, zerrissen, verschoben, zerbrochen, Und dies ist der Grund, weswegen wir — leider — nicht auf geregelten Braunkohlenbergbau am Madüsee und sonst in Hinterpommern hoffen dürfen; die Schichten sind zu dünn, die Abbauschwierigkeiten zu groß und die Massen des andringenden Grundwassers nicht zu bewältigen. —

Daß Schreiekreide gelegentlich in größeren Brocken auftritt, ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß große Teile des Ostseebodens aus Kreide bestehen. Das Eis hatte also reichlich Gelegenheit, Kreide aufzunehmen. Da dieses weiche Gestein jedoch schnell zerrieben wurde, blieben in erster Linie harte Versteinerungen, besonders Seeigel und Donnersteile sowie der harte Feuerstein erhalten.

Die Jurazeit, die der Kreidezeit vorausging, hat im Nachbarreis Cammin neben anderem den Meereskalk hinterlassen, der bei Zarnglaff in großem Umfange gewonnen wird. Die gleichen Schichten dürften im Untergrund unseres Kreises ebenfalls liegen (in einer Naugarder Bohrung scheint Jura in 84—91 m Tiefe vorzukommen), doch nur bei Trechel (Forst Rothenfier) kommt Juragestein — der östlichste Zipfel des Zarnglaffer Gebietes — zum Vorschein.

Noch mancherlei Besonderheiten ließen sich aufzählen, die der Kreis Naugard aufzuweisen hat. Wer mehr wissen will, der nehme die geologischen Karten zur Hand, die für den ganzen Kreis erschienen sind, oder wende sich an das eingangs erwähnte Büchlein des verstorbenen Geologen H. Heß von Wichdorff, der mit R. Reilhack, Otto Schneider und anderen, deren Namen jedem Heimatfreund geläufig sind, seinerzeit die geologischen Karten aufgenommen hat.

## Gollnow-Eichberg / uralte Heimat der Ahnen

Von Hugo Rehbein

Wenn im Ernting das Heidkraut um die breitlagernden Kiefernknäueln blüht und die schwarzen Beeren zwischen dem Brombeergerank glänzen, wenn die Abendsonne die weißen Birkenstämme rosa anhaucht, daß sie sich noch schärfer von dem dunkeln Grün der Kiefernforst abheben, dann ist es besonders schön auf unserm Heideberg. Weit schweift der Blick von hier über die im Sonnennebel liegende Niederung bis zu den blaugrünen Höhen des jenseitigen

Oderufers, über die zerstreut liegenden Siedlungen Hackenwalde und Grünhorst, die bis an die „Tolle Heide“ heranreichen. Unser Heideberg ist ein Teil einer der vielen Dünenketten, die sich kilometerweit in das moorige Wiesengebiet der unteren Ihna hineinstrecken. Wir stehen hier mitten im Gebiet der Talsandstufen auf dem Boden des ehemaligen großen „Haffstausees“. Die mit spärlichen Heidepflanzen und Kiefern bewachsenen Dünen sind vom Wind aufgewehrte Erhöhungen der breiten Talsandflächen. Rechts hinter uns lagern die einsamen Gehöfte von Eichberg. Ganz ähnlich der erst vor etwa 60 Jahren auf Gollnower Grund und Boden geschaffenen heutigen Siedlungen mögen hier vor 3000 Jahren die Gehöfte unserer Ahnen gelegen haben.

Es ist noch nicht lange her, als es hier noch wesentlich anders aussah. Mein alter Heimatfreund, dessen elterliches Gehöft rechts von uns, von Baumgruppen rings umgeben, mitten in einer Düne steht, erzählte mir, wie er als kleiner Junge vor 50 Jahren den Eltern helfen mußte, den Dünen sand in die moorigen Sümpfe zu fahren. Auch heute noch wird ja der Sand, besonders in den Wintermonaten, als Streu für die Röhre benutzt, um dann als Kompost die moorigen Brüche in gute Wiesen zu verwandeln. Aus den sandigen Heideflächen sind heute vielfach brauchbare Aecker geworden. Bei diesen Bodenarbeiten sind oft genug zahlreiche Gefäßscherben, geschwärzte und im Feuer zersprungene Feldsteine gefunden worden. Einmal soll auch beim Ausheben der Humuserde aus einer Bodenmulde ein Rahn zutage gekommen sein, dessen ungewöhnlich festes Eichenholz noch lange auf dem Gehöft herumgelegen habe. Viele geschliffene Beile und durchbohrte Hämmer wurden früher aus dem Boden gepflügt. Ein jüdischer Händler hat sie damals gegen geringe Bezahlung eingehandelt. Man ahnte damals ja noch nicht, daß man in diesen Funden wertvolle Zeugen der eigenen Ahnen unseres Volkes aus ältesten Zeiten vor sich hatte.

Die in den letzten 20 Jahren gemachten zahlreichen Funde werden im Eichberger Waldschulhaus aufbewahrt. Einige sind im Provinzialmuseum in Stettin, einige in Naugard. Da sie aus sehr verschiedenen Zeiten stammen, muß angenommen werden, daß unser Gebiet lange Zeiträume hindurch bewohnt gewesen sein muß.

### Jäger und Fischer vor 8000 Jahren.

Auf den breitgelagerten Sandflächen am Ostrand des ehemaligen Stauseebeckens wehte der Wind in besonders trockenen Jahren im losen Heidesand oft kleine Feuersteinsplitter bloß. Dazwischen fanden wir sorgfältig geschlagene oder abgedrückte Kleinwerkzeuge aus diesem scharfkantig-splitternden Material. Pfeilspitzen, trapezförmige, querschneidige Pfeil-



schneiden, Harpunen=Widerhaken und fünfstrahlige Angelhaken: alles Geräte, die besonders zur Kleinwildjagd bestimmt sind. Die Menschen, die diese sauberen Werkzeuge mit sicherer Hand aus dem Feuersteinknollen herauschlugen und ihnen dann mit einem Horn- oder Holzdruckstab die feine Randzähmung verliehen, sind wohl die ältesten Siedler in unserer Heimat gewesen in einer Zeit, als ein feucht-warmes Klima herrschte und aus den fruchtbaren Böden unseres Landes üppigen, aber menschenfeindlichen Urwald hervorgerufen hatte, also vor etwa 8000 Jahren. Die Fluglandböden

funde. Wer waren jene Menschen? Waren es Nachkommen jener ersten Siedler der Mittelsteinzeit? Oder kamen sie vielleicht als Einwanderer aus dem Westen? Jedenfalls beweisen ihre edelgeformten, schnurverzierten Gefäße und ihre schönen Hämmer, daß sie weder zu dem Typ der Tiefschichtkeramiker Nw.=Deutschlands, noch zu den Bandkeramikern des Donauraums gehörten, sondern ein selbständig gewordener Zweig des großen Kulturkreises der Schnurkeramiker, der Einzelgrableute, waren. Diese bildeten am Ausgang der Jungsteinzeit den tatkräftigsten und schöpferischsten Bestand-



Oberschnurgefäße aus Eichberg

im Pom. Landesmuseum in Stettin

waren trockene und warme Zufluchtstätten in den pflanzenreichen Niederungen. Schöne Pflöcke und Nadeln, Einsahmesserchen, Rund- und Langschaber, Fellkräher und allerlei sonstiges Gerät zeugen von vielseitiger Beschäftigung.

#### Oberschnurkeramiker vor 4000 Jahren.

Vielleicht war es der gleiche Menschenstamm, der auch noch am Ende der Jungsteinzeit, also vor 4000 Jahren, im Nachbargebiet dieser „Schlagstätten“ seine Wohnsitze hatte. Prachtige Beile aus verschiedenem, aber aus- gesucht schönem Gestein, Meißel und Dolch- klingen aus Flint und vor allem die mit schönen Mustern mannigfach verzierten Tongefäße sind untrügliche Zeugen technischen Könnens und eines hochentwickelten Kunstempfindens. Die bisher gefundenen jungsteinzeitlichen Siedlungen Eichbergs liegen wie ein Kranz, der nur im Süden offen ist, am Rand einer Wiesenmulde. Diese mag zu jener Zeit wohl ein flacher See gewesen sein, der eine Reihe von Buchten tief zwischen die östlichen Sandflächen vorsob. Diese Wasser- und Sumpfsgebiete sind sicher nicht bloß wild- und fischreich gewesen, sondern sie werden auch den Siedlungen willkommenen Schutz geboten haben.

Auch auf unserem Heideberg müssen Menschen dieser Zeitepoche gewohnt haben. Das beweisen die zahlreichen Gefäß- und Geräte-

teil des in dieser Zeit aus diesen drei Kreisen entstehenden Germanenvolkes. Die teilweise recht gut erhaltenen Gefäße dieser „Oberschnurkeramiker“ beweisen durch ihre gediegene Form und die geschmackvollen Schmucklinien, daß diejenigen, die sie einst mit viel Liebe und Sorgfalt schufen und denen sie einst zum täglichen Gebrauch dienten, auf recht beachtlicher Kulturhöhe gestanden haben müssen.

Der auf einem Nebenhügel unseres Heidebergs gefundene seltsame schoppenförmige Tonertbecher, der mit zwei schönen Bechern zusammen im Pom. Landesmuseum in Stettin steht, ist, wie Dr. Runkel nachgewiesen hat, ein Beitrag für die Beziehungen der Oberschnurleute zu dem gleichfalls selbständigen Zweig der Schnurkeramiker, den Streitartleuten Jütlands.

Die einst vor 4000 Jahren als ansässiges Bauernvolk unsere Heimat bewohnten, waren Menschen unseres Blutes, unseres Geistes und unserer seelischen Haltung. Es ist unsere Ehrenpflicht, uns mehr um sie zu kümmern, als vergangene Zeiten es getan! Es ist sicher, daß eine geistig-seelische Gemeinschaft mit unseren Blutsahnen unsere Völk zu einer starken Kraftquelle werden kann. Diese Verbindung können die auf uns gekommenen Funde knüpfen. Sie sollen uns als ehrwürdiges Ahnenerbe zu Zeugen werden des Lebens und Wirkens, des Kampfens und Glaubens unserer Altvordern in der Zeit unserer Volkwerdung



und einer stolzen germanischen Hochkultur. Von Ewigkeitsglauben und sorgender Liebe sprechen zu uns die in der Erde aufrecht stehenden Gefäße. Man hatte sie mit Speise gefüllt und den wahrscheinlich ganz in der Nähe frei im Erdreich bestatteten Toten auf die letzte Wanderfahrt mitgegeben. Geschickte Frauenhände hatten einst mit erstaunlich feinem Empfinden für Gediegenheit und Schönheit das Tongeschirr geformt und dann mit Spachtel, Stäbchen und Holzstempel die sauberen Zierlinien und Muster eingedrückt. So gleichmäßig sind die Strichelchen, daß man annehmen könnte, sie wären mit einer Schnur eingedrückt worden. Bei einigen Bechern scheint das ja auch der Fall zu sein. So bei einem schönen 22 cm hohen Gefäß, das nicht weniger als 28 Schnurlinien in seinen oberen 10 cm aufweist, diese sind nach unten durch eine Grübchenlinie und nach oben durch Riffelung des Randes abgeschlossen. Ein zweiter, gleichgroßer Becher wurde mit dem Schnurgefäß zusammen 80 m vom Waldschulhaus entfernt dicht am Waldweg gefunden. Er weist ein eigenartiges, schönes Stempelmuster auf, das gleichfalls nur bis auf die Rundung hinabreicht und die untere Hälfte freiläßt. Bei den Scherben dieser beiden Becher und eines dritten, unverzieren Gefäßes fand mein kleiner Junge noch eine schwarze, schöngemasterte Hammerart und die Schneide eines Feuerstein-Hohlmeißels. Auf dem ganz in der Nähe liegenden sandigen Acker haben wir mehrere Tonscherben mit recht verschiedenen Ornamenten und allerlei Splintgerät aufgesammelt, ein Zeichen dafür, daß hier ebenfalls eine steinzeitliche Siedlung war. Nun wohnen wir also auf derselben ehrwürdigen Stelle, auf der einst das Heim der Ahnen stand.

### Germanische Bauernkultur vor 3000 Jahren.

Auch in der Bronzezeit 2000—800 vor der Zeit. müssen in Eichberg zahlreiche Siedlungen gewesen sein. Sie liegen jedoch alle im östlichen Teil unseres Gebietes hinter der 10-m-Höhenlinie, während die jungsteinzeitlichen Fundstellen bis an die 6-m-Linie heruntergehen. Man kann aus dieser Tatsache auf eine allmähliche Klimaverschlechterung schließen, die ja um 1000 vor d. Zeit. zu dem verhängnisvollen Klimasturz wurde.

Außer einer kleinen Fibel, die aber schon aus der älteren Eisenzeit stammt und einer Speerspitze mit Leisten wurden Gegenstände aus Bronze in Eichberg selbst nicht gefunden. Jedoch sind die keramischen Funde dieser Zeit recht zahlreich. Die große Mannigfaltigkeit an Ziermustern an den Gefäßwänden und auf den Rändern, sowie der Formenreichtum und die recht verschiedene Herstellungsart zeigen, daß man es vermied, mechanisch nachzuahmen, daß man vielmehr immer Neues zu schaffen sich bemühte. Allerdings sind an vielen

Tongeräten, besonders an den teilweise riesigen Vorratsgefäßen keine besonderen Schmuckornamente; dennoch wirkten sie durch gute Form und Färbung oder durch schöne Verteilung von glatten und gerauhten Flächen.

Auf einer unserer reichsten Fundstellen, auf der früher ein riesiger Findling, der „Stiepssteen“ gelegen hat — der später gesprengt und in das Fundament einer Dorfkirche eingebaut wurde — wurden in geringer Tiefe, umgeben von Feldsteinen, Tonscherben gefunden, von denen besonders die eines Siebgefäßes auffallen. Es ist nach beiden Seiten offen und mag



Bronzezeitliche Gefäße aus Eichberg  
Aufn. Rehbein

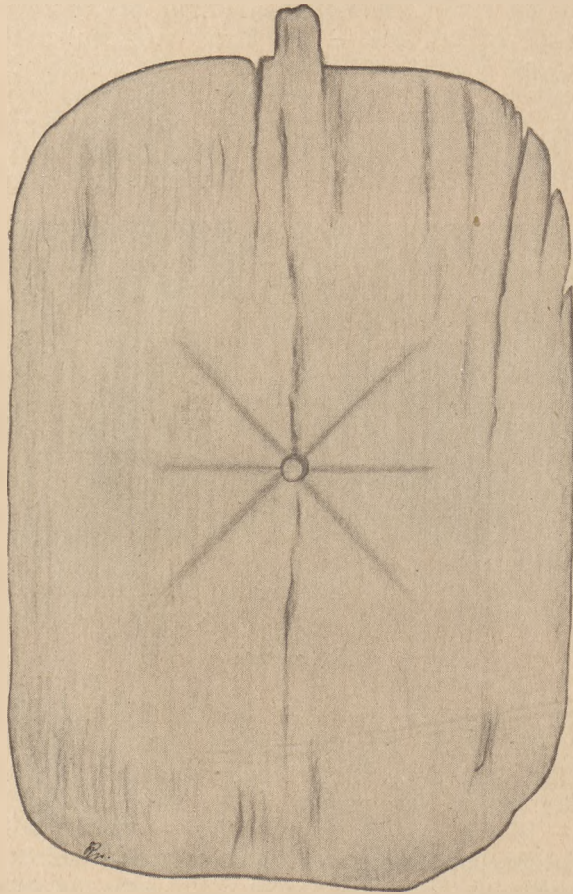
zur Bereitung von Käse gedient haben. Ein ganzer „Sah“ von Gefäßresten stand im Sand einer weit nach Westen vorgeschobenen Düne. Die verschieden großen Töpfe und Schüsseln — 10 bis 46 cm Durchmesser — waren mit Inhalt, von dem noch Eicheln erkennbar waren, verbrannt, dann ineinander gesetzt und mit den Kohle- und Ascheresten in die Erdgrube gestellt worden. Knochenreste waren nicht festzustellen.

Die großen Gefäße, die auf unsern bronzezeitlichen Siedlungen gefunden wurden, sind bei ihrer Herstellung nur schwach gebrannt worden und darum luftdurchlässig. Sie mögen, wie das ja auch heute noch in Ungarn üblich ist, zur Aufbewahrung von Getreide in Erdgruben gedient haben. Manche Gefäße fallen durch ihre dicken Wände auf, die dann fast stets in der unteren Hälfte gerauht sind. Gefäße, in denen man Flüssigkeiten aufbewahrte, waren geschmaucht, d. i. auf der Innenseite durch Einreiben mit einer Harzmasse wasserdicht gemacht.

Auf der schmalen Sandfläche zwischen Linden- und Ruhgrabenbruch wurden außer einem zweiten Siebgefäß strichverzierte Henkelgefäße gefunden. In dem einen lag ein vogelgroßer Feuerstein, der wohl, ebenso wie ein ganz prächtig gemasteter Halbedelstein, als Anhänger, vielleicht auch als Spielzeug gedient haben mag. Nun war er dem Toten, wohl



einem Kinde, mitgegeben worden. Sehr schön kann man an einzelnen Scherben, besonders dieser ausgedehnten Fundstelle, erkennen, wie man die Henkel mit den beiden Zapfen in den weichen Ton der Gefäßwand eingesetzt und wie man die Gefäßwände aus einzelnen Ringen



Eichenschild aus Gollnow (Innenseite)  
 $\frac{1}{6}$  natürl. Größe

aufgebaut hat. Back- oder Röstplatten erzählen vom täglichen Brot, Werksteine aus hartem Sandstein, Hämmer, Hacken und Pflugteile aus Feldstein, Meißel und Aerte, Einfaßklingen, Bohrer, Nadeln, Pfriemen, Messer und Sägen aus hartem Flint von fleißigem Wirken in der häuerlichen Wirtschaft. Die vielgestaltigen Gefäße und die Spinnwirtel verschiedener Größe, darunter ein ganz kleiner, der wohl das Spielzeug eines kleinen, blonden Mädels war, geben Einblick in die Häuslichkeit. Steinwerkzeuge, von denen man annehmen kann, daß sie Anfängerarbeit, vielleicht die eines kleinen Knaben waren, der dem Vater bei der Herstellung der Feuersteinmesser zugehört hatte und nun versuchte, es ihm nachzumachen, und vielerlei sonstiges Gerät vervollständigen das Bild von dem vielseitigen und reichen Leben der Ahnen.

Wenn man das alles hinzunimmt, was uns an Holz-, Horn- und Knochengesamt von anderen Fundstellen, besonders aus den Mooren, zugänglich gemacht wurde, dann ergibt sich daraus der Beweis für eine reiche Kraftentfaltung und einen kulturellen Hochstand unseres Volkes in seiner Frühzeit.

### Die letzten 3000 Jahre.

Eisenzeitliche Funde, meist recht brüchige Gefäßscherben, sind in Eichberg spärlich vertreten. Die germanischen Vorfahren dieser Zeit (800 bis 100 v.) werden hier keine günstigen Lebensbedingungen gehabt haben und durch das ungünstiger gewordene Klima zur Auswanderung gezwungen worden sein. Aus dem höher gelegenen, damals auch wohl fruchtbareren Gebiet östlich Gollnow dagegen, bei Helgenfeld und Kupferhammer, stammen mehrere Urnen mit Leichenbrandresten, die von schützenden Steinpackungen umgeben waren. Die Tatsache der Leichenverbrennung läßt auf ostgermanische Einflüsse schließen. Die ältere Eisenzeit, die Bronzezeit unserer Ahnen, weist eine gewisse Unruhe auf, die sich auch in Gestaltung und Schmuck der keramischen Erzeugnisse bemerkbar macht. Aus der heldischen Zeit der Völkerwanderung wurde in unserer Gemarkung bisher nichts gefunden, wohl aber aus der Zeit des neuen Aufstieges der Nordgermanen, der Wikinger. Auf einer Siedlungsstelle an der schiffbaren Ihna und in der Nähe einer alten Handelsstraße, die von Gollnow zum Haff führte, fanden sich Gefäßscherben mit wikingischen Ziermustern, die wahrscheinlich von wendischen Töpfern hergestellt wurden.

Erwähnt mag ferner sein, daß aus unsern Mooren und aus der Ihna zahlreiche Geweih- und Knochenreste von Rothirsch und Elch, ein gut erhaltener Urschädel und Schädelreste vom Wisent zutage kamen, die uns ein Bild geben von dem früheren Wildreichtum der Gollnower



Werkzeug aus Geweih, gefunden in Gollnow  
 $\frac{1}{3}$  natürl. Größe

Heide, in der ja noch vor dreihundert Jahren die Greifenherzöge mit Vorliebe dem „hohen Weidwert“ huldigten. Beim Bau des Bootshafens an der Ihna fanden Arbeiter ein schildförmiges Eichenschild, das zwischen vielen Geweihresten von Rothirsch und Elch lag. Die eine Geweihstange ist mit einer Steinsäge angesägt



und eine andere zu einem durchbohrten Werkzeug geformt. In der Nähe wurden ferner eine schöne Speerspitze mit geriffelten Leisten und ein bronzezeitliches Tongefäß ausgegraben. Ob die Funde der gleichen Zeit angehören, ist nicht erwiesen.

Allgemein kann von den Eichberger Funden gesagt werden, daß es sich fast nur um Zufallsfunde handelt. Nennenswerte, planmäßige Grabungen sind bisher nicht gemacht worden. Was vor Zerstörung gerettet werden mußte, ist in Sicherheit gebracht worden. Der Zukunft bleibt noch ein reiches Arbeitsfeld überlassen. Möge man einst nicht bloß mit erweitertem Wissen an diese Aufgabe herangehen, sondern auch mit Verantwortungsbewußtsein und Ehrfurcht. Was die heilige Heimatde durch Jahrtausende treulich hütete und uns jetzt zu treuen Händen anvertraut, soll eine feste Verbindung werden und damit zu einer starken Kraftquelle zwischen den Ahnen, uns Heutigen und den kommenden Geschlechtern.

## Dor- und frühgeschichtliche Burgen im Kreise Naugard

Von Hermann Bollnow

### 1. „Lausitzische“ Burgen?

In Nordostdeutschland beginnt der Burgenbau — von vereinzelt Ausnahmen abgesehen — erst in der slavisch-wikingischen Zeit etwa im 10. Jahrhundert nach Christi Geburt. Die germanischen Ureinwohner unserer Heimat haben keine Burgwälle gehabt. Es gibt zwar an der unteren Oder einige „Festungen“ aus der jüngeren Bronzezeit und der frühen Eisenzeit (z. B. bei Schöningen, Kr. Randow), diese stammen aber von dem Volk der „Lausitzer“ Kultur, das damals von der Mark Brandenburg her die Oder abwärts einen Keil in das germanische Gebiet schob. Die meisten Forscher halten mit G. Rossina diese „Lausitzer“ für Nordillyrer, während C. Schuchardt sie als einen germanischen Stamm betrachtet; einige polnische Forscher dagegen suchen in ihnen die Vorfahren der Slaven, die von der Bronzezeit bis zur deutschen Kolonisation den Grundstock der Bevölkerung Ostdeutschlands gebildet hätten.

Als Beweis für diese slavische Selbstigkeit dienen dem polnischen Forscher W. Lega<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> W. Lega, Kultura Pomorza we wezesnem średniowieczu na podstawie wykopalisk, Thorn 1930, S. 322 f., 513, 516. Ausführlicher deutscher Bericht von F. Lorenz mit kritischen Anmerkungen von W. La Baume, Die Kultur Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen, Ostlandschriften Heft 5, Danzig 1933. Vgl. auch bezüglich des Kreises Naugard Besprechung von H. Bollnow, Baltische Studien N. F. 36 (1934), S. 365 f.

auch einige angeblich „lausitzische“ Burgen im Kreise Naugard. Seiner Meinung nach bilden die Burgwälle von Speck, Buddendorf und Gollnow ein „regelmäßiges Festsungsdreieck“. Sie seien von den „Lausitzern“ zur Sicherung ihrer Landnahme (um 1500 v. Chr.) angelegt und bis in die Früheisenzeit benutzt worden. Unter dem Druck der einwandernden Germanen hätten die Slaven ihre Burgen räumen müssen, bis sie nach deren Abwanderung zu ihrer alten Sitte der Burgenverteidigung zurückkehren konnten, was einzelne hinterpommersche Burgwälle mit Funden aus der römischen Kaiserzeit (Eickstedtswalde, Kr. Kolberg-Rörkin) und der Völkerwanderungszeit (Dramburg) beweisen sollen. Diese bilden dann die angebliche „Brücke“ von den lausitzischen Burgen zu den zahlreichen Burgwällen der mittelalterlichen Slavenzeit.

Die Entdeckung vorgeschichtlicher Burgen aus Bronze- und Eisenzeit im Kreise Naugard wäre eine erhebliche Sensation, die jedoch keineswegs die Richtigkeit der Legaschen Wunschträume beweisen würde, da die Slaven erst im 8. Jahrhundert nach Christi Geburt erstmalig in Pommern eingewandert sind. Es lohnt sich durchaus, einmal aufzuzeigen, wie Lega zu seinen angeblichen Entdeckungen gekommen ist. Seine Kenntnisse stammen ausschließlich aus der Literatur und den Museen und sind daher leicht überprüfbar. Er hat die von ihm beschriebenen Burgwälle niemals gesehen und konnte daher auch nicht merken, daß sie zum Teil gar nicht existieren.

#### 1. Speck.

Auf dem „Galgenberg“,  $\frac{1}{2}$  km westlich von Immental, sind vor 100 Jahren Urnen mit Steinpackungen gefunden worden. Nach dem damaligen Berichte „scheint dort eine Umwallung gewesen zu sein“. Noch heute findet man dort vorlavische Scherben, die in die ältere Eisenzeit gehören dürften. Einige wallartige Unebenheiten gehen zurück auf einen Wegeinschnitt und Sandgruben. Es handelt sich hier vermutlich um eine frühgermanische Begräbnisstätte, aber nicht um einen Burgwall.

Balt. Stud. 12, 2 (1846), S. 180 f.

#### 2. Gollnow.

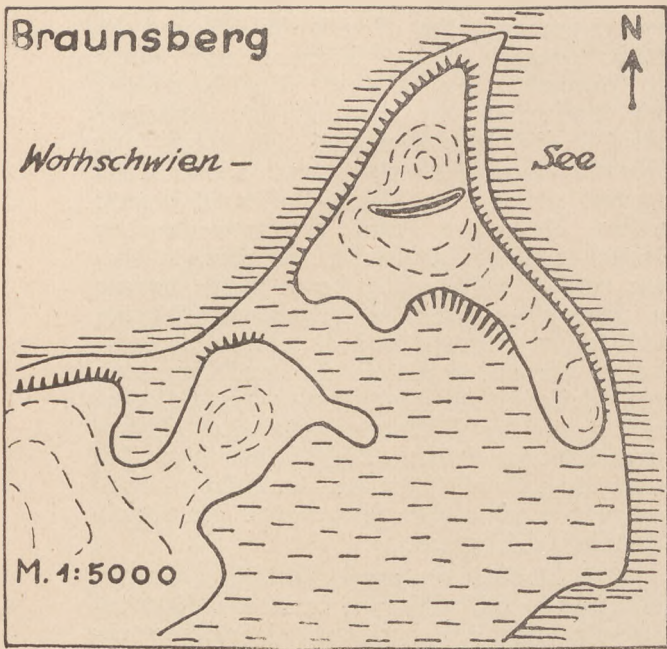
Von einem angeblichen Burgwall bei Gollnow kennt Lega ein früheisenzeitliches Gefäß mit Bronzebeigaben. Schlägt man seine Literaturbelege nach, so findet man, daß es von einem Begräbnisplatz aus der Marsdorfer Forst stammt. Hier wird von einer ähnlichen „Verwallung“ berichtet wie bei dem „Galgenberg“ von Speck-Immental.

Balt. Stud. 12, 2 (1846), S. 181.

#### 3. Buddendorf.

Lega zählt die „Schwedenschanze“ zu den bronzezeitlichen Burgwällen wegen einer Bronze-





## 2. Buddendorf.

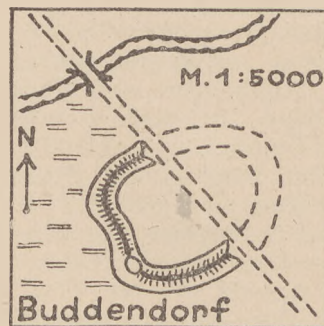
Die „Alte Schanze“, „Schwedenschanze“ oder „Moskowiterschanze“ liegt  $1\frac{1}{2}$  km südöstlich von Buddendorf auf dem Südufer der Lasbeck am Wege von Buddendorf nach Talsobsdorf. Die Grenze beider Dörfer führt über den Burgwall hinweg, der heute fast ganz abgetragen ist. Auch 1846 war er nur noch teilweise erhalten. Der Innenraum war etwa  $80 \times 65$  m groß, der Wall erhob sich 5 m über die Wiese. Die zahlreichen Scherben sind mittelslavisch.

Dieser Burgwall hieß früher Camenz und wird in einer Grenzbeschreibung bereits 1269 erwähnt. Damals verglich sich Herzog Barnim I. mit dem Bischof von Kammin über die Grenze des Landes Massow, die „vom Kupfergraben (Rezank) mitten durch die Burg Camenz führt — die eine Hälfte gehört dem Herzog, die andere dem Bischof —, und von der Burg Camenz die Lasbeck aufwärts bis Camenemuzt durch die Heide bis zu den Gubenwiesen zum bezeichneten Baum auf der andern Seite, wo die Lomnitz in den Gubenbach mündet, und die Lomnitz aufwärts in gerader Richtung zur Mündung des Pileschenbaches in die Stepenik.“

Die Grenze führte also damals schon — wie auch heute noch — mitten über den Burg-

nadel, die laut Museumsinventar (Nr. 536) „in der Nähe der sogenannten Schwedenschanze“ gefunden worden ist. Die Anlage ist slavisch mit zahlreichen Scherben aus dem 10. bis 11. Jahrhundert n. Chr. Geb. Ein „in der Nähe“ gemachter älterer Fund kann natürlich nicht das höhere Alter der Schanze beweisen! Balt. Stud. 12, 1 (1846), S. 104 St.

Mit den nach unserem Sprachgebrauch „vor-slavischen“ Burgwällen im Kreise Naugard ist es also nichts. Speck und Marsdorf (Pega nennt es fälschlich Gollnow) sind anscheinend germanische Begräbnisplätze aus der älteren Eisenzeit; bei Buddendorf gibt es zwar einen slavischen Burgwall, aber die „in der Nähe“ gefundene Bronzenadel vermag beim besten Willen nicht die Burganlage, von der nur mittel-slavische Funde bekannt sind, als bronzezeitlich zu erweisen. Nach der gleichen Methode müßte auch die Burg Naugard bronzezeitlich sein, da in der Nähe der einstigen Ebersteinschen Burg ein Schatzfund der jüngsten Bronzezeit geborgen worden ist.



## II. Slavische Burgwälle.

### 1. Braunsberg.

Der „Schloßberg“ liegt 2 km nordöstlich von Braunsberg auf einer spitzen Halbinsel in den Wothschwiensee vorspringenden Halbinsel, die durch einen Wiesengürtel von dem eigentlichen Steilufer des Sees getrennt ist. Früher wird der Schloßberg sicherlich eine Insel gewesen sein. Der Sage nach soll hier eine Wendenburg oder eine Ordensritterburg gestanden haben. Ein Wallrest ist noch zu erkennen. Scherben befinden sich in der Schule.

Pommersche Heimat, 12. Jg., S. 43. D. Rudow, Sagen aus dem Kreise Naugard, Stargard 1925, Nr. 116.

wall hinweg. Eine militärische Bedeutung hat dieser also im 13. Jahrhundert nicht mehr gehabt. Die Scherbenfunde gehören ins 10./11. Jahrhundert.

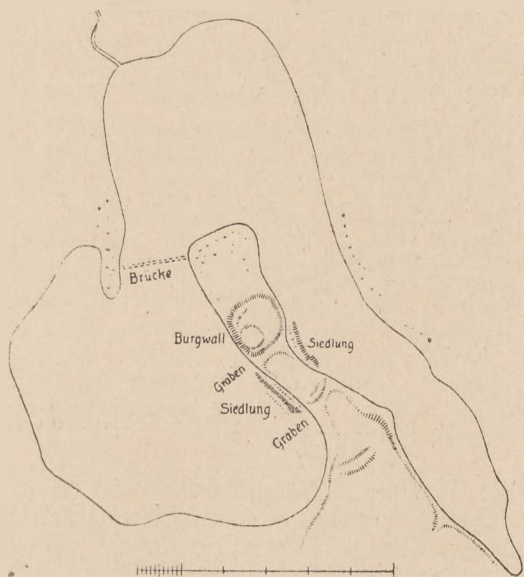
Balt. Studien 12, 2 (1846), S. 179 f. — J. Gurschmann, Die Landeseinteilung Pommerns, Pom. Jahrb., 12. Bd. (1911), S. 325 f. — Pom. Urkundenbuch, 2. Bd., S. 216.

### 3. Daber-Heinrichshof.

Beim Städtchen Daber sind drei Burganlagen zu unterscheiden, das heute noch stehende Schloß am Nordrande der Stadt, die Ruine der mittelalterlichen Burg und der  $1\frac{1}{2}$  km nördlich liegende slavische Burgwall,

auf dem sich heute das Vorwerk Heinrichshof befindet. Er liegt auf einer schmalen Landzunge, die sich weit in den ehemaligen Dabersee hinein erstreckt, und besteht aus einem annähernd quadratischen Hügel (etwa 100×100 m), der nach Süden durch 2 Wälle und Gräben geschützt wird. Beim Abfließen des Dabersees fanden sich zu beiden Seiten der Burganlage die pfahlbauähnlichen Reste von Blockholzhäusern, die auf Pfahlwerk ruhten. Die Nordspitze der Halbinsel war nach Westen mit dem Festland durch eine Pfahlbrücke verbunden. Die Funde sind vorwiegend mittelslavisch.

In den Urkunden ist die Burg Daber erstmalig 1295 bezeugt, während das Land Daber



Der Daber-See um 1865 mit damals aufgedeckter frühgeschichtlicher Siedlung 1 : 18 000

Aus „Die Denkmalspflege in Pommern“, 28. Bericht, Stettin 1926

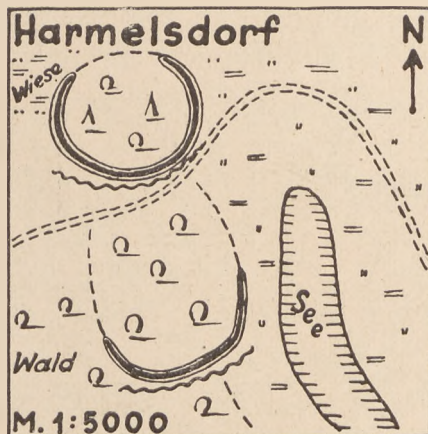
wiederholt seit 1257 genannt wird. Es hat ein Jahrhundert lang seinen Besitzer häufig gewechselt, bis es um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Besitz der Herren von Dewitz kam. Die 1295 genannte Burg ist nicht der Burgwall Heinrichshof, sondern sie befand sich an der Stelle der heutigen Ruine, die aber von einem Bau des 15. Jahrhunderts stammt. Die erste deutsche Burg in Daber wird nicht viel (wohl höchstens 20 Jahre) älter als 1295 sein.

Das „neue Haus“ wurde an der Stelle des heutigen Schlosses im Jahre 1538 durch Jobst von Dewitz erbaut. Es war im 18. Jahrhundert bereits verfallen und hat dann durch Neubauten im 19. und 20. Jahrhundert sein heutiges Aussehen erhalten.

S. von Dieft, Zur Geschichte und Urzeit des Landes Daber, Stettin 1904, S. 15 ff. — F. Rohde, Frühgeschichtliche Holzbauten am See von Daber, Die Denkmalspflege in Pommern, 28. Bericht (1926), S. 22 ff.

#### 4. Harmelsdorf.

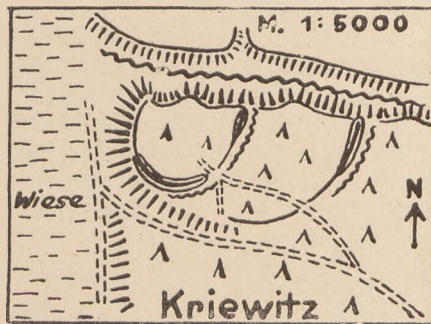
Der Burgwall liegt 2 km östlich vom nördlichen Dorfausgang im Bogen der Kreisgrenze. In die sumpfigen Wiesen des Papenbaches schiebt sich ein bewaldeter Ausläufer des festen Landes. Auf der Nordspitze erhebt sich der fast kreisförmige Ringwall (90×75 m). Nach Süden zu wird in 130 m Entfernung durch einen Abschnittswall mit Außengraben



eine längliche Vorburg (130×75 m) gebildet. Die Kreisgrenze (Saatzig, im 18. Jahrhundert Grenze des Dewitzschen und Wedelschen Kreises) führt auf der Südwest-, Ost- und Nordseite unmittelbar am Wallfuß entlang. Funde sind bisher nicht bekannt.

#### 5. Kriewitz.

Der „Schloßberg“, „Hünenberg“ oder „Hünengraben“ (früher auch „Waldburg“ genannt) liegt 2 km westlich von Kriewitz am Steilhange des Gubenbaches und südlich einer tief einschneidenden Schlucht hart an der Kreisgrenze. Ein Kernwerk von etwa 40×50 m ist an der



offenen Ostseite durch einen etwa 40 m vorgeschobenen Außenwall geschützt. Die Funde sind mittel- und spätslavisch. In der 1872 veröffentlichten Novelle „Das Eiland von Polchow“ von Carl Norden (Allgemeines Pommersches



Volksblatt 8. Jg., 1832, S. 83 f.) wird diese Anlage „Heidehöft“ genannt und als Flemingische Burg ausgegeben, was schon damals als irrig zurückgewiesen wurde (ebd. S. 96).

Balt. Stud. 10, 1 (1844), S. 175 ff. — D. Dins, Der Burgwall bei Kriewitz im Lichte der Forschung, Unsere Heimatstunde (Beilage der Gollnower Zeitung), 17. 5. 1934.

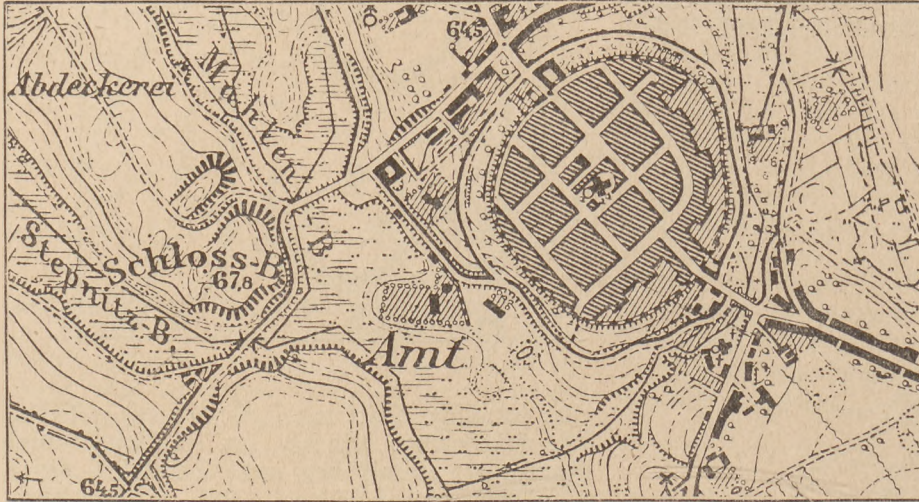
### 6. Massow.

Der „Schloßberg“ liegt auf der Höhe (67,8) ½ km westlich der Stadt und ist von dieser durch den Wiesenstreifen von Mühlen- und Stepenitzbach getrennt. Nach drei Seiten hin

genannt zusammen mit dem „Dorf oder Flecken Nogarð“. Wir haben sie als deutsche Kolonisationsburg aufzufassen; sie ist die älteste, die in Hinterpommern nachweisbar ist. Auf eine slavische Burg weist allein der Ortsname Naugard („Neu = Burg“). Im 19. Jahrhundert wurde an der Stelle die Strafanstalt erbaut.

### 8. Weitenhagen.

Die „Alte Schanze“ oder „Schwedenschanze“ liegt 1½ km west-südwestlich von Weitenhagen in den Ockerwiesen auf einer flachen



Lageplan von Massow  
1 : 12 500  
nach dem Westfälischen Blatte

Aus „Lemcke, die Bau- u. Kunst-  
denkmäler des Kreises Naugard“

bildet der Steilhang von etwa 20 m einen natürlichen Schutz. Die freie Westseite deckt ein Abschnittswall. Der alte Zustand auf dieser Hochfläche (150×120 m) läßt sich ohne Grabung nicht ermitteln, da hier bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts die Burg der Herren von Massow gestanden hat. Die Funde sind spätslavisch und frühdeutsch. Es ist einer der wenigen Plätze, wo eine deutsche Ritterburg der Kolonisationszeit auf dem Gelände eines slavischen Burgwalles errichtet worden ist.

1334 und 1335 wird dieser Platz „die alte Burg“ genannt; es bestand damals also schon die „neue“ Burg an der Stelle des heutigen „Amtes“. Hier bauten die Ebersteiner im 16. Jahrhundert ein neues Schloß, die „Wolfsburg“. Sie ist spurlos vergangen, nur die Namen „Haussteich“ und „Amt“ vermögen noch daran zu erinnern.

H. Berg haus, Landbuch des Herzogthums Pommern, 2. Teil, Band 5, Abt. 2 (Berlin 1874), S. 1028 ff., 104 ff. — H. Lemcke, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Stettin Heft 9, Der Kreis Naugard (Stettin 1910), S. 231 ff.

### 7. Naugard.

Ein slavischer Burgwall bei Naugard ist nicht mit völliger Gewißheit nachweisbar. Die Burg, die seit 1274 auf Jahrhunderte im Besitze der Ebersteiner war, wird 1268 erstmalig

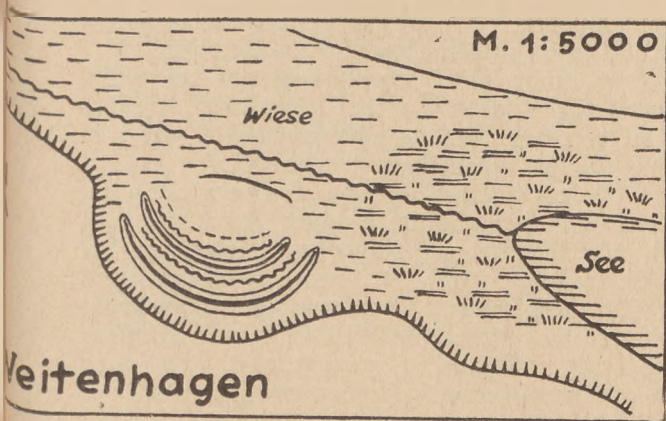
Ruppe. Die innere Burgfläche (70×50 m) wird nach Süden hin durch 2 mächtige halbkreisförmige Wälle geschützt. Der äußere ist etwa 5 m hoch und wird von dem erhöhten Ackerland noch durch einen etwa 10 m breiten Wiesenstreifen getrennt. Funde sind nicht bekannt.

### III. Die deutschen Ritterburgen.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts dringt das Deutschtum in den heutigen Kreis Naugard ein. Hier stoßen seit 1248 die Interessengebiete des Herzogs und des Bischofs verstärkt aufeinander. Beide fördern fortan die Kolonisation, — nicht immer im besten Einvernehmen, da 1259 und 1269 Verständigungen über die Grenzen der Länder Massow und Stargard nötig werden.

Der erste deutsche Ritter im Kreise ist Gunzelin von Schwerin, dem Herzog Barnim I. im Jahre 1257 eine große Fläche wohl wüsten Landes zwischen der Drage und den Ländern Stargard und Daber schenkt, wenige Jahre darauf hat er auch Besitz im Lande Daber selbst. Seit 1259 findet sich der Ritter Konrad von Massow häufig im Gefolge des Herzogs. Der tatkräftige Bischof Hermann von Rammin belehnt im Jahre 1274 seinen Neffen, den Grafen Otto von Eberstein, mit Burg und Flecken Naugard. 1277 ist die





Familie von Behr im Lande Daber nachweisbar. Nicht viel später wird auch das Geschlecht von Hindenburg im Kreise Fuß gefaßt haben, während die Familien von Dewitz, von Fleming und von Zastrow hier erst im 14. Jahrhundert auftauchen.

Verfügungen über Orte und Einkünfte aus dem Kreise finden sich seit 1257 und 1261 bei Daber, seit 1268 und 1272 bei Naugard. Um diese Zeit beginnt auch schon das deutsche Städtewesen. Im Jahre 1268 wird vom Herzog die deutsche Stadt Gollnow unter dem Namen Bredeheide gegründet und im gleichen Jahre Naugard als Dorf oder Flecken (oppidum) des Bischofs bezeichnet. In Massow erscheint 1274 schon der Rat und die Bürgererschaft.

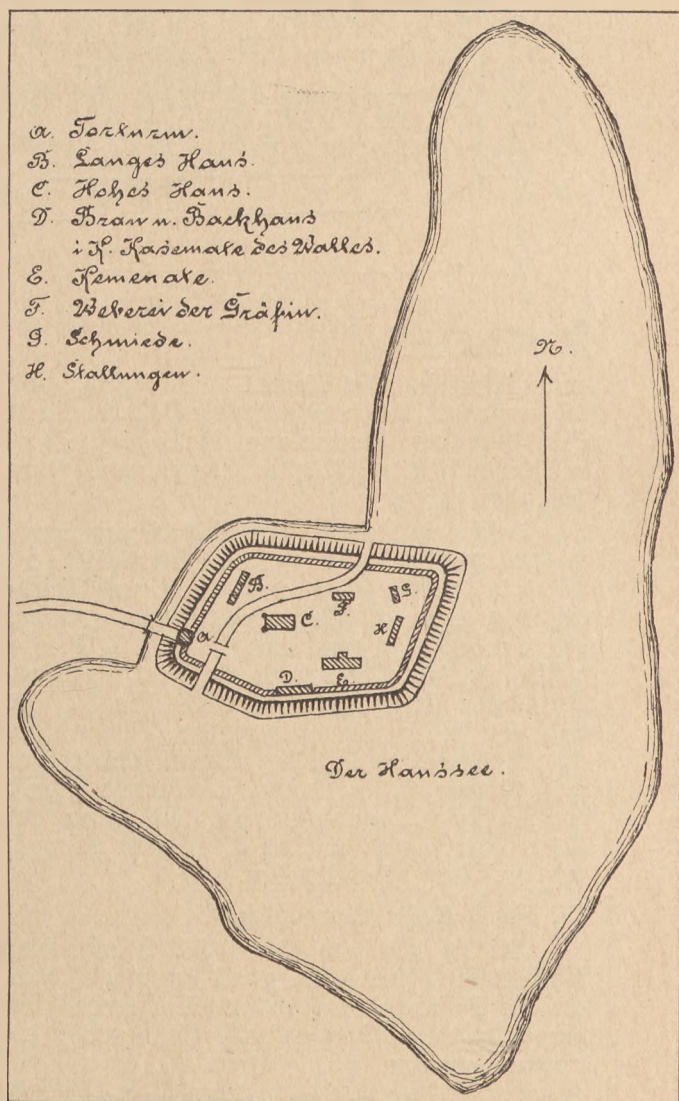
Gleichzeitig tauchen auch die ersten deutschen Flurnamen auf: 1268 der Eichwald Ekfir bei Gollnow, 1278 die Redwisch bei Massow, 1284 die Querne bei Daber, 1291 der Bach Vollegrop bei Priemhausen.

Der Kreis Naugard hat also in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sein deutsches Gepräge erhalten. Wenn nun in diesem Zeitraum erstmalig auch Burgen genannt werden, und zwar im Besitze der gerade einwandernden deutschen Ritterfamilien, so dürften wohl keine Zweifel darüber bestehen, daß es sich um Neubauten im Stile damaliger deutscher Ritterburgen handelt, nicht etwa um die alten slavischen Burgwälle.

Die Burg Naugard wird 1268 im Besitze des Bischofs erwähnt, der sie 1274 den Ebersteinern überträgt. In diese Zeit wird auch wohl schon die Burg Massow gehören, da der Ritter Konrad von Massow 1259 bis 1274 bezeugt ist (das Land erscheint ebenfalls seit 1259). In Daber ist die Burg erst seit 1295 nachweisbar (das Land schon seit 1257), sie mag etwa 20 Jahre älter und eine Gründung Gunzelins von Schwerin sein. Sie wurde nicht an der Stelle des alten slavischen Burgwalls (bei Heinrichshof) angelegt, sondern 1½ km weiter südlich. Die erste deutsche Burg in Massow wurde dagegen auf dem günstigen Ge-

lande der slavischen errichtet, aber nach einem halben Jahrhundert dichter an die Stadt verlegt. In Naugard weist nur der Name auf eine slavische Burg; daß sie an der Stelle der heutigen Strafanstalt gelegen habe, bleibt reine Vermutung. Sie gründet sich auf die schwer auszrottbare Vorstellung, daß die ersten deutschen Ritterburgen der Kolonisationszeit gern an Plätzen erbaut seien, an denen bereits slavische Burgwälle gestanden haben.

Das Alter einiger weiterer Burgen im Kreise Naugard wird nur durch sorgfältiges Altstudium oder Grabung zu ermitteln sein. Im Garten des Rittergutes Hindenburg finden sich Fundamentreste eines Schlosses. Westlich von Makhdorf sind am Wege nach Burow noch Wall und Graben und Grundmauern aus Findlingen zu erkennen. 1530 ist hier eine Burg der Ebersteiner bezeugt, der Ort



Lageplan des ehemaligen Naugarder Schlosses

Aus „Lemke, die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Naugard“



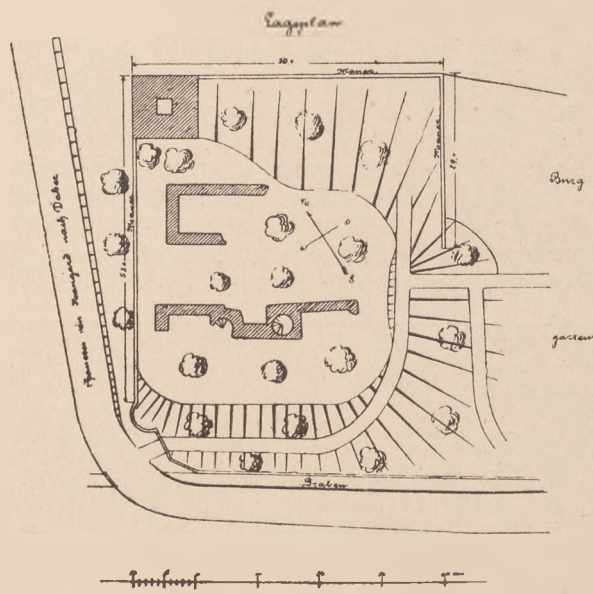
war im 15. Jahrhundert im Besitze der Fleming's. Zwischen Rektow und Fanger hatten die Ebersteiner in der Rothenstierer Forst an dem Stepenitzbach ein Jagdhaus, die „Wolfsburg“; auf dem „Schloßbrink“ sollen sich noch Mauerreste befinden. Um 1400 wird das Schloß Quarkenburg im Besitze der Familie von Zastrow erwähnt, später haben die Ebersteiner

den wurden. Vor wenigen Jahrzehnten sollen Wall und Graben eingeebnet worden sein.

½ km nördlich davon liegt auf der Feldmark Hermelsdorf der „Voßberg“. Früher soll er einen Wall gehabt haben, der jedoch in die Wiesen abgefahren worden ist.

2 km südwestlich von Hohenschönau liegt auf der Südspitze einer schmalen, weit in die Wiesen vorspringenden Landzunge der „Schloßberg“. Er ist durch Kiesgewinnung völlig abgetragen. Vor wenigen Jahrzehnten waren die Linien des Walles und Wassergrabens noch deutlich zu erkennen. Es sollen dort Urnenscherben gefunden worden sein.

Der Gutshof Rniephof ist im Gebiete von einem breiten Graben umgeben, der mit Baumstämmen und Feldsteinen gesichert ist. Ein Hügel in der Waldwiese 1½ km nördlich von Minten wird als Burgwall angesprochen. Die Höhe 17,9 in den Wiesen 1½ km nordöstlich von Priemhausen hat burgwallartigen Charakter und wird als „Schloßberg“ bezeichnet. Nach Auskunft des Hauptlehrers Voigt handelt es sich um die Reste einer neuzeitlichen Eisenschmelze. Der Flurname „Bollwert“ oder „Burgwall“ ist nordöstlich von Rosenow an der Reschler Grenze überliefert. Ein Hügel an den Wiesen nordwestlich von Schönwalde heißt der „Burgwall“. Der „Umlöpsberg“ östlich von Wittenfelde ist als Burgwall angesprochen worden; es fanden sich dort zahlreiche mittelslavische Scherben.



Lageplan des Schloßes Daber  
Aus „Leinde, die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Naugard“

daran Anteile. Die Namen „Schloßberg“ und die große und kleine Schloßwiese sind bei einem Waldstück der Gemarkung Bierhof überliefert; auch hier soll eine Ebersteinsche Burg gestanden haben.

Anscheinend ist auch der „Störtebecker-Berg“ ½ km westlich von Groß-Christinenberg in den Wiesen an dem Wege nach Friedrichsdorf eine mittelalterliche Burg gewesen. Der runde Hügel von etwa 25–30 m Durchmesser ist mit Wall und Graben umgeben. Durch den Hügel zieht sich eine Brandschicht, und es finden sich Ziegelsteine, Eisenwaffen und Knochen. Hier sollen Klaus Störtebecker und Godeke Michael ein Räuberneft gehabt haben. Zum Dammschen See soll früher ein tiefer Graben und von der Brücke ein Klingelzug zur Burg geführt haben.

#### IV. Zweifelhafte Burganlagen.

Bei Damerow ist im 16. Jahrhundert die Flurbezeichnung Burgwall bezeugt, und im vorigen Jahrhundert sind am Mühlenbach an der Altmühler Grenze noch Grabenreste erkennbar gewesen.

3 km nördlich von Falkenberg lag an der Nordwestecke der Feldmark an Wiesenrande ein kleiner, als „Burgwall“ bezeichneter Hügel, auf dem mittelslavische Scherben gefun-

## Don den Flurnamen des Kreises Naugard

Von Dr. Robert Holsten

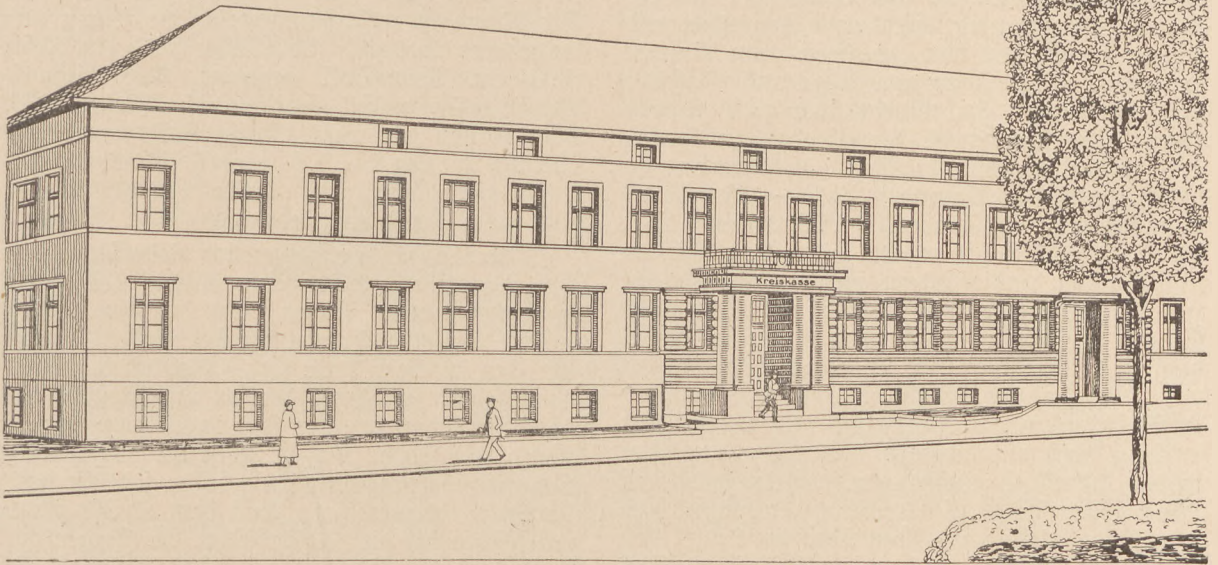
Mudder Wittsch, Mudder Wittsch, wat's dat för'n Ding,  
Wat gifestern in unsern Gasten ging?  
Half witt, half schwarz, half roze Bein,  
So'n Ding heww'k in min'n Leben nich sehn. — —

Dies Rätsel wurde mir in meiner Kindheit, die ich im Kreis Franzburg verlebte, zum Raten aufgegeben; auch als Tanzlied habe ich es gehört. Bald merkte ich, daß der stolze Vogel gemeint sei, den ich in seinem schönen Kleid so würdig durch das Gras der Wiese schreiten sah; auch sein Nest auf dem Dach der Scheune, in dem die Jungen hungrig ihre Schnäbel aufsperrten, war mir wohlbekannt. Ich lernte auch, ihn zu bitten: „Areboa, du gaure, giww mi 'n lütten Braure!“ oder auch, wenn mir der Kopf anders stand, „Areboa, du beste, giww mi 'ne lütte Schweite!“ Ja, es war der Areboa, wie wir das Wort aussprachen, oder, wie es sonst wohl heißt, der Adebar. Seltsam klingt dieser Name, fast ebenso seltsam, wie der merkwürdige Vogel sich in unserer pommerschen Landschaft



unter Späken und Krähen ausnimmt. Und doch haben wir in ihm sicher ein deutsches Wort vor uns. Es ist uralt; schon im Althochdeutschen finden wir es in der Form odebora. Deutsch ist ohne Zweifel der zweite Bestandteil. Er hängt mit einem Zeitwort zusammen, welches „tragen“, „bringen“ bedeutet; man denke an das niederdeutsche „bören“. Aber was bedeutet der erste Bestandteil? Was bringt der Storch? — Darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig; man läßt u. a. die Wahl zwischen Glück- und Rinderbringer. Inhaltlich

die Wälder und Felder, die Wiesen und Brüche, die Bäche und Teiche, die Wege und Brücken und was es sonst noch in der Flur gibt. Ich kenne diese Flurnamen aus reichen Sammlungen, die heimatliebende Männer des Kreises Naugard angelegt haben. Ihnen sei auch an dieser Stelle für ihre Arbeit gedankt! Die Sammlung ist noch nicht abgeschlossen; wir hoffen noch auf weitere Mitarbeit in größerem Umfang. Aber schon der Stoff, der heute vor-



Das Kreisshaus in Naugard

wäre das wohl dasselbe; denn die Kinder sind das Glück der Eltern. Ist es nicht, als hätten wir in dem Namen ebenso wie in dem Rätsel und dem Kinderlied ein Gedichtchen vor uns, ein Stück Volkspoesie? In klangvollen Lauten malt uns der Name das Glück eines deutschen Hauses, in dem eine Schar flachköpfiger Knaben und Mädchen sich tummelt, und zeigt uns nach dem Glauben unserer Kinder in dem schönen Vogel den Spender des Glückes. Ist das nicht wunderschöne Volksdichtung? — Sie soll uns um so wertvoller sein, als sie uns eben deutsche Art zeigt und uns einen klaren Blick tun läßt in das Gemütsleben unseres Volkes.

Wir sehen, welch gewaltige Kraft in einem Namen steckt: er erschließt uns die Tiefen unserer Volksseele. Es ist uralter Glaube, nicht bloß der Germanen, daß die Kenntnis des Namens Gewalt gibt über den, der ihn gebraucht.

Ich bin aufgefordert, über Namen zu schreiben, nicht aus meiner vorpommerschen Heimat, sondern aus dem Kreis Naugard, über Namen anderer Art, über Flurnamen. Nicht nur Menschen und Tiere, auch die Stücke der Flur, die uns umgibt, haben ihren Namen,

liegt, offenbart uns die Art des Stückes unserer Heimat, das wir heute als Kreis Naugard bezeichnen. Von den Flurnamen des Kreises Naugard wollen wir einmal plaudern!

Vom Storch, vom Adebar, gingen wir aus. Nennt man ihn im Kreis Naugard auch so? Flurnamen geben uns Antwort auf diese Frage. Bei Gollnow liegen Adebarzwiesen. Bei derselben Stadt finden wir einen Olbärdamm. Ein kleiner Teich aber bei Hermelsdorf heißt Knacköwerpaul. Da haben wir statt eines gleich drei Namen des Storches, Adebar, Olbär und Knacköwer. Der Adebar aber scheint im Vordringen zu sein; denn statt Olbär sagt man auch neuerdings Adebarsdamm. Olbär ist von dem bekannten Adebar sicher nur lautlich verschieden. Diese Form findet sich aber nicht überall in Pommern. Ihr Gebiet reicht im Westen bis an die Zarow bei Ueckermünde und bis an die Swine. Im Norden wird es von der Ostsee begrenzt. Von dort springt die Grenze hinüber zur Rega bei Greifenberg und folgt dieser nach Süden bis zur Mündung des Zampelbaches. Dann geht sie im Südosten



über Naugard hinüber zum Unterlauf der Ihna und folgt von ihrer Mündung der Oder. Knackowe oder -öwer ist ein zusammengesetztes Wort. Das Grundwort ist wohl aus Adebar entstellte, und knacken wird klappern bedeuten. Der Knackowe wäre im Grunde genommen also ein einfacher Klapperstorch. Er herrscht südöstlich von Olbär. Die Nordgrenze seines Gebietes läuft vom Zampelbach über Regenwalde nach Belgard und folgt von dort der Persante bis Neustettin und bis zur Rüdow an der pommerischen Grenze. Beide Namen teilen sich also in ein Gebiet, das sich von Süden her wie ein Keil in Pommern einschleibt und im großen und ganzen im Westen von der Zarow, im Norden von der See, im Osten von Rega und Persante begrenzt wird. Im Nordwesten und Nordosten dieses Keiles ist der Adebar zu Hause. Wie kommt es, daß ein Vogel in Pommern so verschiedene Bezeichnungen hat? — In Pommern saßen einmal Slaven. Im Mittelalter aber, im 12. bis 14. Jahrhundert, zogen, von Fürsten und Städten und Klöstern gerufen, von adligen Herren geführt, deutsche Siedler ins Land. Die Slaven verschwanden; Pommern wurde wieder deutsch. Einmal waren es Niedersachsen, die von Mecklenburg aus zunächst Vorpommern in Besitz nahmen und sich von da an der Küste entlang nach Ostpommern vorschoben und hier weiter ins Land eindringten. Ihnen wies das Meer ihren Weg. Ein anderer Strom, niederfränkischen Ursprungs, kam über die Mark von Süden und folgte der Oder nach Norden. Das Alter dieser deutschen Bewegung zeigen uns wieder die Flurnamen. Bei Gollnow steht schon 1268 ein Ekfir, ein Eichenwald; die alte Urkunde, die den Namen überliefert, bezeichnet ihn ausdrücklich als deutsch. Ebenfalls bei dieser Stadt erhebt sich 1309 der Clockenberg. In demselben Jahre fließt bei Naugard die Swantebeke; das Grundwort Beke = Bach ist sicher deutsch. In den mittelpommerischen Keil nun teilen sich offenbar Olbär und Knackowe, während im niedersächsischen Westen und Osten der Storch Adebar heißt. Im Kreis Naugard stoßen beide Ströme aufeinander; wir haben hier ein Mischgebiet.

Eine Mischung niederfränkischer und niedersächsischer Sprachgutes lassen uns die Flurnamen im Kreise Naugard auch sonst erkennen.

Zunächst finden wir eine Reihe niederfränkischer Wörter unter ihnen. Wiesen heißen häufig Upstall, so in Bernhagen, Breitenfelde, Braunsberg, Eichenwalde, Pagenkopf, Parlin, Priemhausen. Ein Upstall ist ein offener Stall, der nur aus dem Dach und vier Ständern besteht; er soll dem weidenden Vieh bei ungünstiger Witterung als Schutz dienen. Der Name wird dann auf die ganze Wiese

übertragen, auf der dieser Stall steht. Das Wort ist niederfränkisch. Es ist im Kreis Pyritz in Briezig schon 1322 als Name einer Wiese in Gebrauch.

Dotleger heißen Wiesen bei Neuendorf und Reschl in der Nähe von Massow. Das Wort bezeichnet eigentlich eine tote Lage, ein Flurstück, das nichts bringt; es ist niederfränkisch und auch im Kreis Pyritz bekannt.

Der Schachtelhalm findet sich in Pommern in mehreren Arten. Der Aderschachtelhalm heißt Duwok, eigentlich Duwe-wopp, d. h. taube Aehre; der Hafer hat Woppen, nicht Aehren. Der Name ist recht bezeichnend für seinen unfruchtbaren Stengel. Bei Daber wird ein Teich 1809 ein Duwakfoll genannt. Der Sumpfschachtelhalm wächst häufig auf Wiesen. Die Röhre fressen ihn nicht. Daher heißt er niederfränkisch Hermoos, d. h. herbes Mooos, welches ungenießbar ist. Bei Daber ist der Name Hamauseck heute noch lebendig.

Die Rossäten heißen im niedersächsischen Teil Pommerns Roter oder Käter; das Wort bezeichnet einen Mann, der in einer Rate wohnt. Dieselbe Bedeutung hat Rossat = Rotfate, der in einer Rate sitzt. Dies wird zusammengezogen zu Roze. Rossat ist flämisch und findet sich schon in alter Zeit in Mittelpommern ebenso wie Roze. Rossat ist in die hochdeutsche Sprache übergegangen und daher jetzt in ganz Pommern anzutreffen. Aus dem Kreise Naugard führe ich an Rokendamm bei Pagenkopf, Rokenland bei Stebenhagen, Rokenlandwees bei Falkenberg.

Der letzte Name ist besonders interessant. Die Wiese nennt er Wees. Dies Wort ist in Mittelpommern in Gebrauch, ohne daß sich nachweisen ließe, daß es niederfränkisch ist. Im übrigen Pommern sagt man dafür Wisch. So sagt man Wees in Augustwalde, Eichenwalde, Falkenberg, Gollnow, Oberkarlsbach, Schönwalde, Weitenhagen. Dem steht Wisch in Blankensfelde und Neuendorf bei Massow gegenüber. Wees ist alt; schon 1584 ist bei Gollnow von einer „Nyhen Weswen“ die Rede.

Eine Zierde unserer Rieserwälder ist der Wacholder. Bei Pflugrade liegt ein Machangelbrink. Das Bestimmungswort ist aus Wacholder entstanden. Es ist in Mittelpommern gebräuchlich. Zu Jangel oder Gangel verkürzt, tritt es im Ostteil Wollins und im Kreis Kammin auf, reicht also bis an die See. In Vorpommern nennt man den Wacholder Knirk, in Ostpommern sonst meist Knister oder Knaster.

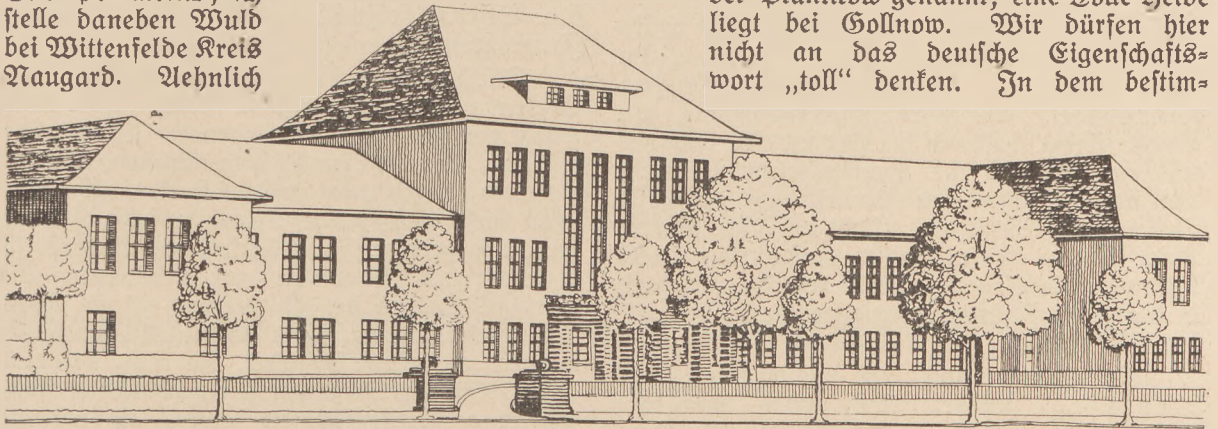
So haben wir im Kreise Naugard mit Hilfe der Flurnamen eine Reihe von Wörtern aufzeigen können, die dem mittleren Pommern eigentümlich, z. T. nachweislich niederfränkisch sind. Eins von ihnen, Upstall, kommt schon 1322 vor. Wir dürfen also schließen, daß dies



niederfränkische Sprachgut mit der mittelalterlichen Kolonisation über die Mark nach Pommern gekommen ist. Auch in der Mark wohnten einmal Slaven; sie ist, wie uns berichtet wird, zum guten Teil von Holland, Seeland, Flandern aus germanisiert worden.

Daneben kann ich wenigstens einen Flurnamen anführen, der mit einem niedersächsischen Wort gebildet ist: bei Kramonsdorf liegen die Voggenfölle. Die Niedersachsen nennen den Frosch Pogge; niederfränkisch heißt er Padde. Auch Pogge ist in Pommern alt; bei Demmin ist der heutige Name Poggenkrug schon 1292 nachzuweisen.

Der Wald heißt im Mittelniederdeutschen Wold. Diese Form kennt der niedersächsische Teil Pommerns; ich stelle daneben Wuld bei Wittensfelde Kreis Naugard. Ue hnlich



Der stattliche Bau des neuen Kreiskrankenhauses in Gollnow

steht es mit dem Wort Viete, das sich bei Fanger findet. Es wird im niedersächsischen Küstenland zur Bezeichnung einer Senke gebraucht; in Mittelpommern sagt man dafür Siep.

Was die Namen des Storches uns schon verraten hatten, finden wir durch die Betrachtung weiterer Flurnamen bestätigt. Im Kreise Naugard zeigt uns die Sprache das deutsche Volkstum seiner Bewohner; aber verschiedene Stämme haben sich hier gemischt, Niedersachsen und Niederfranken. Doch scheint der aus der Mark herzuleitende niederfränkische Einfluß zu überwiegen. Das ist nicht wunderbar, da er ja von Süden her ursprünglich bis an die See vorgedrungen ist. Auch hat der Kr. Schivelbein, der gar nicht so weit entfernt ist, bis 1818 zur Neumark gehört. Immerhin zeigt uns der Audebar im Kr. Naugard, daß die Niedersachsen mit ihrer Sprache doch vielleicht mehr Stoßkraft gehabt haben. Diese Ausbreitungsfähigkeit erkennen wir schon in alter Zeit auch auf einem andern Gebiet. Die Städte im niedersächsischen Gebiet Pommerns haben ursprünglich lübisches Recht erhalten; im mittelpommerschen Reil wird ihnen Magdeburger Recht verliehen. So haben

im Kr. Naugard auch Gollnow und Massow 1268 bzw. 1278 Magdeburger Recht erhalten; sie haben aber später das lübisches angenommen.

Deutsch sind die Bewohner des Kr. Naugard; deutsch ist ihre Sprache. Aber es wohnten doch einmal, wie wir sahen, Slaven in diesem Lande, die mit fremder Zunge redeten. Ist denn von ihrer Sprache nichts übriggeblieben? Wir wollen hier nicht von den Ortsnamen reden, die, wenn auch nur in geringer Zahl, doch z. T. aus der slavischen Sprache stammen, wie eben Naugard; das ist deutsch Neuenburg. Wir handeln hier von den Flurnamen. Wenige nur sind es, die heute noch slavische Herkunft verraten, und auch sie haben z. T. ein deutsches Gewand angelegt. Ein Dolles Maa wird mir bei Plantifow genannt; eine Tolle Heide liegt bei Gollnow. Wir dürfen hier nicht an das deutsche Eigenschaftswort „toll“ denken. In dem bestimm-

menden Wort steckt vielmehr das slavische dolu, welches Tal bedeutet. Ein Moor liegt natürlich im Tal. Auch die Tolle Heide ist ein Torfmoor; wir finden es in einer Senke, die sich nur 0,8 m über dem Meeresspiegel erhebt. Im Namen der Svantebefe, die 1309 bei Naugard erwähnt wird, bedeutet das Bestimmungswort in der Sprache der Slaven heilig. Bei Schönwalde heißt eine Wiese Lieh. Auch dieses Wort ist slavisch, wenn sich die Gelehrten über seine Bedeutung auch noch nicht einig sind. Aber wie wenig Namen sind das gegenüber der Fülle deutscher Namen, die wir kennen gelernt haben! Das Slaventum scheint für unser Land doch nur geringe Bedeutung gehabt zu haben. Erst die Deutschen haben es zu dem gemacht, was es heute ist.

Einen Zusammenhang des Kr. Naugard mit der Mark zeigte uns die Sprache; er wird uns aber auch auf anderem Gebiet durch die Flurnamen offenbar, nämlich in der Volkssage. Bei Hinzendorf liegt der Vellersberg. Vellers, Uellers, Uellers ist ein Name der Zwerge. Sie werden durch ihn wohl als die Alterchen bezeichnet. Das Volk denkt sie sich als alte Männchen mit langem, weißem



Bart. Sie wohnen unterirdisch in Bergen. Aus ihnen kommen sie hervor, teils um den Menschen zu helfen; oft aber treiben sie auch ihren Schabernack mit ihnen oder schaden ihnen wohl gar. Das können sie ungestraft tun. Denn sie haben kleine Rappen; wenn sie diese aufsetzen, sind sie unsichtbar. Diese Unterirdischen sind in ganz Pommern bekannt, werden aber meist nur eben als Unterirdische bezeichnet. Der Name Uelkers ist aber auch in der Mark gebräuchlich.

In Pommern weiß man von mancherlei Gespenstern zu erzählen. Zu ihnen gehört der Hackup. Er hockt sich nächtlicher Weile dem Wanderer auf den Rücken und läßt sich von ihm tragen, bis dieser in Schweiß gebadet zusammenbricht. Nach ihm werden besonders häufig Berge genannt. Wer einen Berg hinaufsteigen muß, mag wohl das Gefühl haben, als hocke ihm eine schwere Last auf dem Rücken. Im Kr. Naugard bei Wittenfelde heißt ein Torfloch Jakobsbüdel. Dieselbe Zusammensetzung mit Beutel findet sich auch bei Priklow Kr. Randow und bei Stresow Kr. Greifenhagen, vielleicht weil in beutelähnlichen Vertiefungen der nasse Boden dem Menschen anklebt wie eine schwere Last. Wieder ist der Hackup auch in der Mark bekannt. Die Sage stellt also den Kr. Naugard in denselben Zusammenhang mit der Mark wie der Wortschatz.

So haben uns die Flurnamen zur Volkssage geführt. Noch andere ihrer Gestalten treten uns in ihnen entgegen. Auf dem Grugelsberg bei Daarz freilich mag ein Hackup, von dem wir eben sprachen, Grauen eingeblöht haben; aber unter der Spukeiche bei Barenbruch wird wohl ein anderes Gespenst sein Wesen haben. Unsere heidnischen Vorfahren glaubten sich von allerlei Geistern, Dämonen, umgeben. Zum Teil erwarteten sie von ihnen Hilfe; mehr noch fürchteten sie, durch sie geschädigt zu werden. Viele dieser Vorstellungen haben sich dann unter dem Einfluß des Christentums in den Gestalten des Teufels und seiner Gefolgschaft, der Hexen, zusammengezogen. Der Teufel hat unendlich vielen Flurnamen in Pommern ihre nähere Bestimmung gegeben. Schon unter den ältesten deutschen Flurnamen unserer Provinz finden wir 1284 nahe beim Kr. Naugard bei Volchow Kr. Regenwalde ein Dubelzbrok, d. h. Teufelsbruch. In einem Bruch ist der Boden unsicher. Dichtes Gebüsch versperrt die Aussicht, Nebel steigen. Ueberall aber, wo es unheimlich ist, glaubt man im Reich des Teufels zu sein. So liegt bei Braunsberg eine Düwelskuhl, bei Plantikow ein Düwelsbarch. Der Düwelsbarch bei Gr. Benz heißt auch Höllenbarch, 1809 auf einer Karte Hellenberg. Das Wort hat eigentlich nichts mit dem Aufenthalt der Verdammten zu tun, sondern bezeichnet eine abschüssige Stelle; die Karte hat die ursprüngliche Form

bewahrt. Der Gleichklang bewirkte dann den Uebergang zur Hölle und schließlich zum Teufel. Ähnlich wird der Name Höllengrund bei Maxdorf entstanden sein. Den Teufel dachte man sich mit einem Pferdefuß. In großen Steinen glaubte man wohl einen Abdruck seines Hufes finden zu können. Ein solcher Stein mit einer Teufelstrappe lag früher am Teufelstrappischen Weg bei Falkenberg. Im Gefolge des Teufels erscheinen die Hexen; er ist ihr Herr. Einmal im Jahr kommen sie mit ihm zum Tanz zusammen; der Hexenberg bei Daber heißt daher auch Tanzberg. Sonst könnte der Name Hexenberg auch eine Stelle bezeichnen, wo eine Hexe den Feuertod hat leiden müssen. Sicher weist auf diesen furchtbaren Mißbrauch christlicher Anschauungen der Name Schmößberg bei Parlin hin. Schmoß heißt Rauch; dieser steigt auf, wo Feuer brennt.

Düstere Schatten lagen über den Seelen unserer Vorfahren. Altes Heidentum zusammen mit mißverstandenen Christentum erfüllten sie mit Furcht und Grauen. Düstere Schatten stiegen auch in den Seelen der Menschen auf. Das rauhe Klima unserer Heimat, die oft so geringe Fruchtbarkeit des Bodens, sie erziehen den Pommern zur Ausdauer und Hartnäckigkeit in der Verfolgung seines Ziels. Aus dieser Tugend kann aber auch ein Fehler werden, die Starrköpfigkeit, die nicht nachgibt. Daher ist der Pommer streitsüchtig; er prozessiert gern. Flurnamen zeigen, wie oft um ein armeliges Flurstück mit Erbitterung gestritten wurde. Aus unserem Gebiet nenne ich die Streitwiese bei Daber, den Strieturt bei Parlin, die Riesholzwiese bei Massow; denn kieven bedeutet streiten. Wieviel düstere Gedanken brachte so ein Streit.

Aber die Lebenskraft unserer Vorfahren erlag diesem finsternen Dunkel nicht. Sie wußten sich zu helfen. Ueber dem Höllengrund und der Düwelskuhl, über Spukeiche und Grugelsberg klangen an jedem Sonntag die Glocken. Ihr heller Ton sollte alle bösen Geister verscheuchen. Ihre Aufgabe ist ursprünglich nicht, zum Gottesdienst zu laden, sondern den Weg zu ihm frei zu halten und ungefährlich zu machen. Zu diesem Zweck benutzten schon die alten Griechen die Glocken, und in dieser Absicht hat die christliche Kirche sie übernommen. Bei Gollnow wird schon 1309 ein Clockenberg erwähnt. Noch heute kennt man bei dieser Stadt die Glockenberge. Eine Kirche soll hier gestanden haben, aber schon vor langer, langer Zeit in die Erde gesunken sein. Aber einmal im Jahr, am Johannistage 12 Uhr mittags, hört man noch heute die Glocken in der Tiefe läuten.

Im Heiligen Lande fließt der Jordan. An heiliger Stätte ist man sicher am besten geborgen und vor bösen Gewalten geschützt.



Vielleicht haben solche Gedanken den Anlaß gegeben, einen Teich bei Maxdorf Jordan zu nennen. Es gibt viele Gewässer in Pommern, die diesen Namen tragen.

Gab es in der Natur feindliche Gewalten, so spendete sie doch auch manche Hilfe, die neue Kraft geben konnte. Bei Eichenwalde fließt der Ostergraben. Gewiß hat man dort Osterwasser geholt, wie sonst in Pommern, um gesund und schön zu bleiben. Kraft durch Freude, nach dieser Lösung lebten schon unsere Väter. Wenn die Arbeit der Frühjahrssaatbestellung getan war, dann holten sie grüne Birken, etwa von den Maikuhlen bei Kramonsdorf, und schmückten das Pfingstfest mit Maien. Auf dem Pfingstberg aber, wie er z. B. bei Hermelsdorf sich erhebt, wurde das Pfingstbier mit Trunk und Tanz gefeiert.

Im Herzen der Pommern leuchtet eine helle Sonne, die alle Schatten vertreibt, das ist ihr Humor. Er sieht alles Traurige, wie es das Leben nun einmal mit sich bringt; aber er weiß es lachend zu tragen. Mancher Flurname legt Zeugnis davon ab. Gern spielt der Humor um die einsam liegenden Gehöfte oder Aus-

bauten. Es ist immer schwer, fern von menschlicher Hilfe und Gesellschaft in oft dürftigen Verhältnissen leben zu müssen. Aber wir lachen mit, wenn wir hören, daß man so einen Ausbau bei Massow Reißhaus nennt, oder gar Lahme Laus bei Breitenfelde. Rußland heißt ein Acker bei Gr.=Christinenberg weit abseits an der Grenze, und ein Teil des Dorfes Falkenberg, in dem immer Streit herrschte, erhielt den Namen Balkan, weil dieser der Schauplatz so vieler Kriege gewesen ist. Wieder lächeln wir mit, wenn die Heimat mit ihren Mängeln uns in diese fernen Länder versetzen will.

Deutsch ist das Volk im Kr. Naugard, zwar gemischt aus verschiedenen Stämmen, aber deutsch in seiner Sprache, deutsch in seinem Charakter. So haben es uns die Flurnamen gezeigt. Ich meine, es hat sich wohl gelohnt, ihrer Stimme ein Weilchen zu lauschen. Mit größter Zuversicht spreche ich jetzt die Bitte aus, es möchten viele helfen, um die Sammlung der Flurnamen des Kreises Naugard zum Abschluß zu bringen. Unsere Flurnamen haben es verdient, daß wir sie lebendig erhalten und verstehen lernen.

## Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Naugard

Gesammelt von Prof. Otto Knoop †, ausgewählt von Hugo Gosch\*\*)

### Die Grafen von Eberstein auf der Wolfsburg.

Vorzeiten lebte in Sachsen ein vornehmer und mächtiges Geschlecht, das der Grafen von Eberstein. In der Mitte des 13. Jahrhunderts aber wurde Graf Dietrich von Eberstein von dem Herzog von Braunschweig mit dem Strange hingerichtet, und seine Söhne mußten in alle Welt flüchten und ihre Güter im Stiche lassen. Einer von ihnen, Graf Otto von Eberstein, floh zu seiner Mutter Bruder, einem Grafen von Gleichen, der damals Bischof von Kammin war. Er wurde von diesem aufgenommen, und der Bischof belehnte ihn im Jahre 1263 mit der Stadt und Grafschaft Naugard. Zu dieser Grafschaft gehörte auch das Dorf Rektow, eine Meile südwestlich von Naugard, bei welchem die Grafen später eine Burg erbauten, die sie die Wolfsburg nannten. Die Trümmer dieser Burg sieht man noch jetzt in der Nähe von Rektow.

Die Ebersteiner fingen aber mit der Zeit ein wüstes, gottloses Leben an, und besonders hatten sie ihre Freude daran, von der Wolfsburg aus, wo sie oft zum Jagen mit ihren wilden Gefellen zusammentrafen, den Bauern die Saaten zu verderben. Deshalb stehen sie

noch jetzt unter den Bauern in einem schlechten Rufe, und man sagt, sie hätten keine Ruhe unter der Erde und müßten noch immer um die Wolfsburg herumwandern. Doch sind sie nicht immer böse, sondern beschenken manchmal sogar die Leute, mit denen sie zusammentreffen.

So war vor vielen Jahren einmal ein Schäfer in Rektow, der hütete am Johannisstage mit seiner Herde auf dem sogenannten Hünenberge, der nicht weit von der Wolfsburg liegt. Auf einmal versank er mit all seinen Schafen in die Erde hinein, die sich über ihm zusammentat. Unten kam ihm ein großer Hund entgegen, der ihn an eine Tür führte. Diese öffnete der Schäfer, worauf er an eine zweite Tür kam. Als er auch diese geöffnet hatte, befand er sich in einem großen Saale, darin saßen viele vornehme Herren am Speisen. Sie sahen dem Schäfer so stattlich aus, daß er sie für Fürsten hielt, obgleich die Leute meinen, daß es die Grafen von Eberstein gewesen, die in diesen Berg hineingebannt seien. Sie luden den Schäfer ein, mit ihnen zu essen. Er tat es auch. Als er sie darauf aber fragte, wie er wieder aus dem Berge herauskommen könne, sagten sie ihm, daß er vor dem nächsten Johannisstage, mithin vor Ablauf eines Jahres, nicht daran denken könne. Also geschah es auch. Der Schäfer mußte ein ganzes Jahr mit seiner

\*\* Die vollständige Sammlung erschien 1925 in Stargard (Buchhandlung Otto Plath).



Herde im Berge bleiben. Als das Jahr zu Ende war, verehrten ihm die Grafen einen goldnen Stab, sagten ihm aber dabei, daß er niemals wieder in die Nähe des Hünenberges kommen solle.

Nicht so gut erging es einem Bauern aus Rehtow. Dieser befand sich eines Abends bei den Hünengräbern, die dort auch in der Nähe liegen, als ihm vier junge Männer begegneten. Der Bauer dachte sich nichts Besonderes dabei und sprach sie dreist an. Sie gaben ihm auch freundlichen Bescheid und fragten ihn dann, was die Leute in der Gegend von den Grafen von Eberstein sprächen. Der Bauer, der noch immer nichts Arges dachte, antwortete ihnen ehrlich, wie man von ihnen noch immer nichts Gutes rede, und teilte ihnen auch mit, was sie in früheren Zeiten alles verübt haben sollten. Da wurden die vier Männer auf einmal grimmig, faßten ihn an und fuhren mit ihm in die Luft hinein, drei Meilen weit. Als sie ihn nun niedersehten, waren sie plötzlich verschwunden, und er sah jetzt drei schwarze Hunde vor sich, die Feuer ausspien. Der arme Mensch hat sich vor Schreck kaum wieder nach Hause finden können, wo er Tags darauf gestorben ist.

Von der Zeit an hat man nur noch zwei schwarze Hunde in der Gegend erblickt, und man glaubt daher, daß der dritte seitdem erlöst sei.

#### **Ein trunkener Schuhmacher wird in die Luft geführt.**

Ein Schuhmacher aus Daber, der oft aufs Land ging, um Arbeit zu suchen, kam in einer Nacht aus dem Kruge in Plantifow, das etwa eine halbe Meile von Daber entfernt liegt, etwas angetrunken heim. Er war kaum eine Viertelstunde gegangen, als er am Wege drei schwarze Pferde sah, die da weideten. Er dachte, sie gehörten einem Bauer aus Plantifow, und in seinem trunkenen Mute und weil ihm das Gehen schwer wurde, machte er sich an sie heran und setzte sich auf eins, um so nach Hause zu reiten. Aber auf einmal hob sich das Pferd mit ihm in die Höhe und flog hoch durch die Luft, daß dem Schuhmacher Hören und Sehen verging. Erst an dem Schloßsee ließ es sich mit ihm nieder. Dort warf es ihn am Ufer ab und verschwand dann in der Tiefe des Sees.

Die Leute meinen, daß die drei schwarzen Pferde den drei Fürsten vom alten Dewitzschloß gehörten; manche sagen auch, das dritte sei der Teufel selbst gewesen. Es soll auch in der Luft ganz feurig geworden sein und lauter Feuer von sich gespien haben.

#### **Der Zaubervogel auf der alten Eiche bei Daber.**

Am Wallberg bei Daber reißt eine mächtige, alte Eiche ihre vom Wetter der Jahrhunderte bereits arg zerzauste Krone in die Luft. Aber noch steht der gewaltige Stamm unerschüttert

da und trotz den Elementen. Seine gewaltigen Maße reihen den Baum unter die Riesebäume unserer engeren Heimat ein und stemmen ihn zum Naturdenkmal. Beträgt doch sein Umfang über den Wurzelknorren über 8 Meter, in ein Meter Höhe noch etwa 7,50 Meter. Diesen ehrwürdigen Zeugen vergangener Zeiten umrankt auch die Volks Sage.

Sie erzählt: Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Dabersee abgelassen wurde, fand man am Fuß der Burgwälle bei dem Vorwerk Heinrichshof die Reste einer alten wendischen Pfahlbautensiedelung. Unter Leitung des berühmten Professors Rudolf Virchow machte man sich alsbald an die Ausgrabung und Bergung der vorgeschichtlichen Funde, die aus Waffen und Gerät aller Art, sowie aus Tier- und Menschenknochen bestanden. Viele Leute waren von nah und fern herbeigeeilt, um den Ausgrabungen beizuwohnen.

Da erschien plötzlich am hellen Tage ein seltsamer mächtiger Vogel. Er war etwa so groß wie ein Kranich, sah aber anders aus als alle bekannten größeren Vögel. Er ließ sich im Geäst der alten Eiche am Hauptburgwall nieder und fing fürchterlich an zu schreien. Es klang, als wenn ein Säugetier ängstlich brüllt, und schallte so weit ins Land, daß man es fast bis Naugard hören konnte. Der seltsame Vogel ließ sich auch nicht verschrecken. Schließlich flog er fort, kehrte aber am nächsten Tage zurück und erhob von Zeit zu Zeit wieder das fürchterliche Geschrei. Erst als auf Befehl der Behörden die Ausgrabungen eingestellt wurden, verschwand auch der Vogel. Die Leute meinen, der Vogel sei ein Abgesandter der Geister jener verstorbenen Wenden, die einst die Pfahlbauten und Burgwälle bevölkerten, gewesen. Ihre Seelen seien durch die Ausgrabung ihrer Leiber aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden und hätten durch die Stimme des Vogels sich wieder Ruhe verschafft.

#### **Der Wertwolf bei Pflugrade.**

In dem Dorf Pflugrade fand einst ein Bauer beim Aekern einen ledernen Riemen. Er nahm ihn auf, steckte ihn zu sich und legte ihn bei seiner Heimkehr auf den Boden. Lange Zeit darauf wollte es der Zufall, daß es ihm an einem Leibriemen gebrach und er sich dann des auf dem Boden verwahrten Gutes erinnerte. Er stieg hinauf, legte ihn um, kam aber nicht wieder herunter, sondern statt seiner stürzte ein Wolf aus der Bodentür heraus, die Treppe hinunter durch das Haus und das ganze Dorf und entschwand auf dem Felde den Blicken der erstaunten Bauern.

Erst einige Tage später klärte sich das Rätsel auf. Der vermißte Bauer kam nämlich plötzlich vom Felde zurück mit dem Riemen in der Hand, der, wie jetzt alle erkannten, die







dessen ziemlich kahle Oberfläche auf kiefrigen, steinigen Boden schließen läßt. Die Leute nennen ihn Hünenberg. Beim Näherkommen bemerken wir denn auch, wie der Hügel besät ist mit Findlingen von verschiedener Farbe, Größe und Gestalt. Ein pflügender Bauer führt uns an den steilen Nordwesthang des Hügels und zeigt uns die Stelle, wo einst der Riese unter den Findlingen des Hünenberges lagerte, der sogenannte Hünenstein. Staunend betrachten wir die wohl drei Meter tiefe Höhlung, die der Hünenstein früher ausfüllte. Wie ein gewaltiger Granatrichter kommt sie uns vor. Unser Führer erzählt, daß er den Riesenblock noch aus seiner Jugendzeit kenne; der habe noch über das mannhohle Gestrauch seiner Umgebung weit hinausragt. Kein Wunder, wenn einen solchen Riesenstein die Sage umrankt hat. Sie berichtet: Vor vielen tausend Jahren hatte der gewaltige Hünenstein einen andern Platz als in der Neuzeit. Er krönte die Anhöhe des Kramonsdorfer Dorfganzes, auf der heute die aus Findlingen erbaute Kirche inmitten des alten Friedhofes steht. Damals lebten hier in der Gegend statt gewöhnlicher Menschen urgewaltige Riesen oder Hünen. Einer hat einmal den mächtigen Stein von dem Kirchenhügel zu dem über zwei Kilometer entfernten Hügel geschleudert, der heute Hünenberg heißt. Vielleicht benutzte der Hüne den Block als Wurfgeschloß gegen einen verhassten Feind, vielleicht aber wollte er in prahlerischem Uebermut auch bloß eine Probe seiner Hünenstärke geben. Noch oft aber erzählten die alten Hünen ihren Kindern mit Stolz von dem Meisterwurf ihres Ahnherrn.

#### Der letzte Hüne von Kramonsdorf.

Viele Jahrhunderte hatten die Hünen in der Gegend von Kramonsdorf geherrscht; da schwand ihre Zahl immer mehr dahin. Ihr Geschlecht starb aus, und gewöhnliche kleine Menschlein, von den Hünen verächtlich Erdenwürmer genannt, traten an ihre Stelle. Schließlich lebte nur noch ein einziger Hüne, der letzte seines Geschlechts.

Diesem letzten Hünen gefiel es bald nicht mehr unter den schwachen, aber listigen und falschen Erdenwürmern. Er war lebensmüde und wollte deshalb seinem Dasein freiwillig ein Ziel setzen. Nur eine Sorge quälte ihn noch: es war niemand da, der ihn würdig bestatten konnte und wollte. Da beschloß er, sich selbst ein Grab zu bereiten, in dem ihm kein Erdenwurm die Ruhe stören sollte. Er ging zum Hünenberg, hob den dort lagernden Hünenstein mit trotziger Kraft empor und schleuderte ihn mit starkem Arm hoch in die Luft. Dann sprang er mit ein paar mächtigen Säen dorthin, wo der Stein wieder zur Erde fallen mußte. Das war gerade am Nordwesthang des Hünenberges. Mit unheimlichem Krachen zermalmt das

riesige Gewicht des ungeheuren Blockes den Hünen und begrub ihn unter sich.

Diesen Leichenstein konnte niemand abwälzen; aber ein starker Blutstrom quoll unter dem Stein hervor und rann in das angrenzende Bruch, das sich weithin rot färbte. Darum nannten die Menschen den Sumpf „ror Brauf“, und diesen Namen führt er noch heute.

#### Das Ende des Hünensteins.

Die Ruhe, die der letzte Hüne von Kramonsdorf in seinem Grabe zu finden hoffte, sollen später habgierige Menschen zu stören versucht haben. Vor mehr als hundert Jahren verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, unter dem Hünenstein seien Schätze verborgen. Da gingen die Leute hin und zogen rings um den Stein einen metertiefen Graben, um so allmählich an seine Sohle zu gelangen. Als nun aber der Stein anfang, sich bedenklich auf eine Seite zu neigen, da stellten die Schatzgräber ihre Arbeit schnell ein, weil sie fürchteten, erschlagen zu werden. So wußte sich der tote Hüne noch im Grabe zu schützen.

Und doch sollte bald die Sterbestunde des Hünensteines schlagen. Er fiel den furchtbaren Sprengstoffen einer neuen Zeit zum Opfer. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde er von den Kramonsdorfern gesprengt und zer schlagen und zum Bauen verwendet. In den vier Ecken einer aus Feldsteinen aufgeführten Gutscheune in Kramonsdorf fallen noch heute je acht, im ganzen also 32 große Granitquadern dadurch auf, daß sie sich durch ihre helle Farbe und ihr gleichmäßiges Gefüge deutlich von den anderen Steinen abheben. Das sollen Reste des zerstörten Hünensteins sein. Wo die übrigen Stücke geblieben sind, weiß niemand zu sagen.

#### Die Auswanderung der Zwerge aus dem Glockenberg.

Auf dem Glockenberge bei Gollnow sollen früher Zwerge gehaust haben. Eines Tages aber beschlossen sie auszuwandern, um sich in einer andern Gegend eine neue Heimat zu suchen. Als sie nun fortzogen, mußten sie die Ihna überschreiten; sie weckten daher in der Nacht den Fährmann und baten ihn, daß er sie übersetzen möchte. Der Fährmann war auch bereit dazu. Als er alle an das andre Ufer gebracht hatte, verlangte er das übliche Fährgeld. Die Zwerge antworteten ihm, das Fährgeld liege schon im Rahn, und gingen eiligst davon. Der Fährmann, der sogleich zum Rahn zurückging, suchte vergeblich nach dem Fährgelde; er fand in dem Rahne nichts weiter als mehrere Haufen Pferdedünger, die er sogleich aus dem Rahn entfernte und ins Wasser warf. Dann kehrte er mißmutig nach Hause zurück. Als er aber den Rahn am andern Ufer wieder festband, sah er plötzlich zwischen den Spunten etwas Glänzendes. Er hob es auf und ent-



deckte, daß es reines Gold war. Nun sah er genauer nach und fand bald noch eine ganze Zahl von Goldstücken. Da merkte er, daß die Goldstücke der Rest von dem im Rahn zurückgebliebenen Pferdedünger waren. Da ärgerte er sich, daß er all den andern Pferdedünger fortgeworfen hatte. Er fand aber doch noch so viel Goldstücke, daß er davon den Rest seiner Tage ohne Sorge leben konnte.

### Die Glocke von Großenhagen.

In der Nähe von Großenhagen und Lüttkenhagen hat früher eine Stadt gelegen, mit Namen Altenhagen. Die Stadt ist schon

Stille Bucht  
im Gallberg  
bei Naugard



Aufln.: Stehling

vor vielen Jahren untergegangen, und man kennt kaum noch die Stelle, wo sie ehemals gestanden hat.

Einmal hütete ein Schäferjunge in der Gegend, wo die Feldmark der Stadt Altenhagen gelegen haben soll, seine Schafe, als er die obersten Teile zweier schöngeformter Glocken aus der Erde empor tauchen sah. Nachdem er sich die Sache eine Zeitlang voll Staunen angesehen hatte, legte er zufällig seine Jacke und seinen Hut auf die eine der Glocken. Als bald fing diese Glocke an zu reden und sprach zu der andern:

„Anne Sessan,  
Wißt mit up't Lann?“

Darauf erwiderte die andre:

„Oh ne, Margaret,  
man üimme deep!“

Nach diesen Worten verschwand die zweite Glocke vor den Augen des Schäferjungen, während die erste an der Oberfläche sichtbar blieb.

Man versuchte nun, die Glocke nach Lüttkenhagen zu schaffen. Vier Pferde wurden angespannt, um die Glocke von der Stelle zu be-

wegen. Allein vergeblich, die Glocke wich nicht vom Flecke. Da machten die Leute von Großenhagen denselben Versuch, und siehe da, es gelang ihnen mit leichter Mühe. Zwei Ochsen wurden vorgespannt, und diese konnten die Glocke mit Leichtigkeit nach Großenhagen bringen, wo sie noch heutigen Tages alle Sonntage die Einwohner zur Kirche einlädt.

### Der Teufel im Gallberg bei Naugard.

Vor langen Jahren hatte der Teufel in der Nähe von Naugard seinen Wohnsitz genommen, und zwar wohnte er im Gallberg, der früher Galgenberg genannt wurde. Hier nahm er so-

gleich die Seelen aller Uebeltäter, die auf der Richtstätte vom Leben zum Tode befördert wurden, in Empfang. Aber da nicht alle Tage einer hingerichtet wurde, hatte er viel Zeit, und um diese totzuschlagen, richtete er sein Augenmerk auch auf die Lebenden. Nach allen Regeln der Kunst ärgerte und drangsalirte er diese. Besonders auf den Fischer, der sein ehrfames Handwerk auf dem See bei Naugard ausübte, hatte er es abgesehen. Auf alle Weise versuchte er es, des Fischers Handwerk zu stören und dem Manne die an sich schon saure Arbeit zu erschweren.

Eines Tages kam er auf den Gedanken, den See in zwei Hälften zu teilen. Zu diesem Zwecke wollte er einen großen Damm mitten durch das Wasser bauen. Aber er konnte nur nachts arbeiten; denn mit dem ersten Hahenschrei muß ja der Teufel von seinem Werke ablassen. Der Fischer sah die Arbeit des Teufels, war aber diesmal schlauer als der Beherrscher der Hölle. In der nächsten Nacht fuhr er in seinem Boot auf den See und nahm seinen großen Hahn mit sich. Der Hahn hatte



sein Lebtag noch keine Wasserfahrt gemacht, und als ihm der kalte Nachtwind um die Augen strich, wurde er munter und fing an zu krähen. Der Teufel war gerade bei der besten Arbeit und schleppte ein paar große Felsen, die er von weither geholt hatte, heran. Woll Nerger ließ er sie fallen und flog wieder in seinen Galgenberg, um die Arbeit in der nächsten Nacht fortzusetzen. Aber der Fischer nahm jetzt immer seinen treuen Hahn mit auf den Fischfang, und dieser krächte auch jedesmal zur richtigen Zeit. Der dumme Teufel sah, daß sein Bemühen nutzlos war, und ließ von nun ab den Fischer in Ruhe. Noch heute aber kann man den angefangenen Damm tief unten im Wasser sehen.

### Der Schatz der Dewitz.

In der Kirche von Daber befindet sich der Leichenstein der Otilie von Arnim, der Gemahlin Tobst von Dewitz. Auf dem Stein sind Tobst und Otilie von Dewitz in zwei Zoll erhebener Arbeit ausgehauen. Die an der Fußbekleidung Tobsts befindlichen sechs Pässchen werden gewöhnlich für sechs Zehen gehalten, und es knüpft sich daran folgende Sage: Auf dem sogenannten Wallberge, der sich auf einer Halbinsel im Daberschen See befindet, soll ein Schatz verborgen liegen, den nur ein Dewitz heben kann, der wie sein Ahnherr Tobst sechs Zehen und sechs Finger haben und den Namen Tobst führen wird.

### Die verzauberte Gans als Schatzhüterin.

Ein alter Daberscher Nachtwächter traf einmal bei seinem nächtlichen Rundgang in der Geisterstunde auf der Schloßbrücke eine weiße Gans. Er nahm an, sie habe sich von ihrem heimatlichen Hofe verirrt, und wollte sie in seine Obhut nehmen. Wer aber beschreibt das Erstaunen des Alten, als die Gans mit menschlicher Stimme zu reden begann! Sie bat den Nachtwächter, er möge ihr doch den Kopf abschlagen; denn sie sei ein verzauberter Mensch und könne nur durch ihren Tod erlöst werden. Aber der Mann war durch die wunderbare Erscheinung so fassungslös geworden, daß er schnell weglief, ohne den Wunsch des Zaubervogels zu erfüllen. Doch konnte er noch hören, wie ihm das Tier nachrief: drei Tage sei noch Zeit, aber in dieser Frist müsse das Werk getan sei.

Der Nachtwächter fand auch in den folgenden Nächten, als ihm die Gans regelmäßig wieder erschien, nicht den Mut, sie zu töten. Da rief der Vogel in der dritten Nacht klagend aus, nun könne auch der in der Burgruine verborgene Schatz nicht gehoben werden, sondern müsse noch so lange verborgen bleiben, als er bis jetzt schon darin ruhe. Erst wenn die ganze Stadt Daber abbrenne, werde eine Hebung gelingen. Er sei so reich, daß man dann alle

abgebrannten Gebäude aufs schönste davon wieder aufbauen könne. Nach diesen Worten schoß das Tier in den Mühlenbach und verschwand.

### Der Schatz in der Großbenzer Har.

In alten Zeiten reichte ein Nordwestarm des Daberssees bis Großbenz. Der ist aber längst verlandet und bildet jetzt einen Wiesenplan, den die Bewohner wegen seines harten, festen Bodens „dei Har“ d. i. die Hartwiese nennen. Als einen kleinen Rest des einstigen Sees wies die Har bis vor kurzem einen Söll auf, in dem ein mächtiger Stein, ein Findling, lagerte. Unter diesem Steinblock ruht nach dem Glauben der Großbenzer ein reicher Schatz, den nur der sollte gewinnen können, der das Kunststück fertig brächte, über den im Wasser lagernden Stein mit vier Ochsen hinwegzupflügen. Diese Bedingung konnte keiner erfüllen, und so blieb der Schatz ungehoben.

Vor einiger Zeit hat nun der Besitzer des Sölls, ein Großbenzer Bauer, das Wasser abgeleitet, die Senke als Wiese aufgeschüttet, den Stein zersprengt und zum Fundament seines neuen Hauses benutzt. Und nun ist auch der Schatz zum Vorschein gekommen; er besteht in dem saftigen, köstlichen Gras, das der Boden des früheren Sölls alljährlich hervorsproießen läßt und das sich als wertvolles Viehfutter in silberblinkende Milch und goldgelbe Butter verwandelt.

### Der verwünschte Schatz bei Hindenburg.

Zwischen den beiden Dörfern Hindenburg und Langkafel liegt ein Berg, den vorzeiten Riesen dorthin geschleppt haben sollen. In diesem Berg liegt ein Schatz vergraben, mit dem es eine eigentümliche Bewandnis hat. Der Schatz kann nämlich nur mit Hilfe des Blutes von Fledermäusen gehoben werden. Bis jetzt aber ist das Heben noch niemandem gelungen, im Gegenteil, diejenigen Personen, die es bisher versucht haben, sind stets dabei zu Tode gekommen. So lebte vor Jahren in der Gegend ein gewesener Dragoner, der allgemein der Goldgräber genannt wurde. Dieser ging mit dem sechsten und siebenten Buch Moses nach der Stelle hin, um den Schatz zu heben; allein am andern Morgen wurde er als Leiche gefunden. Ein anderer, Johann Brandenburg mit Namen, unternahm dasselbe Wagnis. Er ging zu wiederholten Malen mit Spaten und Hacke aus, aber jedesmal, wenn er in die Nähe des Berges kam, erschien ihm ein Geist, der neben ihm herging, und gleichzeitig überkam ihn eine solche Angst, daß er stets umkehren mußte. So ist er niemals zum Graben gekommen.

### Der Schloßberg bei Massow.

In der Nähe der Landstraße, die von Massow nach Daarz führt, liegt eine kahle, an den Abhängen mit Tannen bepflanzte Anhöhe,



die allgemein als Schloßberg bezeichnet wird \*\*). Von dieser Anhöhe erstreckt sich nach Nordwesten eine zusammenhängende Hügelreihe, die nach dem Stepenitzbache zu in ein wasserreiches Wiesengelände, die sogenannten Noinshagen-Wiesen, ausläuft. Die Noinshagen-Berge haben in alter Zeit ein Dörfchen mit Namen Noinshagen (mit „acht Koken einschließlich des Schulzen“) getragen, das wahrscheinlich nach dem Gründer seinen Namen erhalten hat. Es soll, wie die Sage erzählt, gleich Holzhausen



Das Stadtwappen von Massow

und Kölpin ein Opfer des Dreißigjährigen Krieges geworden sein.

Auf dem Schloßberg hat vor vielen hundert Jahren die Ritterburg der slawischen (?) Edlen von Massow gestanden. Diese Feste beherrschte von der Höhe aus vor allem die alte, nach Stettin führende große Landstraße, den jetzigen Landweg nach Daarz, und man erzählt, daß die Herren von Massow wenigstens zeitweise auch Raubritter gewesen sind. Der letzte dieser Raubritter war, wie weiter berichtet wird, ein kleines, aber tollkühnes Männchen mit Namen Puntz. Ritter Puntz hat ein großes, kräftiges Weib gehabt. Eines Tages wurde nun die stark befestigte Burg plötzlich überfallen, erobert und in Brand gesteckt. Die Eroberer stellten harte Bedingungen. Nur der Burgfrau wurde gestattet, den Burghof zu verlassen, gleichzeitig mit der Vergünstigung, von ihrer Habe so viel zu nehmen, wie sie tragen könne. Und was tut nun die kühne, kräftige Ritterfrau Puntz? Sie läuft in die Burg, sucht ihren Mann, der sich irgendwo verborgen hat, und steckt ihn in einen Sack. Dann bindet sie den Sack fest zu, wirft ihn auf ihre Schultern und verläßt unter den Augen der nichts ahnenden Eroberer mit „ihren Habseligkeiten“ gemessenen Schrittes den Burghof. Unbehelligt läßt man sie passieren. Dann

dringen die Eroberer in die Räume des Burginnern ein, um ihren grimmigen, verhassten Gegner, den kleinen Ritter Puntz, zu greifen. Aber alles Suchen ist vergeblich. Da steigt den Feinden ein Verdacht auf: „Sollte vielleicht in dem Sack, den die Burgfrau auf ihren Schultern davongetragen, der Ritter gesteckt haben?“ Ein Teil eilte der Burgfrau nach, die ihren Weg durch die Wiesen des Stepenitzbaches genommen und bereits die Schindangerwiesen in der Nähe des Galgenberges erreicht hatte. Hier ereilte den Ritter und seine kühne Frau das unerbittliche Schicksal. Beide wurden erschlagen und in eine Kule geworfen, die links der Stargarder Straße heute im Besitztum der Zementwarenfabrik Stark und Höjs, gegenüber von dem Hartsteinwerk Hoffmann, liegt und die noch heute den Namen Puntzkule führt.

### Der silberne Pflug von Marsdorf.

Der Ort Marsdorf ist von alters her durch seine gesunde Lage bekannt geworden. Wahrscheinlich hatte das Dorf immer gute Trinkwasserverhältnisse und blieb deshalb von den in alter Zeit so gefürchteten Seuchen, Pest, Cholera, Pocken, mehr verschont als die Nachbarorte. Der Volksmund erklärt diese Tatsache durch folgende Sage:

Vor vielen Jahren wütete einmal in dem nahen Gollnow eine furchtbare Pest. Schon waren Hunderte von Bewohnern jäh dahingerafft. Geißelbrüder zogen in Sack und Asche betend von Ort zu Ort, schlugen sich die bloßen Rücken mit Peitschen blutig und suchten durch schaurig klingende Klagelieder und inbrünstige Gebete die todbringende Krankheit abzuwenden.

Damals lebte in Marsdorf ein Bauer Mars, ein Nachkomme des Ortsgründers gleichen Namens. Er hatte eines Abends Gott im Gebet angefleht, daß sein Dorf von Pest und Tod verschont bleiben möge. Da erschien ihm in der Nacht ein Engel im Traum und sprach: „Schafft euch einen silbernen Pflug an und zieht damit eine Furche rund um euer Dorf; dann werdet ihr von der Pest verschont bleiben.“

Als der Bauer am nächsten Morgen erwachte, führte er den frommen Rat sofort aus. Die Mönche von Münchendorf und Barfußdorf sowie die ganze Bevölkerung von Marsdorf folgten wallfahrend dem silbernen Pfluge. Seit dieser Zeit blieb Marsdorf stets von Seuchen verschont.

### Die beiden Wappen von Gollnow.

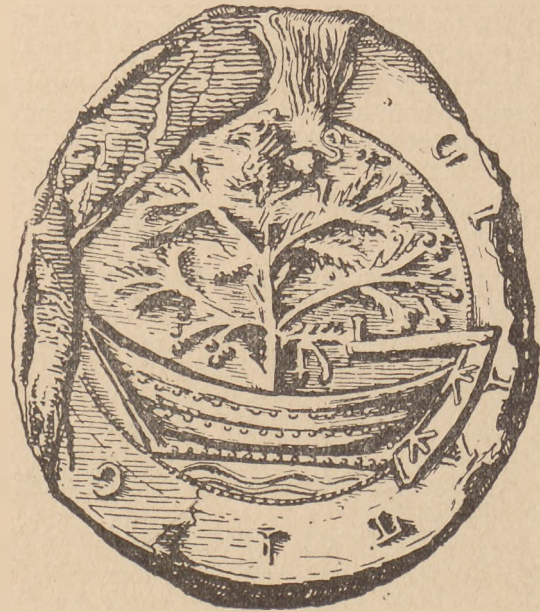
Am Mittelbau des Rathauses zu Gollnow sind zu beiden Seiten der Rathausuhr die beiden Wappen der Stadt angebracht, links das ältere Wappen, das eine Hansafogge mit einem Baum darüber darstellt, rechts das neuere Wappen, das zwei Mondsiceln, umgeben von vier Sternen, zeigt. Das ältere Wappen deutet hin auf die Zugehörigkeit Goll-

\*\*\*) Heute ragt hier das wichtige Weltkriegs-Denkmal empor.



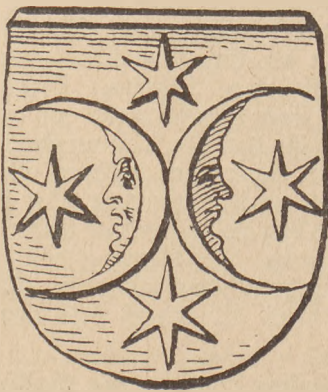
nows zur Hanfa und auf den großen Waldreichtum der Stadt; über die Bedeutung des jüngeren Wappens wissen Gollnower Bürger folgendes zu erzählen:

Die Gollnower waren stets treue Untertanen der pommerischen Herzöge. Einst kam ein pommerischer Herzog, Barnim von Stettin, in große Not. Die Vorfeste der pommerischen



Ältestes Stadtsiegel von Gollnow (Roggenfiegel)

Hauptstadt, Vordamm, jetzt Altdamm, wurde von den Polen berannt und stand kurz vor der Uebergabe. Da fiel eine streitbare Schar von Gollnowern unter dem Edlen Witsch den Polen in den Rücken. Inzwischen machten auch



Das heutige Stadtwappen von Gollnow

die andern Pommer einen Ausfall aus Altdamm, und es gelang, den Feind zurückzuschlagen.

Zum Dank für solche treue Hilfe schenkte Herzog Barnim der Stadt Gollnow einen großen Wald zwischen Altdamm und Gollnow

und verlieh ihr ein neues Wappen. Dies zeigt Mond und Sterne, weil der Ueberfall auf die Polen bei Mondlicht und Sternenschein geschehen war.

### Wie Gollnow zu seinem großen Waldbesitz gekommen ist.

Gollnow soll in bezug auf die Größe seiner Landschaft die viertgrößte Stadt Preußens sein. Ein gewaltiger Wald ist seit Jahrhunderten Eigentum der Stadt. Darüber erzählt man folgendes: Zu der Zeit, als Pommer noch seine eignen Herzöge hatte, lagen einmal ein Herzog Barnim und ein Herzog Bogislaw in schwerer Fehde. Bogislaw floh vor der Uebermacht seines Gegners hinter die Mauern Gollnows. Die Städter nahmen ihn freundlich auf und versprachen ihm ihren Schutz. Aber Herzog Barnim belagerte die Stadt, und bald machte sich der Mangel an Lebensmitteln recht fühlbar. Bogislaw sah es den Gollnowern an, daß sie schwer zu leiden hatten. Da ersann er eine List. In voller Rüstung legte er sich in einen Sarg. Dann wurden Boten an Barnim gesandt mit der Meldung, daß Bogislaw gestorben sei. Auf die Kunde hiervon sagte Barnim: „Dann muß ich mir den alten Helden doch noch einmal ansehen.“ Und er ritt mit seinem Gefolge in die Stadt ein. Dort ließ er sich an die Bahre seines Feindes führen und sprach: „Du warst mein Feind, aber du warst ein Held.“ Da richtete sich Bogislaw plötzlich in die Höhe und stach den Ahnungslosen nieder. Die wenigen Begleiter des Getöteten flohen aus der Stadt, und das Belagerungsheer löste sich auf und zerstreute sich, als es von dem Ende seines Anführers erfahren hatte.

Zum Dank für seine Aufnahme in der Stadt soll Bogislaw den Gollnower Bürgern die großen Forsten westlich, südlich und nördlich der Stadt geschenkt haben. Den nördlichen Teil des Waldes bekam in späterer Zeit der Flecken Stepenitz, der deshalb noch bis in unsere Zeit hinein Abgaben an Gollnow hat zahlen müssen.

### Der Holzhausensche Kirchhof.

An dem Landwege von Massow nach dem Dörfchen Tolz im Saakiger Kreise liegt ein aus dünnstämmigen Bäumen bestehendes Wäldchen, etwa 30 Meter lang und 20 Meter breit. Es wird im Volksmunde als Kirchhof von Holzhausen bezeichnet. Aber man findet dort weder einen zerfallenen Grabhügel noch ein verwittertes Kreuz. Auch ein Dorf Holzhausen sucht man vergeblich mit den Blicken. So weit das Auge reicht, nur wohlbebaute Ackerflächen. Woher also der Name?

Vor etwa 600 Jahren, so erzählt man, lag an jener Straße ein blühendes Dorf Holthausen. Es ist, wie der Name sagt, eine Ansiedlung deutscher Einwanderer im wendischen Pommer gewesen. Als aber der Dreißigjährige Krieg mit



seinen Schrecken durch die deutschen Gaue zog, da griff er mit seinen vernichtenden Armen auch ins pommersche Land hinein. Raub, Brand, Plünderung und Pest brachen über das blühende Dorf Holthufen her. Die Flammen führen vernichtend in die strohgedeckten Häuser; wie die Fliegen starben die Holthufener dahin, und wer mit dem Leben davonkam, der floh entsetzt, um der schrecklichen Pest zu entrinnen. Holthufen, nun ein Trümmerhaufen, war leer und tot. Die Jahre vergingen, aber von den Holthufener Einwohnern kam niemand wieder. Da dachten die Besitzer der Aecker, die an Holthufener Land grenzten, daß es doch wohl sündhaft sei, so viel schönes Land brach und wüst zu lassen. Und sie fingen an und gruben und pflügten und säten, bald hier, bald dort, ein jeder das, was ihm am bequemsten lag, bis sie an die Trümmer des Dorfes selbst kamen. Und auch die wurden abgetragen, fortgeräumt, abgefahren. Bald zog der Pflug seine Furchen über Baustellen, Höfe und Dorfstraßen.

Das Dorf Holthufen war nicht mehr. Aber ein Andenken an das ehemals blühende Dorf mußte denn doch bleiben, und so ließ man vom großen Holthufener Gebiet ein kleines Stückchen Land übrig und bepflanzte es. Das ist der Holzhausensche Kirchhof, so genannt, weil hier das Dorf Holzhausen gleichsam seine Grabstätte erhalten hat.

### Hültern Daber.

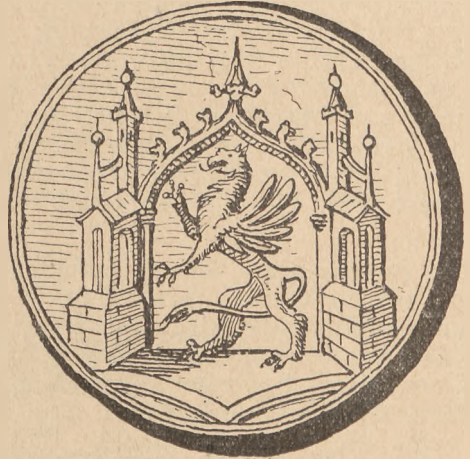
#### I.

In früheren Jahrhunderten war die Umgegend von Daber reich bewaldet. Noch heute zeugen zahlreiche, auf meist längst verschwundene Waldungen hinweisende Flurnamen (Seezforst, Rienbruch, Regenholz, Riezer Gehege u. a.) davon. Ebenso erinnern die vielen Holzfachwerkhäuser des Städtchens, unter ihnen auch das Rathaus, an den einstigen Holzreichtum. Ja, selbst der Turm der sonst als gotischer Backsteinbau errichteten Marienkirche schaute bis zum Jahre 1870 mit seiner ungewöhnlich langen Spitze auf hölzerner Barockhaube ins Land. Kein Wunder also, wenn Daber von den Nachbarn als „Hültern Daber“ bezeichnet wurde.

Doch der Volksmund weiß eine andre Erklärung des Spitznamens zu geben. Er erzählt: Vor vielen Jahren marschierten eines Tages zwei wandernde Handwerksgefallen durch das Städtchen. Von langer Wanderung waren sie müde und hungrig geworden. Froh begrüßten sie daher das Schild eines Bäckerladens und traten ein, um das Handwerk zu grüßen und nach der Sitte der Zunft eine Erfrischungsgabe in Empfang zu nehmen. Aber die im Laden anwesende Frau Meisterin wies die beiden Burschen ab; es sei alles verkauft. Da zeigte der eine auf eine Anzahl knuspriger Semmeln, die noch im Ladensfenster prangten, und bat, ihnen diese doch zu geben. Die Frau erwiderte:

„Ach, dat sinn jo hülterne!“ Der Bursche aber hielt das für die faule Ausrede eines geizigen Gemütes und rief ärgerlich: „So, dat sinn hülterne? Na, ic glöw, Sei sülwst un dat ganze Nest hier is hültern.“

Zornig verließen die beiden Burschen die ungestaltliche Stätte. In der ganzen Umgegend



Das Stadtwappen von Daber

erzählten sie ihr Erlebnis, und bald nannte man das Städtchen weit und breit „Hültern Daber.“

#### II.

Bauer Thulemann aus Kramonsdorf will mit seiner Frau nach Daber. Da sie zu lange geschlafen haben, geht die Reise in beschleunigter Weise vor sich. In dieser „Ahlenflucht“ vergessen sie jedoch, etwas zum Essen mitzunehmen; doch meinen sie, daß sie nachher schon noch in Daber ein paar Semmeln werden kaufen können.

Als sie ihre Einkäufe besorgt haben, merkt Thulemann, daß sein Magen auf Mittag zeigt. Sie gehen nun zu einem Bäcker, um Semmeln zu kaufen. Dieser hat jedoch keine mehr, da sie beim gestrigen Markt alle verkauft sind. Ebenso geht es ihm bei einem zweiten und dritten. Der vierte sagt: „Heute ist ja schon Sonnabend. Da ist bei uns alles verkauft. Die Bäcker hier backen nur Sonntags Semmeln, und die müssen dann eben reichen.“ Sie kommen zu dem letzten Bäcker, der vielverheißend ein großes Weizenbärrmbrot im Schaufenster hat. Endlich! Sie gehen beide hinein, bekommen aber die gleiche Antwort: „Alles verkauft!“ Da weist Thulemann nun noch auf die große Semmel im Schaufenster und sagt: „Gewen S' uns dei!“ Als niederschmetternde Erwiderung tönt's ihm entgegen: „So, dei können Sei ut nich brufen, dei is ut — Hult.“

Bauer Thulemann aus Kramonsdorf mußte mit hungrigem Magen nach Hause fahren, und er hat noch viel über „Hültern“ Daber geschimpft.



# Friedrichswalde und der Hofnarr Claus Hünze

Von Artur Donath, Oberkarlsbach

Unweit von Ihnazoll zwischen den Städten Gollnow und Stargard, wo die ehemalige „große Straße“ von Stettin nach Hinterpommern den Ihnafluß überschreitet, liegen die Dörfer Friedrichswalde und Hinzendorf, die einst zur Herzogszeit glänzende Tage gesehen haben und noch heute einige wundervolle Reliquien besitzen, wohl wert, sie aufzusuchen und zu betrachten.

Wir benutzen einen schönen Herbsttag und wandern von der Station Carolinenhorst durch das staatliche Friedrichswalder Forstrevier. Dies ist ein Teil jener großen Waldungen, welche sich früher von Greifenhagen an bis nach Stettin erstreckten. Einst gehörte der beste Teil dieser Waldungen, die jetzigen Forstreviere Bütt und Friedrichswalde, dem in der Nähe des schönen Madüses gelegenen reichbegüterten Kloster Colbak. Herzog Bogislaw I. erteilte 1185 den Mönchen zu Colbak das Recht, in dem Lande Stargard die fürstlichen Wälder für sich und ihre Untertanen zur Entnahme von Holz und zur Weide für ihre Herden zu benutzen. Da diese Berechtigung wohl zu mannigfachen Streitigkeiten führte, beschloß Herzog Swantibor unter Zustimmung seiner Mutter, statt jener Holz- und Weideberechtigung den „fleißigen Mönchen“ zu Colbak die sogenannte „Wüste“ zu schenken. Dieser große Landstrich, zwischen Madü, Plöne und Ihna gelegen, führte diesen Namen wohl deshalb, weil in ihm kein Dorf lag und er bei dürftigem Fluglande nur an einzelnen Stellen mit Holz bestanden war. Eine kahle Sandwüste kann er damals nicht gewesen sein, da Herzog Barnim I., welcher die Schenkung bestätigte, sich den Honig aus dieser Wüste vorbehielt, wie es denn damals bei Schenkungen Sitte war, irgendeinen kleinen Vorbehalt zu machen, um an den Schenker zu erinnern. Bei Gründung des Klosters Marienfließ bei Stargard versprach z. B. der Herzog, dem Kloster jährlich einen Topf Honig zu schenken. Man hatte die Wüste in die rechten Hände gegeben. Die fleißigen Mönche bauten sie an, und es finden sich seit vielen Jahrhunderten hier nun die stattlichen Kiefernwaldungen und auch mächtige Eichen. In der Wüste befanden sich aber auch einige ausgedehnte Sümpfe, welche die Mönche nicht fortzuschaffen vermochten. Dies war einer späteren Zeit vorbehalten. Namentlich am Südostende des Waldes erstreckte sich ein dreiviertel Meilen langes und fast eine halbe Meile breites Moor, „das große Gelüch.“

Wenn wir uns nach Süden wenden, liegen im hellen Sonnenschein die silbernen Gewässer der schönen Madü, welche  $2\frac{1}{2}$  Meilen lang und  $\frac{1}{2}$  Meile breit ist. Ehe Friedrich der Große durch seinen Geheimrat Brenkenhof den Wasserspiegel des großen Sees um 8 Fuß niedriger legen ließ, war die Umgegend weithin mit Wasser bedeckt, das große Gelüch aber ein unzugänglicher Sumpf. Die Entwässerung wirkte auf meilenweite Entfernungen. Abgesehen von den Wiesen, gewann man eine große Strecke Landes, auf denen der König, welcher sein Land möglichst bevölkern wollte, Kolonien anlegte, so hier Carolinenhorst, Moritzfelde, Brenkenhofswalde. Leider enthielt der gewonnene Seegrund an diesen Stellen nur dürftigen Seesand, dem man auch nur dürftige Ernten abgewinnt. Wichtiger war die Trockenlegung der Sümpfe, namentlich des großen Gelüchs mit seinem großartigen Torflager.

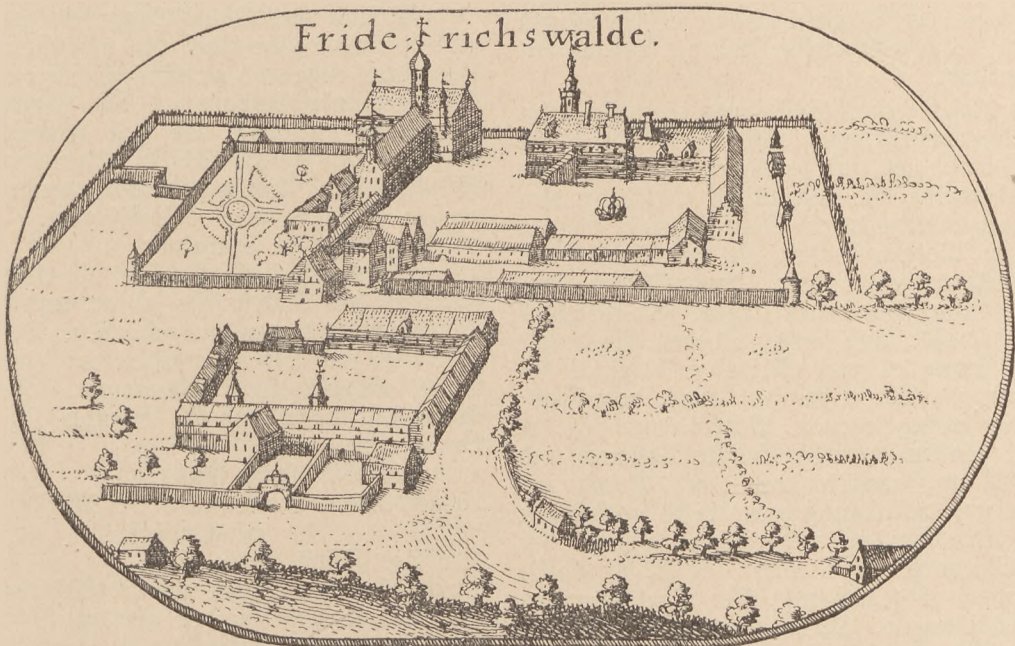
Der Weg durch den Wald nach Friedrichswalde ist prächtig. Die Dörfer Friedrichswalde und Hinzendorf liegen hübsch im Walde umkränzt vor uns, aber von dem berühmten Schlosse gewahrt das Auge nichts mehr, kein Stein ist auf dem andern geblieben. Wir müssen in der Chronik nachblättern, um vor uns die einstige Herrlichkeit wieder erstehen zu lassen.

Nachdem zur Zeit der Reformation die Kriege Pommerns mit seinen Nachbarn beendet waren, den inneren Fehden durch das kräftige Regiment Bogislaws X. gewehrt war, die Wegelagererei einzelner Edelleute aufgehört hatte, auch die durch die Reformation hervorgerufene Aufregung sich verlor, brach für Pommern ein glückliches Zeitalter an, beginnend etwa mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und endend mit dem entsetzlichen Dreißigjährigen Kriege. In dieser gesegneten Zeit erfreute sich Pommern einer Reihe trefflicher Regenten; es hatte einen reichen, gebildeten Adel, einen tüchtigen, fleißigen, ehrenfesten und genügsamen Bauernstand. Regier Handel und Wandel verbreitete einen allgemeinen Wohlstand. Darum nannte man diese Zeit später „das goldene Zeitalter Pommerns“. Von 1569 regierte in Pommern-Stettin Herzog Johann Friedrich. Er war ein sehr gelehrter, kräftiger Regent, welcher auch die herzogliche Würde äußerlich zu heben suchte, Sinn für Künste hatte und z. B. das Schloß in Stettin baute. Dies brachte ihn in mancherlei Verlegenheiten, da er mehr Geld auszugeben wußte als seine Vorgänger und die Einkünfte nur verhältnismäßig dürftig waren. Er liebte besonders die Jagd fast leidenschaftlich. Da nun durch die Reformation die Klöster aufgehoben wurden und die sogenannten Feldklöster, d. h. diejenigen Klöster, welche auf dem Lande lagen, den Herzögen durch den Treptower Landtag zugesprochen waren, so ging das reiche Colbak mit seinen umfangreichen Besitztümern an die



Landesfürsten über. Unter diesen Besitzungen waren auch die herrlichen, ausgedehnten Waldungen der ehemaligen „Wüste“. Nicht weit vom Ihnazoll baute man ein fürstliches kleines Jagdhaus, „Zum Sack“ genannt. Es hat diesen wunderlichen Namen wohl daher, weil es am Sackbruche lag, wenn nicht etwa das Bruch von dem Jagdhaufe den Namen erhielt. An diesem entlegenen einsamen und doch schönen Punkte gefiel es unserem Herzog Johann Friedrich ungemain. Einst äußerte er scherzhaft zu seinem Jugendgenossen, damaligen Rämmerer und Günstling Peter von Ramecke, er wolle ihm zeigen, daß er aus nichts etwas machen könne. Darauf fing er an, das Jagdhaus zu erweitern und

versehene Kirche, von wo herab ein stattliches Geläute erklang. Hierher brachte man auch eins der merkwürdigsten Denkmäler Pommerns, nämlich den kunstvoll angeblich von Barnim XI. geschnittenen Altar und die ebenso schöne Kanzel. Beide Schnitzwerke hatten auf der Oberburg gestanden, wo Barnim XI. nach Uebergabe seiner Regierung an Johann Friedrich gelebt hatte. Die Gestühle der Kirche waren dunkelgrün und mit Goldleisten versehen. Ueber der Kanzel war in der Decke eine Falltür angebracht, welche aufgemacht wurde, wenn einer der Fürsten krank war und nicht zur Kirche kommen konnte. Diese Tür führte in das Schlafgemach des Fürsten. Hier konnte man



Das Jagdschloß von Friedrichswalde (nach der Lubinischen Karte 1617)

ausgedehnte fürstliche Anlagen zu machen, was um so schwerer sein mußte, als die Gegend außer Holz nichts bot, und der Transport der Baumaterialien äußerst schwierig erscheint. Allmählich erhob sich nun ein großes Schloß von drei Stockwerken Höhe, aus dem ein stattliches Rondell herausgebaut und mit vielen Fenstern versehen war, aus welchen man einen freien Umblick auf die grünen lieblichen Wiesen und Waldflächen hatte. Das oberste Stockwerk war für die Herzogin und ihre Damen bestimmt, im Mittelstock wohnte der Herzog, und dieser Teil war besonders schön. Hier fand sich namentlich ein großer Saal, geschmückt mit Gemälden und den verschiedensten Jagdgeräten, sowie mit ausgezeichneten Hirschgeweihen. Die Gemächer des Schlosses waren mit Tapeten bekleidet, auf denen das pommersche und brandenburgische Wappen prangte, auch hatte man gefangene und ausgestopfte Vögel angebracht. Mit dem Schlosse in Verbindung stand die mit einem Turme

deutlich hören, was in der Kirche gesprochen wurde.

Der Altar steht heute noch in der Kirche zu Friedrichswalde. Da er das schönste kirchliche Kunstwerk des ganzen Kreises ist, wird dieses Heft darüber eine besondere Abhandlung bringen.

Zu dem Schlosse Friedrichswalde gehörte ein Zeughaus mit einigen Geschützen, Falkonetten, Harnischen, Messern, Spießzen und andern Waffen. Unter den ausgedehnten übrigen Gebäuden waren besonders das Jägerzeughaus und das Jagdhaus bemerkenswert. In dem langen Jägerzeughause befanden sich die Tücher, Garne, Netze, welche zu großen Treibjagden erforderlich waren; ferner die Wagen und Schlitten, mit welchen man diese Geräte transportierte. Das Jagdhaus war so ausgedehnt, daß es zwei weitläufige Höfe enthielt, auf deren jedem zu gleicher Zeit eine ganze Anzahl Rutschen umwenden konnte. In



diesen Gebäuden befanden sich auch bedeutende Stallungen. Ueberhaupt waren die Räume in und bei dem Schlosse so groß, daß, als Kurfürst Johann Georg von Brandenburg einst zur Jagd nach Friedrichswalde kam und drei Wochen dort weilte, er mit seinem ganzen Gefolge nebst 300 Pferden Unterkommen fand.

Zum Schlosse gehörte auch ein großer Garten mit schön überzogenen, schattigen Gängen, vielen Rondellen, ausländischen Gewächsen und gutem Stein- und Kernobst. Endlich waren auch Karpfenteiche angelegt und alle Anlagen mit einer hohen Mauer umgeben. In einiger Entfernung vom Schlosse hatte man einen Hügel zum Weinberge eingerichtet. Alles dies erregte die Bewunderung der damaligen Zeit, und selbst weitgereiste Männer weilten mit Freuden dort.

In dieser seiner Schöpfung hielt sich nun begreiflicherweise Herzog Johann Friedrich am liebsten und am meisten auf, so daß also Friedrichswalde die eigentliche Residenz von Pommern-Stettin war. Man erzählt, daß er in dieser Waldeinsamkeit oft sein Land und seine Leute vergessen habe. Unter diesen Umständen mußte ihm daran liegen, sein geliebtes Friedrichswalde auch sonst zu heben. Er dachte deshalb daran, es zum Mittelpunkt eines bedeutenden Amtes zu machen, und suchte deshalb die nahegelegenen Dörfer an sich zu bringen. So kaufte er die Dörfer Rosenow und Damerfik an, erwarb das Dorf Daarz bei Massow und wollte auch gern die nahegelegenen Dörfer Bruchhausen und Püzerlin von der Stadt Stargard haben, allein die Stadt wollte nicht darauf eingehen trotz aller Anerbietungen und Bemühungen. Dies erregte den Unwillen des Herzogs derart, daß er den Bauern seiner Dörfer verbot, ferner Bier aus Stargard zu entnehmen, und sie anwies, ihr Bier aus dem entfernten Jakobshagen zu holen. Das war eine empfindliche Strafe für Stargard, denn der Bierverbrauch war damals ein ganz unglaublich großer. Es fand auch meist ein Zwang statt, das Bier von gewissen Orten zu entnehmen. Da nun aber Jakobshagen doch zu entfernt war, wurde eine herzogliche Brauerei bei Ihnazoll auf dem linken Ufer der Ihna angelegt.

Die Fürsten jener Zeit liebten es bekanntlich, sich mit witzigen Männern zu umgeben, welche zur Erheiterung des Hofes beitragen sollten und das Recht hatten, in Form des Scherzes auch den Fürsten derbe Wahrheiten zu sagen. Diese lustigen Räte, auch Hofnarren genannt, waren meist keineswegs Narren, vielmehr häufig sehr gebildete, geistreiche Leute. fand man einen solchen nicht, dann begnügte man sich freilich auch mit geringer ausgestatteten Personen. Der Hofnarr Johann Friedrich war Claus Hinke. Man erzählt, als einst der Herzog mit seinem Gefolge durch Damerfik geritten sei,

habe der Gänsehirt Claus Hinke denselben gern sehen wollen. Da nun aber seine Mutter ihm streng befohlen hatte, seine Güsseln (junge Gänse) nicht ohne Aufsicht zu lassen, so nahm der Gänsehirt die Tiere, steckte die Köpfe unter seinen Gürtel und ließ ihre Leiber herabhängen, so daß die Gänse ersticken. In diesem Aufzuge lief er an den Weg, um den Herzog zu sehen. Dieser lachte über den Claus, unterhielt sich mit ihm, und da er in ihm einen höchst drolligen Menschen erkannte, nahm er ihn an seinen Hof, machte ihn zu seinem Hofnarren und schenkte ihm später auf Lebenszeit das zwischen Friedrichswalde und Ihnazoll gelegene Dörflein Butterdorf, welches von jetzt an Hinkendorf hieß.

Es sind von Claus Hinke einige Gedichte aufbewahrt, welche nach dem Geschmacke jener Zeit etwas rohe und unflätige Scherze enthalten. Eine gereimte Eingabe an den Herzog wollen wir indes mitteilen. Es gab damals in der Gegend noch häufig Wölfe. Nun war es die Pflicht aller Amtsuntertanen, wenn in den großen Waldungen Wolfsjagden angestellt wurden, dazu zu erscheinen.

Wenn sich diese Jagden oft wiederholten, fiel dies den Leuten sehr schwer, und die guten Hinkendorfer waren ausgeblieben. Dafür hatte man sie zur Strafe gezogen und jedem eine Seite Schweinespeck genommen. Das ging ihnen sehr nahe, und sie wandten sich also an den Herzog.

Die Bittschrift lautet:

Unnerdänige Sublication de Nahbarschaft to Hinkendörb.

Gnädige Fürst, Lewe Herr,  
Iuwer Gnaden klagen wi mit Beschwer,  
Dat wir gar sehr werden geplagt,  
Von de Heyde Wögten tho de Jagd,  
De habben uns jedem ene Side Speck genahmen,  
Wiel wie nich so balde in der Wulffs Jagd gefahmen

Und hebbben doch gar nisch gefangen;  
Wie wullen dat alle Wülwe werden gehangen,  
So dürsten wie nich in de Wulws Jagd lopen,  
Und wen wie schullen unsere wiewer verkopen,  
So wollen we de doch lewer entbehren  
Als de Gnade unses lewen Fürsten un Herrn.  
Ja, wen de Jagd Knecht noch sind goth,  
So kriegen wie ja noch ene Micke Brodt,  
Drum bidden wie gnädige Her  
Jewille doch ohne Beschwer  
Den Jagd Knechten befehlen dohneh  
Dat se ohns gnedige Junker wesen wohle  
We willen em wedder wohl laten geneten  
Dat se mag danken mit unsere Greten.

(Töchtern).

Iuwer Gnaden alle Nabers tho Hinkendörb.  
Anno 1579

Infolge dieser Bittschrift wurden die Hinkendorfer von der Pflicht, zu den Wolfsjagden zu kommen, befreit.



Ueber das Ende des Claus Hinze wird Folgendes erzählt: Einst litt der Herzog am Fieber. Nun hatte Claus gehört, man könne das Fieber durch Erschrecken heilen. Dies Mittel versuchte er an seinem Herrn und stieß ihn unversehens in einen der Karpfenteiche, die im Schloßgarten waren. Damit hatte er indes die Narrenfreiheit arg überschritten. Johann Friedrich ließ ihm also den Prozeß machen, und Claus ward zum Tode verurteilt, da er sich an dem Landesherrn vergriffen habe. Der Scharfrichter erhielt aber den Auftrag, den Claus statt mit dem Schwerte mit einer Weidenrute, oder, wie andere sagen, mit einer Wurst an den Hals zu schlagen, um ihm gleichfalls einen Schreck einzujagen. Claus erschrak aber so heftig, daß er daran starb. Dies geschah 1599. Der Herzog ließ ihn zu Hinzendorf begraben und eine feste Steinplatte von 6 Fuß Länge und 3,5 Fuß Breite auf das Grab legen. Auf diesem Stein ist Claus abgebildet, eine Narrenkappe mit Schellen auf dem Kopfe tragend und eine Hirtenkeule in der Rechten haltend. Eine Hirtentasche trägt er an der Seite, und zu seinen Füßen liegt eine Bierkanne, zum Zeichen, daß Claus nach damaliger Unsitte ein starker Biertrinker gewesen. Letzteres hatte er auch wohl als zu seinem Narrenamt gehörend angesehen. Auf seinen beiden Backen waren die Anfangsbuchstaben seines Namens eingehauen: C. H. Die lateinische Umschrift um den Stein lautete: Sic caput, ecce manus gestusque. Hintzianus haud mir morio totus erat. obiit anno 1599 XVII. Martii.

Deutsch: Wie der Kopf, siehe so sind die Hände und Taten.

Hinze war ohne Zweifel ein ganzer Narr. Er starb im Jahre 1599 den 17. März.

Auch auf einer der Glocken in der Hinzendorfer Kirche soll er mit einem Glase in der Hand abgebildet gewesen sein. Raum war ein Jahr verflossen, da folgte seinem Diener der Herzog. Er starb am 9. Februar 1600.

In der Umgegend von Friedrichswalde entsfaltete sich aber auch unter seinem Nachfolger ein bewegtes Leben, namentlich aber dann, wenn die großen Musterungen abgehalten wurden. Obwohl im Augsburger Religionsfrieden 1555 den Lutherischen freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert war, kam es doch bald zu Religionsstreitigkeiten in Deutschland. Auch Pommern wurde aus der langen Ruhe aufgeschreckt, und man suchte die fast verrosteten Waffen wieder hervor. Um einigermaßen bereit zu sein, wurden allgemeine Musterungen ausgeschrieben. Die dienstpflichtige Ritterschaft von Pommern-Stettin hatte sich bei Friedrichswalde zu sammeln, weil die Musterung auf dem Pückerliner Felde stattfand. Hier mußten erscheinen

die Grafen Eberstein mit 9 rittermäßig ausgerüsteten Pferden nebst Rittern, die v. Dewitz mit 12 Pferden, die von Flemming mit 15 Pferden, die v. Wedel mit 29 Pferden, die v. Borden mit 37 Pferden, das fürstliche Amt Saazig mit 20 Pferden usw. Aus dem ganzen Herzogtum Stettin erschienen 694 Pferde nebst



Der Grabstein des Hofnarren Klaus Hinze in der Kirche von Friedrichswalde

Rittern, dazu noch die Pferdeknechte usw. Eine bunte, aber gewiß prächtige Schar, weil jeder sich bemühte, vor seinem Herzoge und seinen Genossen stattlich zu erscheinen. Da wird es auch nicht an Festlichkeiten in Friedrichswalde gefehlt haben. Die Städte hatten auch ihre Kontingente zu stellen, allein diese wurden wohl an Ort und Stelle durch Offiziere des Herzogs gemustert. So stellte zum pommerischen Heere Stargard 200 Mann Fußvolk, 125 mit Spießen, 25 mit Büchsen und 50 Reiter. Stettin stellte 500 Mann nebst 60 Pferden, Stralsund 1000 Mann und 100 Pferde. Mit Ausnahme von Kolberg, Wolgast und der Insel Rügen wurden gestellt 3445 Mann Fußvolk und 727 Reiter. Die Ritterschaften des Herzogtums Wolgast erschienen mit 481 Pferden,



also aus beiden Herzogtümern mit 1175 Lehnäpferden.

Wenn nun diese Musterungen selten vor- kamen, so fanden dagegen regelmäßig und häufig große Jagden statt, wobei es dann fröhlich herging und das stille Friedrichswalde mit Menschen sich füllte. Wir begleiten den Herzog Philipp II. nach seinem ihm auch so lieben Friedrichswalde. In Begleitung seines Hofmarschalls, Schloßhauptmanns, seiner Stallmeister und anderer hoher Hofbeamten, mit dem Hofprediger, dem Leibarzt, 10 Hoffjun- kern und einigen Sekretären, elf Edelknaben und der nötigen Bedienung bricht der Herzog von Stettin auf. Seine Gemahlin mit den Hof- damen und Dienerinnen folgt. Alles ist teils zu Pferde, teils in Kutschen. Am Tage zuvor sind bereits auf 80 Bauernwägelein die Küchen- und Kellermeisterei sowie das Gesinde nach Friedrichswalde gezogen, um alles vorzu- bereiten und zu ordnen. Auch Proviant und Gerätschaften sind nach dort geschafft. An Ort und Stelle angelangt, nimmt der Herzog vom mittleren Stockwerke des Schlosses Besitz, die Herzogin bezieht das obere, des Herzogs Bru- der Ulrich das untere Stockwerk. Die Jäger sind schon eifrig beschäftigt gewesen, alle Ge- rätschaften zur Jagd in die Gegend des Rahn- bergez, in der Gegend des jetzigen Hornkruges, etwa eine Meile von Friedrichswalde entfernt, zu schaffen. Durch den Wald war eine breite Wildbahn zum Zwecke der Jagden gehauen. Hier waren weite Strecken mit Tüchern abge- steckt. An geeigneter Stelle im Walde waren Jagdschirme von blauer Leinwand errichtet in der Form von Pavillons, mit Laub und Strauch verziert. In den Jagdschirmen nah- men die fürstlichen Herrschaften Platz mit ihren Gästen. Man fand hier Büchsen, welche, um sicher zielen zu können, auf Gabeln gelegt wurden. Nun wurde aus weiter Ferne unier Aufsicht des Jägermeisters und der berittenen Jäger das Wild aufgescheucht von Jagdknechten und Jägerjungen. Sobald das aufgescheuchte Wild herankam, bliesen in der Nähe der Schirme aufgestellte Jäger auf Jagdhörnern, so daß das Wild zurückprallte und den Jagd- schirmen zustürzte, wo oft Rudel von 20 bis 30 Hirschen zugleich vorüberkamen, von denen dann eine Anzahl erlegt wurde. Bei einer solchen Jagd schoß man z. B. 90 Stück Wild, nämlich 36 Hirsche, 27 Stück Wild (Hirsch- tühe?) 21 Wildkälber, 3 Rehe, 1 Schwein, 2 Frischlinge. Darunter war ein Hirsch von 16 Enden, welcher 6 Zentner wog.

Von dieser Jagdbeute gehörten bestimmte Teile dem Jagdpersonal. Der Jägermeister erhielt die Hälfte aller Häute. Die beiden reiten- den Jäger nahmen die andere Hälfte. Die Jägerknechte bekamen das Hirschfett, sowie für jedes Tier  $\frac{1}{2}$  Fl. Jägerrecht. Den Jägerjungen,

welche die Hunde beaufsichtigten, fiel der Kopf nebst Hals, soweit man mit den Ohren reichen konnte, zu. Sie verstanden es aber, die Ohren des Hirsches gehörig zu recken und dann noch ein paar Finger zuzugeben, so daß sie ziemlich bis an die Brust heran kamen. Die Rehhäute und Fuchsbälge gehörten dem Hirschjäger, welcher bei den Jagdhunden war. Nicht selten kamen fremde Fürsten zu diesen großen Jagden, wie wir bereits früher den Besuch des Kur- fürsten Johann Georg von Brandenburg er- wähnten, welcher sich 3 Wochen hier aufhielt. Um nun auch in dem weiten Walde bei kleineren Jagden ein Unterkommen zu finden, ließ Johann Friedrich etwa dreiviertel Meile von Friedrichswalde nach dem Dammschen See zu ein kleines Jagdhaus bauen und in dem- selben 2 steinerne Tische aufstellen, welche In- schriften zu Ehren dieses Besuches enthielten. So stand auf der Tischplatte eines Tisches ein- gegraben: Mensa venatoria Johannis Georgii S. R. I. archicammerarii et electoris . . . . . memoriae huc posita. (d. h. Jagdtisch Johann Georgs, des heiligen römischen Reiches Erz- kämmerer und Kurfürst, zum Andenken hier aufgestellt.) Die Gegend, wo dieses Jagdhaus stand, erlangte eine traurige Berühmtheit. Ohne Vorwissen des Herzogs hatte der Amtshaupt- mann in Friedrichswalde, Caspar von Sto- jentin, dort Kohlen brennen lassen. Die Köhler waren mit dem Feuer unvorsichtig gewesen, und es entstand eine furchtbare Feuersbrunst, welche so um sich griff, daß Menschenkräfte nichts dagegen vermochten. Ein bedeutender Teil des großen Waldes und die ganze Schloß- herrlichkeit wurden vernichtet. Lange Zeit noch boten die verbrannten Bäume einen traurigen Anblick. Man rechnete den Schaden, obgleich das Holz im Vergleich mit heute einen sehr geringen Preis hatte, auf zwei Sonnen Goldes. Dieser Teil des Waldes wurde nun „der Brand“ genannt, und so heißt er noch jetzt. Der sonst so milde Herzog Philipp II. war tief entrüstet über die Zerstörung seines herrlichen Waldes. Da sich der Amtshauptmann auch wohl sonst manches hatte zuschulden kommen lassen, fiel er in Ungnade. Als indes Caspar v. Stojentin bald darauf von einer damals herrschenden hitzigen Krankheit ergriffen ward, vergaß der Herzog seines Grolls und sandte seinen Leibarzt, erwies ihm auch sonst Gutes; aber er erlag seiner Krankheit.

Inzwischen ist auch die aus Eichenholz und ausgemauertem Fachwerk hergestellte Kirche der Zeit zum Opfer gefallen, und an jener Stelle, im alten Burgring, wo man unter der Erde einen mit bunt glasierten Fliesen ausgelegten Fußboden fand, und wo also die erste Schloß- kirche gestanden haben soll, ist ein neues schmuckes Kirchlein emporgewachsen, das heute die Heiligtümer Friedrichswaldes in sich birgt





Rudolf Krampe

An der Jhna bei Jhnazell



und dadurch zu einer Sehenswürdigkeit geworden ist. Wenn wir durch das Turmportal eintreten, sehen wir links, in einer Wandfläche eingemauert, den Grabstein Claus Hinzens. Lange Zeit hatte der Stein auf dem Kirchhofe in Hinzendorf an einer Eiche gelehnt gestanden, man sagt, dort unter dem Baum sei das eigentliche Grab des Narren gewesen. Jetzt hat man den steinernen Zeugen in der Friedrichswalder Kirche besser verwahrt. Und außerdem birgt jetzt das neue Kirchlein das erwähnte herrliche Schnitzkunstwerk aus der Zeit der Pommernherzöge, aus der die Verwüstungen des 30 jährigen Krieges und das mangelnde Verständnis einer späteren Zeit wenig genug übrig gelassen haben. Der Altar kann neuerdings elektrisch beleuchtet werden und offenbart erst dadurch dem Beschauer seine ganze Schönheit.

## Die Kirchen des Kreises Naugard

Von Studienrat Heinrich Schulz

Unsere Verwaltungseinheiten sind keine Kultureinheiten, die Grenzen eines Kreises fallen also nicht zusammen mit den Grenzen von Kulturbezirken. So ist es auch im Naugarder Kreis. Die Kirchen sind durchaus nicht einheitlich. Da gibt es Kirchen in Backstein, in Feldstein, in Fachwerk, und zwar aus sehr verschiedenen Zeiten. Von den 72 Kirchen gehören nicht weniger als 24 dem 19. Jahrhundert an.

Ueberhaupt ist ein besonderes Kennzeichen der Kirchen dieses Kreises ihr verhältnismäßig junges Alter. Es ist beobachtet, daß unter den Kirchdörfern mehr als die Hälfte deutsche Ortsnamen hat. Kirchlich gehörte der größere Teil einst zum Besitz des Kamminer Bischofs.

Der Kreis gehört zu den städtereichsten des Gaues. Die Kirchen der vier Städte sind spätgotisch. Keine von ihnen steht so vor uns, wie sie erbaut ist. Sie sind vom Schicksal ihrer Städte getroffen, d. h. sie sind von den Stadtbränden hart mitgenommen, äußerlich wie innerlich. Die älteste ist die Naugarder Kirche, d. h. in ihrem Kern. Sie wird in einer besonderen Abhandlung in diesem Sonderheft näher untersucht.

Hier sei nur die vortreffliche Lage dieser Kirche genannt. Sie bietet von überall her einen schönen Anblick, den besten von der Westseite her zwischen den Fachwerkhäusern der Straße hindurch. Der Kirchplatz ist so geräumig, daß das Gotteshaus nicht eingezwängt zwischen den Häusern steht, und doch wieder nicht so groß und weit, daß es den Zusammen-

hang mit seiner Umgebung verloren hat. Er gehört zu den besten Kirchplätzen Pommerns.

Die Gollnower Kirche ist, nach den Bauformen zu urteilen, ein Werk des 15. Jahrhunderts, die nördlichen Anbauten und die Taufkapelle mögen 100 Jahre jünger sein. Der Brand von 1686 vernichtete das Gebäude größtenteils und die Einrichtung ganz. Auch die Turmspitze war abgebrochen, die heutige ist noch nicht 50 Jahre alt.

Auch diese einst der Katharina geweihte Gollnower Stadtkirche steht ausgezeichnet im Stadtbild. Sie ist weithin sichtbar, der Blick über das Rathaus hinweg vom Marktplatz aus erstreut immer wieder.

Leider ist das Innere sehr kahl und nüchtern. Es ist ein Opfer jener unseligen Säuberungswut des 19. Jahrhunderts, dem als Ideal die Stileinheit vor Augen stand: in eine gotische Kirche gehört nichts aus der Barockzeit. So warf man die alte Einrichtung des 16. bis 18. Jahrhunderts bei der Ueberschneidung der Kirche in den Jahren 1865—67 hinaus, nur vom Altaraufsatz ist ein Rest heute in einer Kapelle untergebracht.

Kirchen, die man so behandelt hat, sind nun so stielecht, daß man darin friert, so stielecht wie eine Tannenschonung, in der die Bäume streng nach der Schnur gereiht sind, aus der jede kleine Birke oder Buche als störend verbannt ist und bei der der Förster schon die der-einstigen Klasten Holz berechnen kann.

Nicht viel anders ist es mit der Massower Stadtkirche. Auch sie ist von Brandschäden heimgesucht, das Äußere verändert, das Innere vernichtet. Sie ist wie die anderen Stadtkirchen des Kreises eine dreischiffige Hallenkirche. Malerisch und hübsch liegt vor der Stadt die erhaltene Georgenkapelle aus dem 15. Jahrhundert, zu der das jetzige Hospital aus dem Jahre 1735 gehört.

Die Kirche von Daber endlich ist ein spätgotischer am Ende des 15. Jahrhunderts erbauter Ziegelrohbau, einfach, schlicht, ohne starke Verwendung von Formsteinen. Eine wahre Freude ist die schöne Ausstattung. Mittelalterliches fehlt, aber schon aus dem 16. Jahrhundert sind einige vorzügliche Grabsteine erhalten, so der, den man dem um die Reformation in Pommern und sonst sehr verdienten Kanzler Jobst von Dewitz, † 1542, setzte. Den Gesamteindruck bestimmen Kanzel, Altar und Empore. Der Altar gehört zu den besten Stücken, die wir aus der Zeit vor Beginn des 30 jährigen Krieges in Pommern haben; er wurde 1614 gestiftet. Dies stattliche Werk reißt sich mit seinem breiteren Mittelgeschoß und einem schmaleren darüber bis in die Gewölbekappen hinein. Beherrschend im ganzen Aufbau das damals an dieser Stelle übliche, reiche, an spätgotische Ueberlieferung anknüpfende Relief der



figurenreichen Kreuzigung. Die Predella enthält wie immer das Abendmahl, das obere Geschloß wie oft die Auferstehung. Die Zutaten: Säulen, seitliches Ornament, Schnitzereien, Engelköpfe usw. geben den Zeitgeschmack wieder. Der ganze Altar zeigt den gebefreudigen Sinn

Wer Renaissancemotive studieren will, mag es hier tun. Bedauerlicherweise ist der Engel, der einst die Kanzel trug, vor etwa 100 Jahren durch eine langweilige Stütze ersetzt. Die ganze Kanzel lebt, nur ein lebendes Wesen durfte dies lebensvolle Werk tragen.



Kurt Boremba: Die Kirche in Daber

der Kirchenpatrone und wurde sicherlich damals schon als ein reiches Stück gewertet, der Gegenwart und Zukunft zur Zierde und Erbauung.

Auch die Kanzel ist eine Seltenheit, denn sie gehört zu den wenigen, die ins 16. Jahrhundert reichen. Am Rande des Schalldeckels steht die Jahreszahl 1596; auch diese Kanzel ist wie der Altar eine Stiftung aus der Familie von Dewitz. Ueberreiche Schnitzereien bedecken Treppentür, Treppenwand und Kanzelkörper.

Es ist ja überhaupt ein Wunder, daß die für Stilreinheit so besorgten Kirchenbaumeister diese Kirche nicht auch gereinigt haben! Sie ist dieser Gefahr drei Male im 19. Jahrhundert entgangen!

Die Dorfkirchen sind in großer Uebersahl jünger als die Stadtkirchen des Kreises, sie gehören meistens schon dem 16. Jahrhundert an. Dazu zählen die zahlreichen aus unbearbeiteten Findlingen erbauten Feldstein-



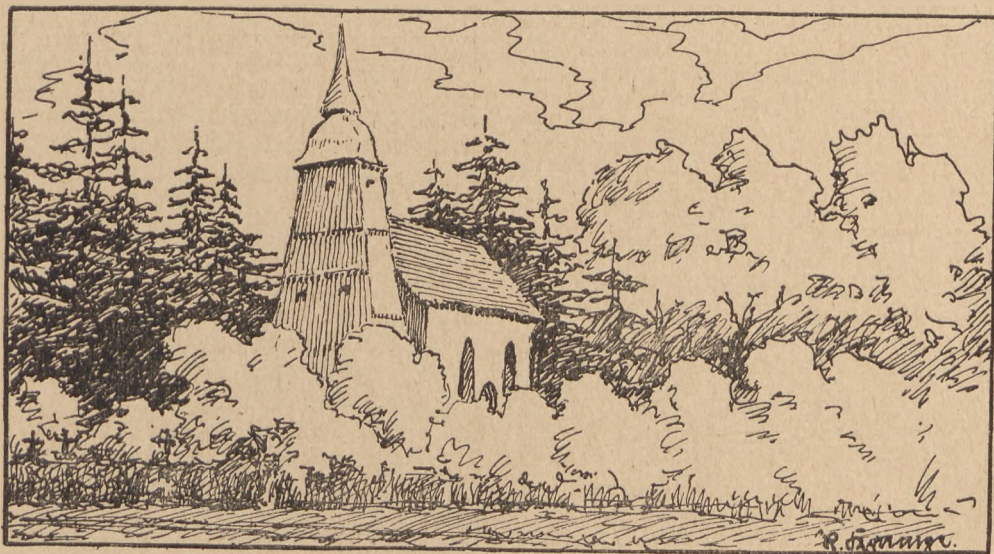
Kirchen. Feinere Formen fehlen: Nur der Ostgiebel ist bei manchen durch eine Gliederung ausgezeichnet, denn er wurde in Ziegeln errichtet. Diese Gliederung besteht stets in Blenden, so in Eichenwalde, Wismar, Pagentopf, Zampelhagen, Priemhausen. Besonders erwähnt sei die Kirche von Voigtshagen: hier ziehen sich mehrere Reihen von Blenden übereinander quer über den Ostgiebel. Es sind nicht mehr die langen gotischen Blenden, sondern die durch einen Korbogen stumpf geschlossenen kurzen breiten, die auf summarische Wirkung berechnet sind. Auch das Südportal atmet den Renaissancegeist um 1600.

Diese Kirchen reden alle von knappen Mitteln, mit denen man sie in einer schweren

Was noch steht, muß unbedingt gerettet und erhalten werden!

Einige dieser Türme seien genannt: Korkenhagen, Rehlow, Parlin, Puddenzig, Wismar. Daneben gibt es aber gerade in diesem Kreise auch besonders reizlose Türme. Lemke hat sie „Naugarder Schema“ genannt, denn sie gleichen einander weitgehend: aus einem viereckigen massiven Untergeschoß steigt ein meist nicht hohes rechteckiges hölzernes Geschoß, darüber ein Helm. Diese Turmbildung läßt an Magerkeit und Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig.

Wer etwa aus dem Pyriker Kreise kommt und die dortigen Maßstäbe mitbringt, wird die Kirchen des Naugarder Kreises schmerzlich emp-



Rudolf Krampe: Die Kirche in Korkenhagen

und armen Zeit erbaute. Man war meistens froh, die Kirche unter Dach und Fach gebracht zu haben und überließ den Turmbau getroßt den Nachkommen. Diesen erging es aber meistens keineswegs besser. So kam es nicht zu einem massiven Turm, sondern man behalf sich mit einem Holzturm; Holz war billig und reichlich vorhanden.

Aber gerade diese Holztürme sind uns als alte Holzbauten und Zeugen einer alten Zimmermannskunst wertvoll. Die Wände sind nicht senkrecht, sondern leicht geneigt, gelöscht. Dadurch wird ihre Standfestigkeit erhöht, aber dieser Vorteil wird mit der geringeren Widerstandskraft gegenüber anderen Kräften erkauft: trotz des übertragenden Helmdaches bieten die schrägen Wände dem Regen und nassenden Schnee große Angriffsflächen. Daher sind diese Türme auch nur dort gut erhalten, wo man für rechtzeitigen schützenden und erhaltenden Anstrich der Bretter gesorgt hat und es überhaupt an Pflege nicht hat fehlen lassen. Manche Türme sind verfallen oder im Verfall.

finden. Wohl sind noch einige gotische Altarschreine vorhanden, auch einige mittelalterliche Kreuzfiguren, aber was sonst an Altären, Kanzeln, Epitaphien oder Gestühl da ist, ist meist recht mittelmäßig.

Nur eine Ausnahme gibt es, das ist der bedeutende Altar und die Kanzel der Kirche von Friedrichswalde. Sie verdienen, eingehender gewürdigt zu werden. Zum ersten Male habe ich diese Würdigung und meine Auffassung vorgetragen in den Monatsblättern der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde im Oktober 1935 S. 190 ff.

#### Der Friedrichswalder Altar.

Der Altar in Friedrichswalde verdankt seine Berühmtheit der Ueberlieferung, daß er ein Werk des Pommernherzogs Barnim XI. sei, der im Jahre 1573 in der Oderburg bei Stettin gestorben ist. Wieweit der Herzog bei der Herstellung selbst beteiligt war, ist vorläufig eine ungelöste Frage. Vermutungen darüber sind gemacht, zulezt hat sich zu dieser Frage



Bubolz geäußert in seiner Dissertation „Herzog Barnim III. von Pommern und seine Kirchenstiftungen“, Würzburg 1934, S. 31. Der Altar ist nach Bubolz' Ansicht eine Arbeit des Bildschnitzers Hans Peißer, der zwischen 1550 und 1561 im Dienste des Herzogs stand und von diesem am 6. November 1561 dem Erzhzog Ferdinand nach Prag empfohlen wurde, nachdem er zur Zufriedenheit des Pommernherzogs in der Kartause vor Stettin gearbeitet hatte.

Eine genaue Untersuchung des Altars ergibt, daß das ganze Werk überhaupt nicht in einer Zeit entstanden sein kann. Es zeigt deutlich die Entstehung in zwei verschiedenen Zeiten und die Arbeit zweier Meister.

Den Mittelpunkt, den Kern sozusagen, bildet ein Klappaltar mit zwei Flügeln, ein Triptychon, das älter ist als das Rahmenwerk einer späteren Zeit ringsum.

Dies ältere Triptychon besteht aus dem Mittelfeld und zwei Flügeln. Das Verhältnis ist das übliche: die Mitte ist genau doppelt so breit wie die Flügel, 1,08 m und 0,54 m, so daß diese die Mitte völlig verschließen und zudecken können. Die Flügel enthalten je drei Passions-szenen. Links von oben nach unten: das Gebet am Ölberg mit den im Hintergrund auftauchenden, von Judas geführten Häschern. Der schlafende Jünger Petrus hat seltsamerweise einen krummen Säbel in der Hand. Es folgt Christi Verhör vor dem Hohen Rat; zuunterst die Geißelung. Rechts oben: Judaskuß und Petrus schlägt dem Knecht das Ohr ab, darunter Christus vor Pilatus, endlich die Dornenkrönung. Diese Szenenfolge der beiden Flügel ist aufeinander abgestimmt. Die beiden oberen Bilder links und rechts zeigen Ölberg und Verrat, also die beiden einleitenden Ereignisse, die mittleren enthalten je ein Verhör. Der Geißelung unten links entspricht rechts die Dornenkrönung.

Sehr fein geschnitztes Ornament umzieht gleichmäßig Flügelszenen wie das große Mittelfeld. Jedesmal überspannt der Vorgang ein Korbogen, der deutlich durch ein Kämpfergesims in seinem Ansatzpunkt nach unten abgegrenzt ist.

Das Mittelfeld enthält das Abendmahl, das sich wesentlich von der Art und Auffassung der Flügel unterscheidet. Die Schnitzerei ist größer, die Gestalten sind viel größer und sehr derb, das Räumliche äußerst dürftig. Rechts im Vordergrund Judas ins Profil gerückt, seine Füße erreichen nicht den Fußboden, sondern finden auf einer derben Fußbank Halt; hinter ihm ein Apostel, der wie eine steife Holzpuppe nach hinten gefallen scheint. Von Johannes, dessen Haupt unter den Händen des Herrn auf dem Tische ruht, ist der Körper überhaupt nicht vorhanden. Christus reicht mit

weit ausladender Gebärde dem Judas den Bissen.

Dies Mittelfeld stammt nicht von dem Schnitzer der Triptychonflügel, sondern ist gleichzeitig mit dem den Flügelaltar umspannenden „Rahmen“ entstanden, zu dem auch die beiden von Säulen flankierten Szenen der Kreuzigung und Auferstehung gehören.

Daß Triptychon und das übrige Werk stilistisch auseinanderfallen, ist unschwer zu erkennen. Das flachgeschnitzte verschlungene Rankenornament des oberen Frieses unter dem weit ausladenden Hauptgesims, das sich auch hinter den vier Säulen der Seitenstücke nach unten fortsetzt, zeigt deutlich einen anderen Stil und die spätere Zeit. Weiter gibt es keine Brücke von den maßstäblich größeren und derber geschnitzten Figuren der Kreuzigung, Auferstehung und des Abendmahls zu den Flügelszenen: Gesichter, Kopfbedeckungen, Kleidung, Haltung, alles unterscheidet sich. Vor allem ist die Erfassung des Raumes völlig verschieden. Die sechs Felder der Flügel sind überfüllt ausgefüllt, die Figuren drängen sich auf engstem Raume, ohne Ueberschneidungen ging es dabei nicht ab, nur die Gestalt des Herrn ist nicht überschritten. In der Kreuzigungsszene dagegen lebt ein völlig anderes Raumgefühl, sie ist viel tiefer, doppelt so tief wie etwa die Geißelung daneben. Die Einzelfiguren sind weniger an den Hintergrund gebunden, der Kriegsknecht im Vordergrund aus der Gruppe der um das Gewand des Herrn wüfelnden Krieger ist vollplastisch wie keine Gestalt der Passion und ist fast schon Rückenfigur zu nennen. Ferner zeigen die beiden großen blickbeherrschenden Muscheln links und rechts die spätere Zeit. Wohl ist auch hinter dem Haupte des Hohenpriesters im Verhör eine kleine Muschel, aber sie deutet hier die Vertiefung des Richterstuhles an, hat also sachliche Berechtigung, eine „Funktion“, während die beiden Nischen der Seiten auch ohne Muscheln da sind, diese also als reines Ornament gewertet werden müssen. Vor allem aber heben sich die vier flankierenden, in Einzelheiten völlig übereinstimmenden, überaus reichen und prachtvollen Säulen sehr stark von dem Triptychon ab.

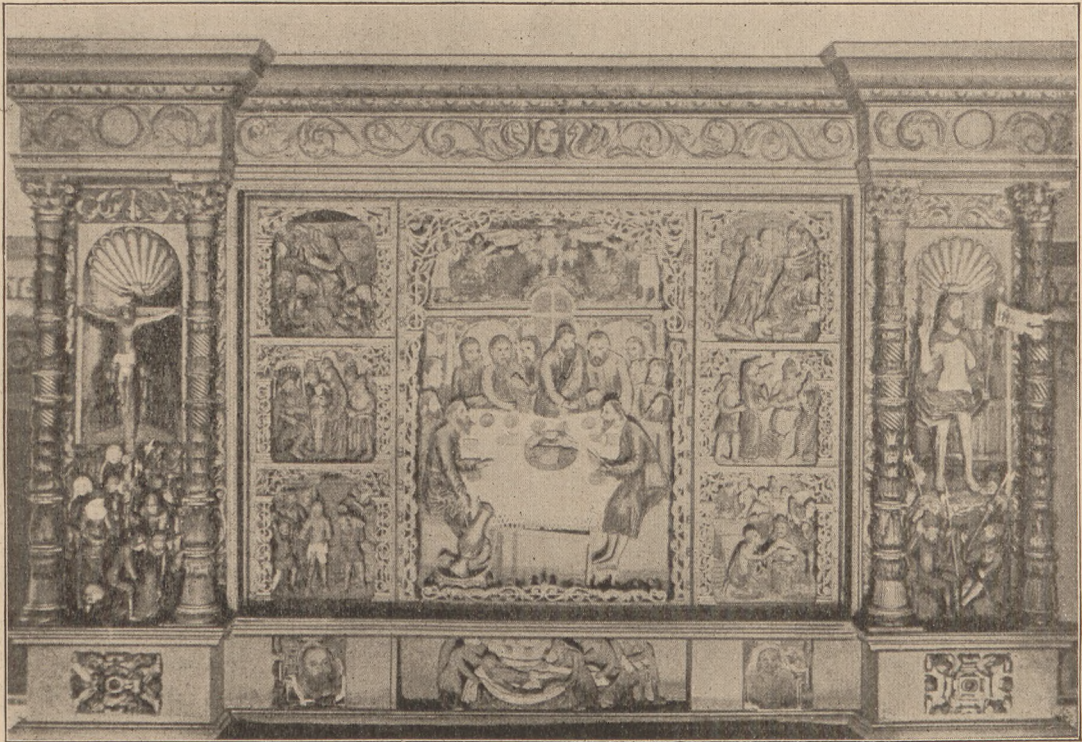
Eine einzige Gestalt aus den Seiten ist nach Maßstab wie Ausführung eng verwandt mit den Passionsdarstellungen der Triptychonflügel: der Gekreuzigte. Ein genauer Vergleich an Ort und Stelle zeigt, daß die hagere und edige Gestalt des Heilands am Kreuz mit dem Christus der Geißelung übereinstimmt. Der Zipfel des Lententuches, der an der rechten Seite herunterhängt, ist bei beiden sogar ganz gleich. Die Behandlung der Haare, die Aus-führung des Gesichtes, das alles beweist das Werk einer Hand.



Der Christus der Auferstehung dagegen unterscheidet sich wesentlich von dem der Kreuzigung, nicht nur durch die Größe. Schon das weit ausschwingende Gewand deutet auf eine spätere Zeit.

Daß das Abendmahl der Mitte ebenfalls aus der Zeit des „Rahmens“ stammt, dafür liegt abgesehen von allem übrigen ein Beweis vor: die Maske in der Mitte des Frieses oben

tychons und der Raum zwischen zwei Säulen, zu verschieden waren. Das schmale Seitenfeld forderte eine Entwicklung der Gruppe nach oben, die Mitte ließ eine Breitenausdehnung zu. Sollte außerdem die linke Seite der Auferstehung rechts, die ja neu geschaffen werden mußte, entsprechen, so mußten Figuren gleichen Maßstabs genommen werden. So verwarf man die alte Mittelfeldkreuzigung bis auf den Ge-



Der angeblich von Herzog Barnim XI. geschnitzte Altaraufsatz in der Kirche von Friedrichswalde

findet sich ganz ähnlich an der Kanne, die der Jünger gegenüber Judas in der rechten Hand hält. Außerdem finden sich zwei Masken an dem weiten Gefäß unter der Kanne. Wäre das Abendmahl aus der Zeit der Triptychonflügel, so müßte der jüngere Meister des Frieses die Masken abgeschrieben haben. Das aber ist ausgeschlossen, denn nirgends sonst ist an dem ganzen Altar die Verschiedenheit der Zeiten vertuscht. Solche Entlehnungen waren der damaligen Zeit fremd.

Das Abendmahl ist also das Werk eines jüngeren Meisters. Folglich muß das Mittelfeld ursprünglich eine andere Szene enthalten haben. Was liegt nun näher als anzunehmen, daß dies eine Kreuzigung war? Sie ist erst der Höhepunkt der Passion und der gegebene Mittelpunkt, auf den die Flügelbilder hindrängen.

Der Gekreuzigte aber dieser Kreuzigung war der jetzt noch vorhandene des Seitenstückes! Die anderen Gestalten von Golgatha konnte man nicht gebrauchen, weil die beiden zur Verfügung stehenden Felder, die Mitte des Tri-

ptychons selbst. Daß das Gefühl der Pietät mitgesprochen hat, ist denkbar.

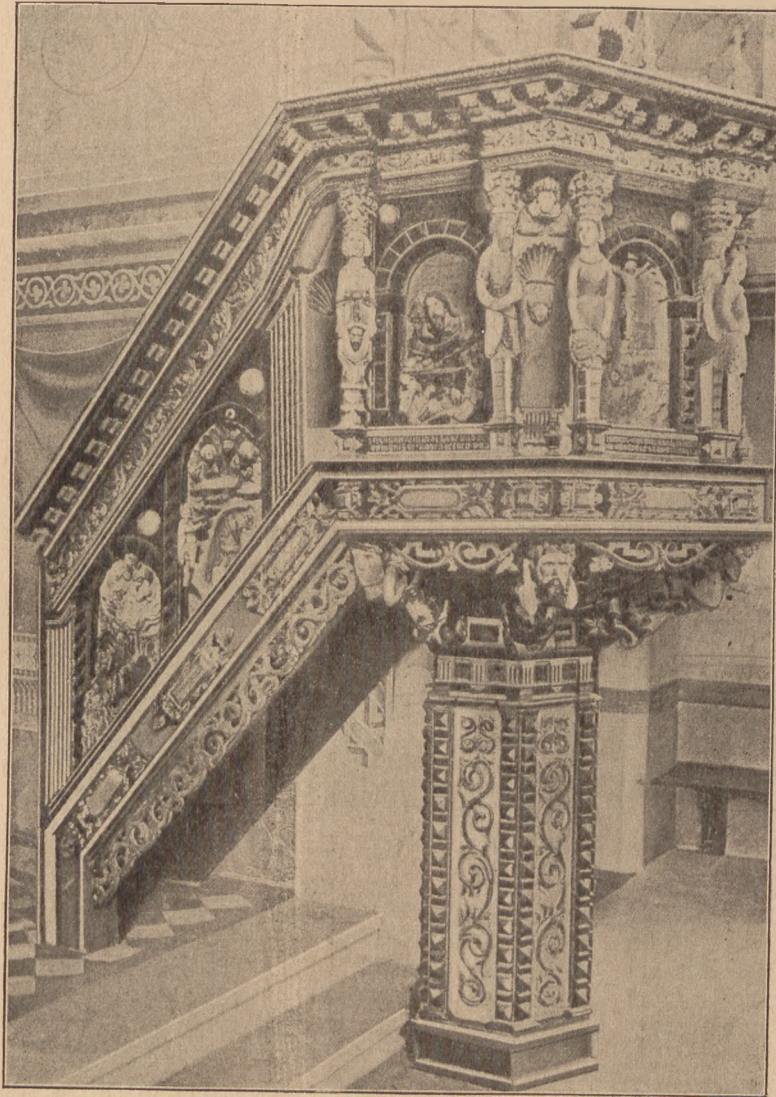
Aber nun erhebt sich die Frage: warum ließ man die Kreuzigung nicht an der ursprünglichen Stelle, an die sie doch ausgezeichnet paßte? Warum nahm man dafür später das Abendmahl dorthin, das doch den Eingang der Passion bildet? Die Antwort ergibt sich, wenn man den Altar einreicht unter die übrigen protestantischen Altäre der Zeit. Diese haben nämlich fast ausnahmslos das Abendmahl als Hauptbild. Ein Altar also, der protestantisch sein wollte, mußte das Abendmahl im Mittelfeld haben. So ist der Altar in Friedrichswalde der erste bewußt protestantische Altar in Pommern. Dazu paßt ausgezeichnet das Lutherbildnis in der Predella.

Dieser Altar ist also von großer Bedeutung für Pommern. Formal betrachtet, ist er nicht einheitlich, sondern das Werk zweier Zeiten und zweier Meister. Die Szenen des Triptychons sind noch gotisch empfunden, und das



Ornament erinnert noch an gotisches Maßwerk, obwohl der Spitzbogen schon durch den Korbogen ersetzt ist.

Der zweite Meister aber ist ganz ein Mann der Renaissance. Er verläßt und durchbricht die alte Ordnung des gotischen Klappaltars, zieht die Seiten vor und baut so das Triptychon in



Die angeblich von Herzog Barnim XI. geschnitzte Kanzel in der Kirche von Friedrichswalde

eine Nische ein. Das Abendmahl im Mittelfeld statt der Kreuzigung ist ein Bekenntnis zum Protestantismus. Die Kreuzigung verlegt er in einen Seitenteil und schafft als Gegenstück die Auferstehung. Sein Ornament ist das seiner Zeit. Um die Einheit des ganzen Werkes zu gewährleisten, baut er das Triptychon fest ein und beseitigt die Beweglichkeit der Flügel, indem er die Verbindungscharniere zum Mittelfeld entfernt.

Der Altarsockel, der ebenfalls zum Rahmenwerk gehört, ist sehr niedrig und schlichter

gehalten als der übrige Teil. In der Mitte in eine tiefe Nische versenkt eine Grablegung, rechts das schon erwähnte Lutherbildnis, links das eines bärtigen Mannes in der vornehmen Tracht jener Zeit.

Ich verdanke Herrn Dr. Hellmuth Bethe, Rustos am Pommerischen Landesmuseum, die mündliche Mitteilung, daß dies der Kopf Johann Friedrichs von Sachsen, also nicht etwa Barnims XI. ist, wie man nach der Ueberlieferung vermuten möchte. So ist als Gegenstück zu Luthers Bildnis das eines Fürsten aus dem sächsischen Hause gewählt, das mit dem pommerischen Fürstenhause verwandt und in besonderer Parteinahme für die Reformation verbrüderter war. Ein Vergleich mit dem Crotteppich liegt vor.

Es war bisher von zwei zeitlich verschiedenen Meistern des Friedrichswalder Altars die Rede. Das Triptychon dürfte bald nach 1530, das Rahmenwerk spätestens 1570 entstanden sein. Es sei bemerkt, daß sehr ernsthaft die Ansicht vertreten wird, es seien überhaupt nicht zwei verschiedene Entstehungszeiten anzunehmen; das ganze Werk sei zwar stilistisch uneinheitlich, aber in einer Zeit entstanden, die Verschiedenheit erkläre sich aus der Arbeit mehrerer Schnitzer. Dieser Auffassung kann ich mich nicht anschließen. Es ist doch kaum denkbar, daß in derselben Werkstatt zu derselben Zeit der eine ein Triptychon in einer schon überwundenen stilistischen Auffassung schnitzt und daß ein anderer dies in sich abgeschlossene Werk — denn ein Triptychon ist ein vollständiger Altar — gleichzeitig zum Teilstück eines anderen Werkes macht, indem er einen stilistisch völlig anders gearteten Rahmen herumlegt.

Das Triptychon ist vielmehr vorhanden gewesen und vielleicht, weil bei Veränderung des Standortes seine kleinen Maßverhältnisse nicht mehr ausreichten oder aus anderen Gründen, später erweitert. Sicherlich sind in dieser späteren Zeit, also um das Jahr 1570, in der Werkstatt mehrere beschäftigt gewesen. Denn das Abendmahl ist nicht von demselben geschnitten wie die Kreuzigung und Auferstehung. Daß der Herzog sich als Bildschnitzer mitbeteiligt hat, ist durchaus möglich. Sicheres läßt sich erst aussagen, wenn andere Werke von der



Hand des fürstlichen Meisters nachgewiesen sind.

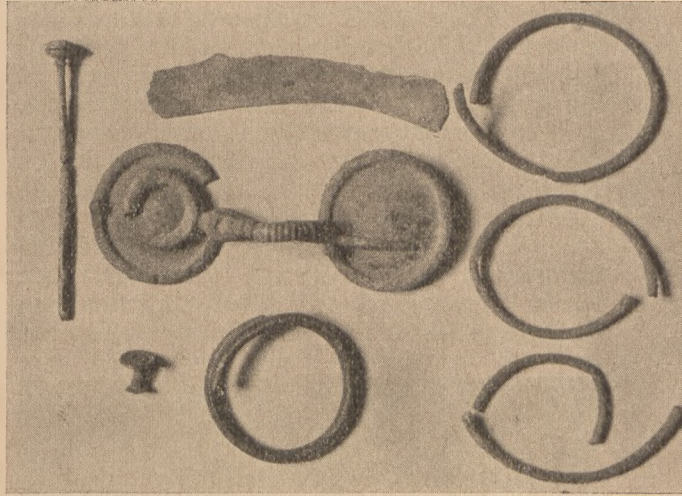
Aus derselben Werkstatt und Zeit stammt auch die Kanzel in Friedrichswalde, die sich leider manche Veränderungen hat gefallen lassen müssen.

Bemerkenswert sind noch die Schicksale dieser beiden Werke. Lemcke berichtet darüber in den Bau- und Kunstdenkmälern des Naugarder Kreises. Nach dem Tode Barnims XI. wurden beide in die Schloßkapelle von Friedrichswalde überführt. Nach der Zerstörung des Schlosses wanderten sie nach Naugard, wo sie nach der Einäscherung der Stadt im 30 jähr. Krieg in der Marienkirche aufgestellt wurden. Im Jahre 1660 schaffte man sie wieder nach Friedrichswalde zurück und zwar in die damals noch vorhandene Schloßkapelle. Sie wurden dann im Jahre 1721 in die neu erbaute Friedrichswalder Kirche gebracht. Als diese ebenfalls verfallen war und abgebrochen werden mußte, verwahrte man sie auf dem Boden des Schulhauses. Zuletzt brachte man sie in die im Jahre 1889 neu erbaute heutige Kirche.

## Das Naugarder Kreis-Heimatmuseum

Von Herbert Hohe

Es sind im Januar 1937 10 Jahre her, daß unser Kreis-Heimatmuseum „das Licht der Welt erblickte“. Diese „Geburt“ vor 10 Jahren geschah unter für ein Museum ungewöhnlichen Umständen. In den weitaus meisten Fällen wird ein Heimatmuseum seine Entstehung der Tatsache verdanken, daß mehr oder weniger reichhaltige Sammlungen, oft privater Natur, auf eine geeignete Unterbringungsmöglichkeit warten, um sie der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Hier in Naugard ging die Entwicklung den umgekehrten Weg. Im Sommer 1926 erhielt der Verfasser von dem damaligen Landrat v. Gofler den Auftrag, die Arbeiten zur Schaffung eines Heimatmuseums aufzunehmen. Für das zu gründende Museum stellte die Stadtverwaltung einen Raum im Dachgeschoß des Stadtschulgebäudes zur Verfügung. Somit war der gewiß seltene Fall gegeben, daß eine Museumsgründung mit einem leeren Zimmer begann. Keine Sammlung, nicht ein einziges Museumsstück war als Grundstock vorhanden. Da es für einen einzelnen Menschen unmöglich ist, in kürzerer Zeit all die im Kreise verstreuten Gegenstände, die vielleicht geeignet sind, in ein Museum aufgenommen zu werden, zusammenzutragen, galt es, nicht nur das Interesse sondern vor allem auch das Verständnis für die Bestrebungen der neuen Einrichtung in weitesten Kreisen der Bevölkerung wachzurufen. Und da sich das Museum sogleich bei seiner Gründung das weite Ziel setzte, alle



Bronzefund aus Janger im Naugarder Kreisheimatmuseum  
Aufn. Mertens

Lebensgebiete der Heimat in bestimmten Abteilungen zu erfassen, so setzte bald eine rege Sammelstätigkeit ein. Ein an sämtliche Schulen und Gemeindevorsteher versandter Fragebogen verschaffte einen Ueberblick über die naturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Denkmäler der Heimat. Vor allem setzte sich die Lehrerschaft, die ja durch ihren Beruf an allen Heimatfragen interessiert ist, stark für die Bestrebungen des Museums ein. Andere Freunde und Helfer gesellten sich hinzu, und so wurde der zur Verfügung stehende Raum bald zu klein. Diese Raumkrise, die ja alle Museen durchzumachen haben, blieb auch unserm Heimatmuseum nicht erspart. Wo sollten in dieser Zeit des großen Wohnungsmangels für ein Museum Unterbringungsmöglichkeiten beschafft werden?

Es muß als ein besonderer Glücksfall gewertet werden, daß diese Raumfrage überraschend schnell durch das Entgegenkommen einflussreicher Männer im Kreisauschuß, dem finanziellen Träger des Museums, gelöst werden konnte. In einem großen Neubau der Kreis Sparkasse wurden schöne und helle Räume, die ursprünglich für einen andern Zweck gedacht waren, zur Verfügung gestellt. Die Mittel für die Einrichtung wurden ebenfalls von dem Kreisauschuß bereitgestellt. Und wenn es nun gelang, ein von Fachleuten häufig als muster-gültig bezeichnetes Heimatmuseum zu schaffen, so ist dies dem Entgegenkommen des Provinzialmuseums und besonders seinem damaligen Rustos Dr. Balke zu danken.

Ein Museum ist niemals um seiner selbst sondern um des Besuchers willen da. Es wird also bei der Lösung museumstechnischer Fragen in erster Linie auf den das Museum Besuchenden Rücksicht zu nehmen haben. Warum geht aber der einfache Mann ungern in ein Museum, und warum verläßt er es so häufig unbefriedigt? Meistens deshalb, weil er erdrückt wird



von der Fülle des Dargebotenen, und weil das ausgestellte Material gar zu oft nur nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet ist. Darum legt sich unser Museum in der Menge der Ausstellungsgegenstände weise Beschränkung auf. Auch werden die Gegenstände in den einzelnen Abteilungen von Zeit zu Zeit gewechselt, denn das Museum will, obwohl es Museum ist, nicht etwas Starres, Festes, Gleichbleibendes sein, sondern es will, indem es immer wieder Neues zeigt oder Altes unter anderen Gesichtspunkten bringt, dem Besucher stets neue,



Teil einer Bauernstube im Naugarder Kreisheimatmuseum  
Aufn. Nozke

lebendige Eindrücke vermitteln und ihn immer wieder veranlassen, „sein“ Museum aufzusuchen.

Nach einem Wort Gottfried Semper's sind die Museen „die wahren Bildner eines Volkes“. Gewiß ist es erste und vornehmste Aufgabe eines Heimatmuseums, die Kenntnis der Heimat in Vergangenheit und Gegenwart zum lebendigen Gemeingut aller Volksgenossen zu machen, aber der Besucher darf nicht den Eindruck haben, sich in einer Lehranstalt zu befinden; Freude am Schönen und ein berechtigter Stolz auf seine Heimat sollen ihn erfüllen, wenn er das Museum verläßt. Diesen Grundsätzen ist Rechnung getragen bei der Farbgebung der Räume und bei der Aufstellung der Museumsstücke. So konnte die Einweihung der neuen Räume am 25. Mai 1930 stattfinden.

Beginnen wir einen Rundgang durch das Museum: Gleich beim Eintreten grüßen uns im „Raum für Stadtgeschichte und Handwerk“ die alten Willkommen und Becher der heimischen Innungen. Bilder und Urkunden (Eh-

renbürgerbrief für den Reichskanzler Otto von Bismarck) erzählen von den wechselvollen Geschicken der Stadt. Bemerkenswert sind in diesem Raum noch das kunstvoll geschmiedete Rokoko-Türschild eines Gollnower Schlossermeisters und ein Münzfund von 178 Talerstücken aus den Jahren 1551–1697.

Der stimmungsvolle Kirchenraum, in Gold und Rot gehalten, macht auf jeden Besucher einen tiefen Eindruck. Ein Kreuzifixus aus dem Anfang des 16. Jhdts. erweckt besonders die Aufmerksamkeit kunstverständiger oder rassenbiologisch interessierter Menschen.

Der Hauptraum, dem wir uns jetzt zuwenden, ist durch eine geschickte Schrankanordnung in drei Abteilungen gegliedert: Die naturwissenschaftliche Abteilung ist keine tote Anhäufung von Präparaten, sondern vereinigt Vertreter der heimischen Tierwelt in bestimmten, jedesmal unter bestimmten Gesichtspunkten stehenden Gruppen. Die Entstehung des heimischen Bodens soll in nächster Zeit dargestellt werden. In dem Raum für Vorgeschichte ist versucht worden, durch Zeichnungen das Leben unserer Vorfahren dem Besucher zu veranschaulichen. Ein seltenes Museumsstück in dieser Abteilung ist das spätbronzezeitliche Siebgefäß aus Eichberg bei Gollnow, dessen Gebrauch man bis heute noch nicht kennt. Gerade im letzten Jahre ist diese Abteilung durch Funde aus der Bronzezeit (Abb. 1) und der römischen Kaiserzeit bereichert worden. — Ein Raum, der das Volksleben in vergangener und heutiger Zeit zeigt, schließt sich an. Die kleine Bauernstube lädt zum Verweilen ein (Abb. 2).

Die „gute, alte Zeit“, die Tage des gemütlichen und behäbigen Bürgerlebens vor 100 Jahren, soll vor der Seele des Besuchers lebendig werden beim Betreten des Biedermeierzimmers.

Seit dem Jahre 1820 besitzt die Stadt Naugard eine Strafanstalt, untergebracht in dem ehemaligen Ebersteiner Schloß. Hierauf nimmt der letzte Raum unseres Museums Bezug, in dem Gegenstände des Strafvollzugs untergebracht sind. Neben einer Zwangsjacke, verschiedenen Fesselinstrumenten, einem Modell der Strafanstalt, das von einem Gefangenen angefertigt ist, erweckt besonders der „Prügelbock“ bei manchem Beschauer ein heimliches Gruseln.

Zwei Zimmer, die jetzt als Verwaltungsräume dienen, können bei weiterem Wachsen der Sammlungen als Ausstellungsräume hergerichtet werden.

So geht das Museum jetzt in das zweite Jahrzehnt seines Bestehens hinein. Eine neue Zeit ist inzwischen in Deutschland angebrochen. Die Aufgaben der Heimatmuseen sind die gleichen geblieben. Wohl aber können sie in der



neuen Zeit hoffen, daß ihre Bestrebungen, Güter des Erbes unserer Vorfahren zu sein, mehr und mehr als eine heilige Verpflichtung den nachfolgenden Geschlechtern gegenüber erkannt werden. So wird das zweite Jahrzehnt für das Naugarder Heimatmuseum erfüllt sein von der gleichen aber noch intensiveren Arbeit für Heimat und Volkstum.

## Das Reichsnaturschutzgesetz und seine Auswirkungen im Kreise Naugard

Von Ernst Holzfuß, Stettin

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert haben die Naturschützer auf ein Naturschutzgesetz vergeblich gewartet, das ihnen die Handhabe geben sollte, viele in Gefahr befindliche Naturwerte und manches bedrohte Stück Urnatur unter Schutz stellen zu können. Alle guten Gesetzesentwürfe blieben in der parlamentarischen Regierungsmaschinerie stecken; die Meinungsverschiedenheiten waren nicht zu überbrücken. Bei dem Mangel an Gemeinschaftsgefühl und Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Vaterlande bei manchem Einzelvertreter und Vertretergruppen des Parlaments konnten ideelle Fragen und Aufgaben nicht zu ihrem Recht kommen. Verordnungen für Preußen zum Schutze der Pflanzen- und Tierwelt waren alles, was erreicht wurde. Wohl ist mit ihrer Hilfe manch Gutes geschaffen worden durch vorsichtige, gütliche Verhandlungen mit den Eigentümern über zu schützende Einzelgegenstände der Natur und einzelne Gebiete. Manches aber scheiterte an dem Eigennutz und auch an dem Nichtverstehenwollen der Besitzer.

Erst dem zielbewußten, energisch anpackenden Nationalsozialismus war es vorbehalten, schon nach kurzer Zeit ein Reichsnaturschutzgesetz am 26. Juni 1935 herauszubringen, das in einheitlicher, klarer, vollkommener Weise den gesamten Naturschutz regelt. Eine mustergültige und straffe Organisation von Naturschutzbehörden und Naturschutzbeauftragten wurde geschaffen, die jetzt und in den kommenden Jahren eine restlose Erfassung alles wertvollen Naturgutes bringen wird zum Segen des Vaterlandes für die Gegenwart und die Zukunft.

Nach § 1 dient das Reichsnaturschutzgesetz dem Schutz und der Pflege der heimatischen Natur in allen ihren Erscheinungen. Der Naturschutz im Sinne dieses Gesetzes erstreckt sich auf:

- a) Pflanzen und nichtjagdbare Tiere,
- b) Naturdenkmale und ihre Umgebung,
- c) Naturschutzgebiete,

d) auf sonstige Landschaftsteile in der freien Natur, deren Erhaltung wegen ihrer Seltenheit, Schönheit, Eigenart oder wegen ihrer wissenschaftlichen, heimatischen, forst- oder jagdlichen Bedeutung im allgemeinen Interesse liegt.

Wie sich die Naturschutzarbeit für den Kreis Naugard auswirkt, sollen die folgenden Ausführungen zeigen. Zunächst wollen wir die Naturdenkmale in den Kreis der Betrachtungen ziehen, und zwar die alten Bäume, denen vom Beginn des amtlichen Naturschutzes in Pommern vom Jahre 1908 vor allem das Augenmerk galt.

### Geschützte Bäume im Kreise Naugard.

Als ältester und stärkster Baum des Kreises Naugard ist die Eiche im Gemüsegarten des Gutes Wussow anzusprechen, die bei einem Stammumfang von 7,25 m und der mächtig ausladenden Krone einen ehrfurchtgebietenden Eindruck hinterläßt. Dieser wird nachhaltiger, wenn man sich vergegenwärtigt, daß etwa 550—600 Jahre vergangen sind, seitdem aus einem jungen Bäumchen ein gewaltiger Recke geworden ist, der noch einige Menschenalter überdauern kann.

Wussow hat noch andere Naturdenkmale aufzuweisen. Im Gutspark bilden zwei Rotbuchen und eine Eiche eine dichte Baumgruppe, durch ein Eisenband zusammengehalten. Unweit davon fällt eine Eiche auf, die in wirkungsvoller Weise mit Efeu bis in die Krone bewachsen ist. — Eine prachtvolle Eiche von 4,50 m Umfang und schöner Krone steht links am Wege schräg gegenüber dem Denkmal des im Weltkriege gefallenen Gutsbesizers. — Auf der Feldmark unweit der Chaussee Daber—Naugard zieren 2 Rosskastanien die Gegend, die gewissermaßen die Torbäume darstellen von der einst hier entlangführenden Poststraße. — Zwischen der Haltestelle Wussow Gehege und der Waldwiese, etwa 250 m von der vorhin genannten Chaussee, ist die sogenannte Herdbuche beachtenswert.

In dem benachbarten Klein-Benz befindet sich am Ostrande des Parks und westlich vom Backhause eine etwa 400 jährige Eiche, und zwei Bäume gleicher Art zieren die Koppel in Groß-Benz. Hier stehen zudem noch fünf Linden unter Schutz; zwei schmücken den Gutshof, zwei den Ausgang nach Hohenbenz, und eine hinter dem Teich hat einen ausserwählten Platz und präsentiert sich sehr gut.

Von allen geschützten Baumarten im Kreise ist die Eiche am häufigsten vertreten. Eichenwalde macht seinem Namen alle Ehre durch eine ganze Anzahl schöner Eichen zu beiden Seiten der Dorfstraße, obgleich die meisten kaum 100 Jahre alt sein dürften.

Eine besondere Wirkung bekommt die Jugendherberge in Trechel durch die nahen 5



Eichen, die ein Alter von etwa 80—250 Jahren haben und gegen 1 m, 1,70, 1,90, 2,20 und 2,70 m Umfang besitzen.

Wie ein grünes Band zieht die Allee etwa 70 jähriger Eichen von Großenhagen nach Lüttkenhagen durch die Landschaft. Auf besondern Wunsch Herrn v. Petersdorffs ist die wirkungsvolle Doppelbaumreihe als Naturdenkmal erklärt worden, wofür ihm die Naturfreunde noch in späteren Zeiten danken werden.

Am Waldrande von Speck, am Wege nach Immental, lenkt eine kraftvolle Eiche den Blick auf sich; ihr Umfang beträgt gegen 5,50 m. Nicht weit davon, auf Specker Grund und Boden, stehen bei der Försterei Piepersfelde 2 Eichen, von denen die eine 500 m westlich, die andere 1 km östlich des Forsthauses sich befindet.

In Freieide sind 2 Eichen vor dem Hause des Landwirts Lawrenz auf dessen Wunsch unter Schutz gestellt worden aus Pietät gegen seinen Großvater, der vor 100 Jahren die Bäume gepflanzt hat. Ihr Umfang beträgt gegen 2 m. Diese beiden Eichen geben uns einen Anhalt über die Altersbeurteilung anderer Bäume der gleichen Art, obgleich dabei immer noch die Bodenverhältnisse zu berücksichtigen sind und auch die Tatsache, daß schließlich ein Wachstumsstillstand eintritt, der recht lange dauern kann.

Noch eine andre Eiche im Kreise verrät uns ihr ungefähres Alter. Es ist die Hinz-Eiche auf dem Kirchhofe in Hinzendorf, das früher Butterdorf hieß. Hier ist Claus Hinke, der einst vielgenannte Hofnarr des Pommernherzogs Johann Friedrich, geboren und 1599 gestorben. Der Herzog soll seinem getreuen Spaßmacher auf dessen Grab eine Eiche haben pflanzen lassen, die heute einen Umfang von über 3 m und 18—19 m Höhe aufweist.

Friedrichsberg erhält einen Schmuck durch die unter Schutz stehende Eiche vor dem Wohnhause des Landwirts Hammermeister.

Die Friedrichswalder Staatsforst hat 3 Eichen aufzuweisen, die als Naturdenkmale in die Forstkarte eingetragen worden sind.

Die Friedrich-Karl-Eiche steht im Gebiet der Försterei Barenbruch etwa 2 km nördlich von dem im Kreise Greifenhagen liegenden Dorf Redow, und etwas weiter nördlich im gleichen Südzipfel der Kreisfläche befindet sich ein stattlicher Baum, etwa 250 m südlich der Försterei Grünwald, die Spuck-Eiche, bei der es in der Dunkelheit nicht recht geheuer sein soll. Am Zimmermannshorster Abzugsgraben im Jagden 85 steht bei der Försterei Postbaum eine geschützte Eiche.

Als nächste Baumart kommt die Rotbuche in Frage. Das Jagden 64c des vorhin genannten Forstreviers enthält einen ganzen

Bestand etwa 160 jähriger Buchen (mit einzelnen gleichalterigen Eichen dazwischen), der als Naturdenkmal in die Forstkarte eingetragen ist. Noch älter, über 200 Jahre alt, sind 3 Rotbuchen in der Massower Stadtforst unweit der Försterei.

An alten Linden hat der Kreis vier als unter Schutz stehend aufzuweisen: die Linde vor dem Oberförsterhause Bütt, deren Aeste schon seit Jahren durch Eisenbänder zusammengehalten werden, den prachtvollen Baum am Backofen der Försterei Marienwalde, die Linde in Kriewitz am Hause des Landwirts Höß und den 200 jährigen Baum auf dem Freischulzenhof in Pagenkopf.

Ein schöner Baum ist die Ulme am Hofator eines Landwirts in Pflugrade. Sie soll 1856 als damals gegen 50 Jahre alter Baum gepflanzt worden sein. In Brusthöhe gemessen hatte die Ulme 1912, als sie unter Schutz gestellt wurde, bereits fast 3 m Umfang und eine Höhe von 25 m; ein Beweis von dem schnellen Wachstum des Baumes.

Etwa 100 m vom Forsthause Neuwald entfernt, am Wege nach Rothenfier, befindet sich eine Lärche, die nach dem „Forstbotanischen Merkbuch“ von Prof. Winkelmann, herausgegeben 1905, die stärkste in der Provinz sein soll. Ihr Umfang betrug 3,08 m bei einer Höhe von 26 m. Bei der Pflasterung der Straße 1928 war der Baum in Gefahr, entfernt zu werden. Er stand angeblich hindernd im Wege, auch sei das ganze Aussehen des Baumes nicht derartig, daß ihm noch eine lange Lebensdauer zuzusprechen sei. Man hat sich dann doch entschlossen, die Chaussee an dem alten Naturdenkmal vorbeizuführen.

In meiner Liste der Naturdenkmale des Kreises Naugard ist auch eine starke Kiefer verzeichnet, die in der Kniephofer Privatforst bei den Rieselfbrücken steht. Mit einem Umfange von über 3 m und 26 m Höhe steht dieser Nadelbaum in vorderster Reihe bei seinen unter Schutz befindlichen Artgenossen in Pommern.

Daß ein wilder Birnbaum beträchtliche Ausmaße bekommen kann, sehen wir an dem Exemplar auf freiem Felde auf der Jakobsdorfer Feldmark. Er befindet sich etwa 200 m südlich der Grenze Speck-Jakobsdorf und 600 m westlich des Weges zwischen den beiden Ortschaften. Der Baum ist etwas geneigt worden durch die über ihn in den 200 bis 250 Jahren hinbrausenden Stürme, die ihn aber weder zu vernichten noch sonstwie zu beschädigen vermochten. Obgleich der kräftige Stamm an einer Seite zu vermorschen beginnt, dürfte er als sonst kerniger Reede noch lange widerstandsfähig bleiben, jedes Jahr seine rundliche Krone mit vielen Blüten schmücken und als Einsamer zu jeder Jahreszeit mannig-



fachen Besuch erhalten von Hasen und gefiederten Gästen, denen auch die Holunderbüsche ihren Standort rings um den Baum verdanken.

Endlich sei der beiden Eiben oder Targus gedacht, die in Naugard im Garten Poststraße 7 stehen, als Naturdenkmale Achtung genießen und vielfach auch von auswärtigen Interessenten besucht werden. Schätzungsweise können diese Nadelbäume vor etwa 300 Jahren gepflanzt worden sein. Wild wird die Eibe hier nicht angetroffen wie im benachbarten Kreise Cammin. Beide Bäume sind männlichen Geschlechts, stehen gegen drei Meter auseinander, sind vom Boden an dicht mit wagerechten Nestern versehen und innen laubenartig hergerichtet. Der Umfang der fast gleichen Stämme beträgt an der Erde etwa  $2\frac{1}{4}$  m, in Brusthöhe gegen 1,85 m.

Mit diesem Naturdenkmal sind wir in das Stadtbild gelangt und wollen den Baumbestand der vier Städte des Kreises Naugard betrachten, der größtenteils durch die Bauverordnung für die Städte vom 27. Juni 1924 unter Schutz gestellt worden ist. Für Naugard kommen in Frage die Lindenallee am Nordufer des Sees längs der Stadtmauer vom Reinepark bis zum Gallberg, dessen Baumbestand erhalten bleibt.

In Gollnow sind geschützt: die Linden in der Ihnastraße, der Baumbestand auf dem Kirchplatz, auf und neben dem alten Friedhof und in der Fürstenflaggerstraße. Außerhalb des Reichbildes, im Stadtwalde, befindet sich an der Straße nach Fürstenflagge kurz vor Grünhaus an der rechten Seite ein Streifen alter Kiefern, der erhalten bleiben soll. Etwa 600 m hinter Grünhaus fällt eine Gruppe Schwarzkiefern auf durch den eigenartigen Wuchs und die langen, derben und dunkeln Nadeln. Diese Baumart stammt aus den österreichischen Alpen und ist hier nur angepflanzt; sie fühlt sich aber ganz wohl und gedeiht recht gut, so daß diese Gruppe auch unter Schutz gestellt worden ist.

Bei Massow wurden vorher schon die drei Buchen des Stadtwaldes erwähnt. Im Orte selbst sind geschützt die kraftvolle Luther-Eiche bei der Kirche, die Allee älterer Rosskastanien an der Gollnower Straße und die Linden am Hospital an der Straße nach Stargard.

Daber besitzt in der Burgruine eine starke Anziehungskraft auf alle Heimat- und Naturfreunde. Ruhmreiche Sage historischer Vergangenheit werden lebendig bei der Betrachtung des starken Gemäuers, und die alte, dicke Linde im Garten auf freier Fläche, die ihre gewaltige Krone gut ausbilden konnte, hat in jüngeren Jahren sicherlich noch die Belagerung der Feste durch Albrecht Achilles miterlebt.

Auch die andern alten Bäume in und an der Ruine stehen unter Schutz wie auch die schöne Eiche an der Straßenecke. Mächtige, auf fallende Bäume an Umfang und Krone sind die Pappeln am verschlossenen Burgtor. — Geschützt sind ferner die Bäume des Friedhofes an der Straße nach Massow und der Baumbestand an der Promenade nach dem Schützenwalde.

### Wanderblöcke.

Das Reichsnaturschutzgesetz gab uns endlich eine Handhabe, die großen Feldsteine, Geschiebe oder Wanderblöcke unter Schutz stellen zu können. Sie werden im § 3 des Gesetzes neben „Felsen, erdgeschichtlichen Aufschlüssen, Gletscherspuren, Quellen, Wasserläufen, Wasserfällen, alten oder seltenen Bäumen“ als Naturdenkmale betrachtet. Wohl haben wir früher schon versucht, die Wanderblöcke zu erhalten, was vielfach dadurch erreicht wurde, daß sich die Besitzer schriftlich bereit erklärten, die Großsteine zu schonen und in die Listen der Naturdenkmale aufnehmen zu lassen. Es war aber nur ein Nothelf; jeder spätere Eigentümer war nicht an die Abmachungen des Vorgängers gebunden und konnte ungestraft mit dem Block nach Belieben schalten.

Uns Naturschutzbeauftragten wie allen wahren Natur- und Heimatfreunden galten die Findlinge als eine heilige Sache von wesentlicher Bedeutung. Als Fremdlinge unseres Bodens lenken sie den Blick auf sich, regen zum Nachdenken an, lassen die Phantasie schweifen in fernste Vergangenheiten und melden dem Eingeweihten in eindruckvoller Sprache von der jüngsten gewaltigen Erdepöche, die unserer Heimat das Gepräge gab und den Lebensraum fruchtbar gestaltete. Ein großer Block kann der engeren Umgebung Zierde, Anziehungspunkt und Eigenart bedeuten, und wenn ihn die Sage mit geheimnisvollen Vorgängen umrannt, dann ist so ein Findling ein Stück lebendigen Volksgutes, das so lange wach bleibt, wie der Gegenstand erhalten wird.

Von den beiden Wanderblöcken des Kreises, die bisher geschützt sind, ist der Carziger von besonderer Bedeutung. Obgleich ein Stein für die Ewigkeit gebaut zu sein scheint, unterliegt er doch der langsamen Zerstörung durch die Witterungseinflüsse. Der Carziger Großstein zeigt solches recht auffallend. Seine granitische Grundmasse ist von einigen sich kreuzenden Streifen härteren Gesteins durchsetzt, die als höherstehende Rippen hervorragen, weil sie nicht so stark verwittern wie das andere Gefüge. Es ist daher begreiflich, wenn die Menschen früherer Jahrhunderte meinten, hier habe sich etwas Uebernatürliches ereignet, und sie bezeichneten den Stein als den verwünschten Schäfer. Er liegt der Kirche gegenüber neben der 1871 gepflanzten Friedens-eiche. Die Sage berichtet folgendes: In früherer



Zeit hatte das Gut Neuendorf auf einem Teil des Carziger Gebietes freies Hütungsrecht. Zwischen den Schäferknechten der beiden Ortschaften kam es darüber oft zu Streitigkeiten. Als eines Tages die Knechte wieder an der strittigen Grenze zusammentrafen und ein heftiger Streit entbrannte, begehrte der Carziger ein Gottesurteil und rief: „Wenn du hier hüten darfst, will ich zu Stein werden“. Raum sind die Worte gesprochen, da erstarrt der Sprecher, und die starken Adern auf dem Stein bekräftigen den göttlichen Richtspruch. Doch der gestrafte Knecht findet keine Ruhe an der Grenze. Mehrmals erscheint er des Nachts im Dorf, klopft bei einem Besitzer an und bittet, man möchte ihn doch ins Dorf holen. Doch nicht Pferde, sondern Ochsen sollen ihn heimwärts bringen. Als man schließlich ans Werk geht, den versteinerten Schäfer zu holen, sind neun Pferde nicht imstande, den Findling zu bewegen. Schließlich spannt man zwei Ochsen an, die ihn ins Dorf bringen. Er wird nicht auf den Kirchhof, sondern dicht dabei an den Kreuzweg gebettet, und von da ab hat der Schäferknecht seine Ruhe. —

Vor mehr als 100 Jahren hat der Stein auf der Carziger Feldmark gelegen; die Stelle wird noch „Kreuzstein“ genannt. Sie befindet sich links der Chaussee von Carzig nach Neuendorf hinter einem Ausbau. Schon 1836 soll der Block im Dorf gewesen sein und sollte zum Bau der Kirche verwendet werden. Auf Einspruch des Amtes Naugard ist er erhalten geblieben.

Der zweite geschützte Wanderblock des Kreises Naugard ist der Teufelsstein von Jakobsdorf. Woher er seinen Namen hat, weiß niemand anzugeben, und von einer Sage ist auch nichts bekannt geworden. Was ihn aber auszeichnet, ist seine Größe. Bis zum Weltkrieg war nur die Oberfläche des Steines sichtbar, deren Länge 4,50, Breite 3 und größte Höhe über der Erde 0,30 m beträgt. Dieser Teufelsstein liegt außerhalb der Ortschaft am Wege nach Buddendorf gegenüber dem letzten Ausbau auf Pfarracker. Durch Sandentnahme ist der im Boden steckende Findling an der Vorderfront freigelegt worden, so daß man die fast rechteckige Fläche des grobkörnigen Granites von 4,50 m Länge und 2 m Höhe sehen kann. Eine weitere Sandabfuhr darf zum Schutze des Blockes in seiner jetzigen Lage nicht erfolgen.

### Geschützte Pflanzen und Tiere im Kreise.

Außer den Naturdenkmälern sind Pflanzen und nicht jagdbare Tiere Gegenstand des Naturschutzes. Der Schutz erstreckt sich nach § 2 des Reichsnaturschutzgesetzes auf die Erhaltung seltener oder in ihrem Bestande bedrohter Pflanzen- und Tierarten und auf die Verhütung mißbräuchlicher Aneignung und Verwertung von Pflanzen und Pflanzenteilen oder Tieren. Nähere Bestimmungen enthält die

„Verordnung zum Schutze der wildwachsenden Pflanzen und nicht jagdbaren wildlebenden Tiere“ vom 18. März 1936. Da diese Verordnung für das ganze Reich gilt, sind von den 24 namentlich aufgeführten vollkommen geschützten Pflanzenarten mehrere vorhanden, die nicht bei uns vorkommen. Die für den Kreis Naugard in Frage kommen, sollen nachstehend vermerkt werden. Der Königsfarn (*Osmunda regalis*) ist nur in der südlichsten Ecke in größerer Anzahl vorhanden bei der Forsterei Postbaum nahe der Saaziger Kreisgrenze. Von den Orchideen, Knabenkräutern, sind in der Verordnung verschiedene Gattungen namhaft gemacht, deren Arten unter vollkommenem Schutze stehen. Das Waldvöglein (*Cephalanthera*) ist im Kreise wohl kaum zu erwarten, wohl aber die Ruckuckblume (*Platanthera*), die im Waldesschatten ihre weiße Blütentraube entfaltet und durch zarten Duft in der Nacht die Schmetterlingschwärmer anlockt. Der Name Waldhyazinthe ist recht zutreffend für die beiden vorkommenden Arten *Platanthera bifolia* und *chlorantha*.

Die Ruchenschellen (*Pulsatilla*) sind als frühblühende Gewächse vielfach dem Abpflücken ausgefetzt, ihr Schutz also mehr oder weniger geboten, zumal sie im Kreise selten sind. Die Frühlings-Ruchschelle (*Puls. vernalis*) besitzt die größten Blüten, die innen weiß aussehen, außen rötlich angelaufen sind. Die Blätter sind einfach gefiedert, während die Wiesen-Ruchschelle (*P. pratensis*) hängende, kleinere, violette Blüten und mehrfach geteilte Blätter besitzt. Beide Arten kommen sehr zerstreut an manchen Stellen der Chausseeböschung zwischen Pütt und Gollnow vor, während die früher angegebene Gemeinde R. (*P. vulgaris*) aus dem Gebiet des alten Chausseehauses vor Gollnow wohl für immer verschwunden sein dürfte.

Auf stillen Weihern und flachen Seen entfaltet die Seerose (*Nymphaea alba*) ihre wundervollen Blüten auf der Wasseroberfläche. Sie war eine viel begehrte und verwendete Zierde zu Kränzen.

Nur noch selten in den Laubgebüschchen anzutreffen ist der Kellerhals oder Seidelbast (*Daphne mezereum*), der aber als Frühblüher durch seine reichlichen roten Blüten an den noch unbelaubten Zweigen zum Pflücken reizt. Vielerorts ist daher der einst häufige, giftige Strauch fast ganz verschwunden oder doch sehr selten geworden. Ob er noch bei Gollnow vorhanden ist? — Sicher ist der Lungen-Enzian (*Gentiana pneumonanthe*) bei Immendorf durch einstige Kulturarbeiten vernichtet worden. —

So ist die Zahl der vollkommen geschützten Pflanzenarten für den Kreis nur gering, und auch von den teilweise geschütz-



ten Arten, deren Wurzelstöcke nicht beschädigt oder ausgegraben werden dürfen, kommen nur 2 in Betracht: Maiglöckchen und das Himmlischlöffelchen oder die Primel (*Primula officinalis*). Nach § 1 der Verordnung ist es „verboten, wildwachsende Pflanzen mißbräuchlich zu nutzen oder ihre Bestände zu verwüsten; hierzu gehören besonders die offensichtlich übermäßige Entnahme von Blumen und Farnkräutern, das böswillige und zwecklose Niederschlagen von Stauden und Uferpflanzen, das unbefugte Abbrennen der Pflanzendecke u. dgl., auch wenn dabei im einzelnen Fall ein wirtschaftlicher Schaden nicht entsteht.“ Hiermit wird also ein gewisser Schutz für alle wildwachsenden Pflanzen ausgesprochen, und die Zahl der besonders unter Schutz gestellten Gewächse kann daher gering gehalten werden.

Es wird niemand verwehrt werden, von häufigen Pflanzenarten, die nicht ausdrücklich unter Schutz stehen, einen kleinen Strauß mitzunehmen, aber jede mißbräuchliche Handlungsweise kann als Verstoß gegen die Verordnung bestraft werden. Eine sehr wichtige Bestimmung des Gesetzgebers gegen alle Pflanzenräuber, seien es Händler oder Tauschvereinsmitglieder!

Im § 9 wird das gewerbmäßige Sammeln von Pflanzen einer strengen Regelung unterworfen. Wer Blumen, Heilkräuter, Farne oder dgl. oder Teile derselben für den Handel oder gewerbliche Zwecke sammelt, muß einen von der zuständigen Ortspolizei- oder Forstbehörde ausgestellten Erlaubnischein mitführen, aus dem hervorgeht, für welche Vertriebsstellen das Sammeln erlaubt ist, und welche Arten freigegeben sind. Nicht freizugeben sind folgende im Kreise vorkommende wildwachsende Pflanzen: Rippenfarn, alle Bärlappe, Wacholder, Schwertlilien, alle Arten der Gattung Orchis (*Orchis latifolius*, *incarnatus*, *maculatus*, *morio*), Trollblume, Leberblümchen, Sonnentau, eichenblättriges Wintergrün und Sumpfsporst.

Einen weiteren Pflanzenschutz gibt die Verordnung vom 18. 3. 1936 in dem Schmuckreisigparagraphen. Darin ist es verboten, von Bäumen oder Sträuchern in Wäldern, Gebüsch oder an Hecken Schmuckreisig unbefugt zu entnehmen, gleichgültig, ob im einzelnen Fall ein wirtschaftlicher Schaden entsteht oder nicht. — Wie wurde z. B. den Weiden mitgespielt; in der Umgebung der Großstadt gab es kaum noch eine Salweide, der nicht in übelster und rücksichtslosester Weise die Räschenkno-spenszweige gestaubt waren. Wohl gab die preußische Verordnung zum Schutze der Tier- und Pflanzenwelt vom Jahre 1933 eine Handhabe, gegen solchen Frevel einzuschreiten; aber es war sehr schwer, den Uebeltäter zur Bestrafung zu brin-

gen, da ihm erst nachgewiesen werden mußte, daß er das Schmuckreisig zu Handelszwecken angeboten oder befördert hatte. Der Fortschritt in der Reichsverordnung liegt darin, daß jede unbefugte Entnahme von Schmuckreisig verboten ist, allerdings sobald sie bündelweise erfolgt.

Die Reichsverordnung vom 18. März 1936, die eine Ergänzung des Reichsnaturschutzgesetzes ist und das Naturschutzgesetz vollständig macht, bringt auch eingehende Schutzvorschriften für die nichtjagdbaren wildlebenden Tiere. Wir wollen uns zuerst dem

**Schutz der nichtjagdbaren wildlebenden Vögel** zuwenden. Es gehören hierzu hauptsächlich die Singvögel außer den Drosseln, die als jagdbare Tiere dem Reichsjagdschutzgesetz vom 3. Juli 1934 unterliegen. Nicht geschützt sind: Nebelkrähe (Rabenkrähe kommt nicht im Kreise vor), Saatkrähe, Eichelhäher, Elster, Feld- und Hausperling wegen ihrer Schädlichkeit. Ihre Vernichtung darf aber nicht von jedermann und auch nicht willkürlich geschehen; es sind gewisse Beschränkungen der Zeit und Art des Fanges angegeben (§ 15 Abs. 2, 1—6).

Es ist verboten, den einheimischen nichtjagdbaren wildlebenden Vögeln nachzustellen oder sie mutwillig zu beunruhigen, insbesondere sie zu fangen oder zu töten, Eier, Nester oder andere Brutstätten geschützter Vögel zu beschädigen oder wegzunehmen. Es ist aber den Eigentümern, deren Nutzungsberechtigten und ihren Beauftragten erlaubt, in der Zeit vom 1. Oktober bis Ende Februar Nester der Kleinvögel zu entfernen. Dieses kann auch zu andern Zeiten mit den Nestern an oder in Gebäuden geschehen, wenn keine Jungen darin vorhanden sind. Kinder dürfen nicht beim Beseitigen von Vogelnestern oder beim erlaubten Vogelfang beteiligt werden.

Zum Zwecke der Stubenvogelhaltung ist es bestimmten, mit behördlich ausgefertigten Erlaubnischeinen versehenen Personen gestattet, Kleinvögel zu fangen. Es handelt sich dabei um häufigere und um nicht bedrohte Vogelarten. Die Fänger müssen nachweisen können, daß sie die erforderlichen Kenntnisse in der Vogelfunde, im Vogelfang, in der Vogelhaltung besitzen und mit den in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen vertraut sind. Die höhere Naturschutzbehörde bestimmt die beim Fang zugelassenen Fangarten und Fanggeräte für die etwa 20 freigegebenen Vogelarten, von denen zufolge der Nachfrage im Handel eine bestimmte genehmigte Anzahl gefangen werden darf. Durch diese nach allen Richtungen wohl vorbereiteten Erwägungen, Anordnungen und Ueberwachungen sollen unsere Vogelliebhaber mit heimischem Material bedacht werden, damit im Vogelhandel keine deutschen Gelder mehr ins Ausland fließen.



## Schutz der übrigen nichtjagdbaren wildlebenden Tiere.

Von den im Reichsgebiet geschützten Säugetieren kommen für den Kreis nur in Frage der Igel, der als eifriger Vertilger von Mäusen und Kreuzottern überall zu schätzen ist, die Spitzmäuse als Vertilger allerlei schädlicher Insekten und deren Larven. Nicht geschützt bleibt die schädliche WasserSpitzmaus. Alle Fledermäuse unseres Gebietes genießen Schutz und die niedliche Haselmaus, die in den Laubwäldern mit reichlichem Unterholz ein verborgenes, nächtliches Leben führt.

Ob die Sumpfschildkröte als Vertreter der Kriechtiere im Kreise Naugard noch vorhanden ist, vermag ich nicht zu sagen. Bei der versteckten Lebensart fällt das Tier schwer auf und kommt selten zur Beobachtung.

Ein häufiges Wesen ist die Zauneidechse, von der das alte Männchen im Hochzeitskleide unterseits und an den Seiten schön grün aussieht. Von nicht Eingeweihten wird solche Eidechse oft für die Smaragdeidechse gehalten, die es im Kreise nicht gibt. Die kleinere, braune Berg-Eidechse ist häufig anzutreffen an feuchten Waldrändern und an Mooren. Sie legt die Eier nicht ab wie die andere Eidechse, sondern sie behält sie so lange im Körper, bis die Jungen ausschlüpfen und nach einigen Stunden selbständig ihrer Nahrungssuche nachgehen. Die Berg-Eidechse wird von der stärkeren Zaun-Eidechse vielfach verfolgt und verschlungen. — Eine äußerlich beinlose Eidechse ist die Blindschleiche. Sie bewegt sich schlängelnd vorwärts, wird von Unwissenden als Schlange angesehen und leider oft getötet. — Als einzige geschützte Schlange unseres Gebiets kommt die Ringelnatter in Betracht, die leicht an den beiden gelblichen bis weißen halbmondförmigen Flecken der Nackengegend zu erkennen ist.

Zu den Lurchen und Amphibien gehören die Salamander und Frösche. Die allein unter Schutz stehenden Feuer- und Alpen-Salamander kommen bei uns nicht vor. — Als recht nützliche Froschtiere genießen alle Kröten Schutz. Weite Verbreitung besitzt die braune gemeine Kröte, die in der Wahl ihrer Wohnorte nicht wählerisch ist. Weniger verbreitet ist die grüne Kröte, die bei größerer Veränderlichkeit der Farbe — daher auch Wechselkröte genannt — doch immerhin einige grünliche Stellen aufweist. Das Tier ist auch viel zierlicher als die vorige Art, liebt feuchtere Stellen und hält sich mehr in der Nähe des Wassers auf. Die dritte Art, die Kreuzkröte, nähert sich in der Gestalt mehr der gemeinen Kröte, in der wechselnden Färbung aber der grünen Kröte. Aber immer ist sie zu erkennen an dem gelblichen bis weißen Streifen, der sich über den Rücken, das Kreuz,

zieht. — Nur die rotbauchige Unke ist bei uns vorhanden. Sie bewohnt die stehenden Gewässer und läßt an schönen Tagen und Abenden ihren Unkenlaut hören. Da viele Unken zusammenleben, ihre Stimme nach Alter und Geschlecht von verschiedener Höhe ist, täuschen sie das Läuten der Glocken versunkener Ortschaften, der wunderbaren Märchenstadt Vineta vor.

Schutz genießt der Laubfrosch, der Wetterprophet, der mittelst seiner Ballen an den Zehenspitzen in das Laubwerk der Jungbäume und Sträucher emporkriecht und hier versteckt der Insektennahrung nachgeht. Von den echten Fröschen sind grüner Wasserfrosch und Grasfrosch, die häufig sind, nicht geschützt; es bleibt für unser Gebiet nur übrig der zierlichere Moorfrosch, der an dem weißen Bauch von den beiden vorigen sicher unterschieden werden kann.

Als geschützte Insekten kommen in Frage Hirschkäfer und die rote Waldameise. Ersterer war in früheren Jahrzehnten, als noch alte Eichen vielfach in den Wäldern anzutreffen waren, noch mehrfach vorhanden; heute ist er vielerorts ausgestorben oder sehr selten geworden. Die rote Waldameise ist als sehr nützliches Insekt des Waldes, das man als die Waldpolizei bezeichnet, vollständig geschützt, und wer beim Sammeln der Ameiseneier, in Wirklichkeit sind es die Puppen der Tiere, betroffen wird, kann schwer bestraft werden. — „Es ist verboten, Tiere dieser Arten

1. mutwillig zu töten oder sie zum Zwecke der Aneignung zu fangen sowie Puppen, Larven, Eier, Nester oder Brutstätten der genannten Insekten zu beschädigen, zu zerstören oder zum Zweck der Aneignung wegzunehmen,
2. lebend oder tot — einschließlich der Eier, Larven, Puppen und Nester der geschützten Insektenarten — mitzuführen, zu versenden, feilzuhalten, auszuführen, ändern zu überlassen, zu erwerben, in Gewahrsam zu nehmen oder bei solchen Handlungen mitzuwirken,
3. im ganzen oder in Teilen gewerblich zu verarbeiten.“

Die letzte Bestimmung wird von allen wahren Naturfreunden besonders begrüßt werden. Sie richtet sich gegen die vor Jahren eingerissene Unsitte, schön aussehende Schmetterlinge und Käfer oder Teile davon zu verarbeiten zu allerlei bildartigen Zusammenstellungen, die unter Glas und Rahmen verkauft werden. Dieser die Natur arg schädigenden Geschmacklosigkeit ist durch die Verordnung ein Riegel vorgeschoben, so daß alle einheimischen Tagfalter — mit Ausnahme der weißflügeligen Weißlinge —, alle einheimischen Schwärmer, Ordensbänder und Bärenspinner sowie alle



Rosen- oder Goldkäfer weder im ganzen noch in Seilen gewerblich zu verarbeiten sind.

Um diese Anordnungen nicht umgehen zu können, wird bestimmt, daß das Verbot auch für eingeführte Tiere gilt. — Einen teilweisen Schutz genießt auch die Weinbergsschnecke, da sie in der Zeit vom 1. März bis 31. Juli nicht gesammelt werden darf. — Der Maulwurf darf auf fremden Grundstücken und von unbefugten Leuten nicht gefangen werden; die untere Naturschutzbehörde kann den Fang für gewisse Zeiten völlig verbieten.

Alle Arbeiten des Naturschutzes verfolgen das Ziel, dem deutschen Menschen die Heimat mit all ihrer Schönheit, ihrem Reichtum an Pflanzen und Tieren zu erhalten. Das deutsche Gemüt hungert nach der Natur; hier findet es Erholung, hierholt sich der Mensch neue Kraft für die aufreibende Alltagsarbeit. Wir brauchen die blumige Wiese, den grünen Wald, die Eidechsen, die Käfer und Falter, den Meisenlaut, den Drosselschlag, den kreisenden Bussard, den Eulenruf, überhaupt alles, was die Natur schmückt, belebt und anziehend macht.

Auch unsere Kinder und Kindeskinde sollen sich noch erfreuen können an dem murmelnden Bach, der in mannigfaltigen naturgegebenen Windungen das Wiesental durchzieht und mit seinen Erlengruppen immer wieder den Blick auf sich zieht. Ist es nötig, all diese Herrlichkeit in den Bereich des nur berechnenden Nutzens zu ziehen und das lebenspendende Wasser so schnell wie möglich fortzuschaffen? Mit der Vernichtung des in die Augen fallenden Urnatürlichen des Wasserlaufs geht auch die reiche Kleintierwelt der Buchten und zwischen den Erlenwurzeln auf immer zugrunde.

## Die Kolonisation Friedrichs des Großen an der Ihna

Von Artur Donath

Als Friedrich der Große 1740 zur Regierung kam, wandte er seine Aufmerksamkeit gerade den unbebauten Landstrichen seines Reiches zu. Es war seine feste Ueberzeugung, „daß wahrer Reichtum nur das ist, was die Erde hervorbringt, und wer den Boden verbessert, Sümpfe austrocknet, wüstliegendes Land urbar macht, der macht Eroberungen aus der Barbarei.“ Dies war des Königs Lieblingsidee von Anbeginn seiner Regierung, und alle seine Kraft und unermüdete Tätigkeit hat er daran gesetzt, um seine Gedanken zu verwirklichen.

Ein Beispiel dafür, wie der Große König dabei zu Werke ging, ist die Urbarmachung des Ihnatales und die Gründung der Kolonie Karlsbach.

Um die wüsten Landstriche erst anbaufähig zu machen, bewilligte der König allein für Pommern jedes Jahr 200 000 Taler. Schon 1747 ging man daran, die Strecken in der Felchow an der Ihna und auf dem Köhricht in Kultur zu nehmen. Diese Urbarmachung kostete den König die damals stattliche Summe von 54 358 Talern. Um die Bevölkerungszahl seines Staates zu vermehren, durften auf den urbar gemachten Strecken keine Landeskinde angesetzt werden, sondern es wurden Ansiedler aus andern deutschen Staaten herangezogen. Schon der Große Kurfürst hatte gesagt: „Menschen halte ich für den größten Reichtum,“ und danach handelte auch der König. Ohne Rücksicht auf Religion und Nation wurden in Hamburg und Frankfurt die Kolonisten gewonnen. So findet man in unserm Kreise Leute aus den verschiedensten Ländern, in Diedrichsdorf wohnen Sachsen vom Eichsfelde, in Carolinenhorst Mecklenburger und in Karlsbach Pfälzer aus dem Kurfürstentum Pfalz-Zweibrücken. Durch öffentliche „Patente“ lud der König seit 1740 immer wieder Ausländer ein, sich in Pommern niederzulassen, und sicherte ihnen große Vorteile zu. Die Ansiedler waren völlig befreit von jedem Militärdienst, bekamen freies Bauholz zum Aufbau ihrer Häuser und eine Anzahl Morgen Acker, Wiese und Gartenland als Erbzinsgut, erhielten eine je nach den Verhältnissen sich richtende Zahl von sogenannten Freijahren und die Vergütung der Reisekosten.

Unter den ersten Einwanderern, die diesem verlockenden Rufe folgten, waren die Karlsbacher, Reformierte aus dem Kurfürstentum Pfalz-Zweibrücken. Dieses lag zu beiden Seiten des Rheins und reichte mit seinem linksrheinischen Teile bis über die Mosel hinaus. Wegen seiner Fruchtbarkeit wurde es „Deutschlands Schmuckkästchen“ genannt. Viele Pfälzer verließen damals ihre liebliche Heimat nicht etwa, weil die preußischen „Patente“ lockten, sondern weil sie gezwungen wurden, zwischen Vaterland und Religion zu wählen.

In der alten Heimat der Karlsbacher, der Kurpfalz, waren drei Bekenntnisse vertreten, das lutherische, reformierte und katholische, doch so, daß die Reformierten die meisten Anhänger zählten, dann folgten die Lutheraner und zuletzt die Katholiken. Der Kurfürst, der selber katholisch war, begünstigte die Katholiken. Er nahm den Reformierten die Staatsämter und übertrug sie den Lutheranern. Dadurch brach der alte Streit zwischen den Reformierten und Lutheranern wieder aus. Während sich die Gegner des Katholizismus auf diese Weise schwächten, wuchs die Macht der Katholiken. In ihrer Not wandten sich die Reformierten an den König von Preußen, welchen sie als den Helfer aller bedrängten Evangelischen kannten. Sie setzten ihm ihre ganze trübe



Lage auseinander und hielten inständigst, bei dem Kurfürsten auf Abstellung ihrer Beschwerden hinzuwirken. Zwar wurde Friedrich von vielen Seiten darauf aufmerksam gemacht, er solle sich von solchen Einmischungen fern halten, aber der König versuchte doch, auf den Kurfürsten einen Druck auszuüben, damit die Reformierten wieder in den völligen Genuß ihrer Einkünfte und Rechte kämen. Während dieser Verhandlungen starb der Kurfürst, und ihm folgte der achtzehnjährige Karl Theodor. Er war den Jesuiten mit ganzem Herzen ergeben und regierte so, wie seine Beichtväter vorschlugen. Er besetzte keine Ämter mehr mit Protestanten und unterstützte die Lutheraner gegen die Reformierten. Friedrich richtete einen sehr energischen Brief an den Kurfürsten, er möge die Beschwerden abschaffen. Karl Theodor erwiderte, er wäre in jeden Fällen, wo er gefällig sein könnte, dazu bereit, aber es sei doch bedenklich, in eines Staates Grundsätzen Aenderungen vorzunehmen. Unermüdllich waren die Katholiken unter der Obhut des Kurfürsten tätig, die Protestanten zurückzudrängen. Unter der Maske der Sparsamkeit wurden Beamte entlassen, aber nur protestantische, so daß um 1790 unter den Beamten nur noch 6 Protestanten waren, obwohl das Land in der Mehrzahl evangelische Einwohner hatte. War in einem Dorfe nur ein Katholik, so wurde er — und wenn er ein Ruhhirt war — zum Gemeindevorsteher ernannt. Man verlieh nur den Protestanten das Bürgerrecht, wenn sie ihre Kinder dem allein-seligmachenden Glauben wieder zuführten. Die Kinder aus den gemischten Ehen mußten katholisch werden. Auch erließ man Verbrechern die Hälfte der Strafe, wenn sie übertraten. Diese Zustände führten zur Auswanderung. Das Gesindel und die feige, gesinnungslose Masse blieben zurück, weil Vortheile zu erwerben waren. Die Gesinnungstüchtigen aber zogen ihre eigene Straße, und diese führte ins Ausland. Nach allen Gegenden zogen die Flüchtlinge, besonders zahlreich über England nach Amerika.

Friedrich der Große hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht diese Bewegung seinem Lande nutzbar zu machen getrachtet hätte. Durch seinen Residenten Freitag in Frankfurt a. M. ließ er unter den Flüchtlingen besonders das „Patent betreffend die Etablissemments in Pommern vom 21. Jan. 1747“ verbreiten. Viele Pfälzer wollten in diesem Jahre nach Pennsylvanien in Amerika auswandern. Als sie von dem „Patent“ Friedrichs Kenntniß erhielten, schickten sie sofort Beauftragte an den Residenten nach Frankfurt, um sich zu unterrichten. Hier wurde ihnen eröffnet, falls ihre Landsleute gewillt wären, nach Pommern zu ziehen, so würden sie dort zunächst bei der Umwallung der Oder arbeiten, nachher sollte ein

jeder eine Anzahl Morgen an Wiesen und Acker erhalten. Die Deputierten erklärten sich damit einverstanden und wollten Mitte Mai mit den Familien in Pommern eintreffen. Die meisten von ihnen würden auch noch bares Geld mitbringen.

Wie Friedrich sein Werk vorwärts zu treiben suchte, zeigt nachstehende Cabinets-Ordre an den Kammerpräsidenten von Aschersleben in Stettin.

Potsdam, 5. Juli 1747.

Werter, Lieber, Getreuer.

Es wird Euch das General-Directorium 48 Familien Bauers Leuthe zu senden, welche auf meine Selbeigene Veranlassung und Kosten aus dem Zweibrückischen angekommen und sich mit den übrigen in Meinem Lande etablieren wollen. Da in Pommern unter dem Amt Friedrichswalde, zu Felchow und Röhrichen, worin alles ausgerodet worden, gar füglich 40 bis 50 Familien angesetzt werden können; So ist meine Pretention, daß diese Familien allda etabliert und angesetzt werden sollen, als worüber Euch das General-Directorium mit näherer Instruction versehen wird. Ich habe Euch demnach auf sothane Instruction verwiesen, hierdurch aber Meiner ernstlichen Willens-Regung dahin befannt machen wollen, daß Ihr sogleich alle erforderliche Veranstaltung machen sollt, damit, sobald gedachte Familien in Pommern angekommen, dieselben aufs förderksamste an gedachte Orth placiert und dergestalt angewiesen sollen, daß sie sich ihre Acker selbstem rohden und instandsetzen können. Ich erinnere hierbey alles ernstes, daß die dortige Cammer nicht, der bisherigen üblen Gewohnheit nach, diese Leuth lange warten lassen, und mit deren Ansetzung und wirklichen Anweisung solang zautern oder sie schicanieren soll, bis daß solche verdriesslich gemacht worden und die Hälfte davon sich wiederumb verlaufen hat, vielmehr sollt ihr bestens dahin sehen, auch den Kriege-rath Sprenger die speciale Aufsicht deshalb ertheilen, daß diese Leuth gut und baldigst etabliert werden, woran uns soviel mehr gelegen, als noch eine considerable Zahl ihrer Landes-Leuth zurück seynt, welche sich diese gleichfalls in Meinen Landen etablieren wollen, woher sonst diesen vorausgeschickten Leuthen wohl begegnet wird und dieselben von ihren Etablissemment zufriedenheit haben.

Ich bin Euer wohlaffectionierter König.

gez. F.

Bis zum Dezember 1747 kamen 8 Transporte mit 325 Familien in Berlin an. Ein Teil der Angekommenen wurde von dort nach Stettin zu Schiffe weiterbefördert und von hier aus verteilt. Nach Beendigung der zugewiesenen Arbeiten wurden an der Ihna 16 Familien angesiedelt mit 16 Hufen Acker und 480





Kurt Doremba

Bismarck's Gutshaus in Kniephof



Hufen Wiese. Die Karlsbacher erhielten 3 Freijahre und mußten nachher 477 Taler und 8 Silbergroschen Erbzinß zahlen. Davon zahlten sie aber sofort 388 Taler. Durch einen besondern Versicherungsbrief wurde jedem Kolonisten sein Besitztum mit den ihm zustehenden Rechten verschrieben. Das Eigentum erbte auf Witwen und Kinder ohne weiteres fort, nur durfte es nicht ohne Genehmigung der Kgl. Regierung veräußert werden. Die Karlsbacher standen niemals unter der Leibeigenschaft und brauchten keine Gerichtszuhren oder Vorspann zu den Laufreisen zu leisten.

Da die Ansiedler der ev. reformierten Konfession angehörten, so konnten sie sich nicht einer benachbarten Kirchengemeinde anschließen, weil es in der Umgegend nur lutherische Gemeinden gab. Die Kolonisten hatten aber um des Glaubens willen das teure Land ihrer Väter verlassen und erhofften hier in Pommern unter dem duldsamen Regiment des Königs den ungestörten Besitz ihrer Lehre. Friedrich gab ihnen alles, wonach ihre Herzen sich sehnten. Für die reformierten Kolonistendörfer wurde eine eigene Pfarrstelle zu Stargard i. Pom. errichtet. Alle kirchlichen Handlungen in Karlsbach wurden von dem reformierten Pfarrer vollzogen. Auch schickten die Karlsbacher ihre Kinder auf mehrere Wochen zum Konfirmandenunterricht nach Stargard und waren von allen kirchlichen Lasten und Abgaben (Sahrgeld) befreit.

Von 1748—49 sind im Kreise an Pfälzern angesiedelt:

16 Familien an der Ihna (10 Ober-Karlsbach, 2 Mittel-Karlsbach, 4 Unter-Karlsbach),

28 Familien auf dem Köhricht, Felchow und am Krummen Damm.

Die Benennung der neuen Dörfer hatte der König zunächst der pommerschen Kammer überlassen und dabei zu beobachten befohlen, „daß, je finzler solche Namen sein, je besser es damit sein wird.“ So finden wir vor allen den König selbst und Mitglieder des kgl. Hauses (Friedrichsdorf, Gr.= und Kl.=Christinenberg, Gr.= und Kl.=Sophienthal), Minister (Arnims-walde, Bismarck, Rattenhof, Finkenwalde), Generale (Hafenwalde, Wintersfelde, Rausersaue, Brenkenhofswalde) und Gehilfen bei dem Kolonisationswerke in den Namen der neuen Kolonien (Sprengersfelde, Diedrichsdorf, Friedrichsthal, letzteres benannt nach Friedrich v. Spchow).

Die Pfälzer bildeten das intelligenteste und betriebfamste Element unter den Einwanderern, so daß ein zeitgenössischer pommerscher Schriftsteller einen neuen Aufschwung seines Heimatlandes von diesen erwartete und sich das Beste von der Verbindung „plumper pommerscher

Bauern mit artigen Pfälzerinnen“ versprach. Auch der König hielt sie für „arbeitsam und einen guten Schlag ehrlicher und wirtschaftlicher Leute“. Als ein Ansiedler mit den Leistungen des Staates nicht zufrieden war und murrte, er würde anderswohin ziehen, antwortete der König nur: „Daran tut Er recht, ich würde auch auswandern, wenn ich ein besseres Land wüßte.“ Er mutete ihnen nicht zu, daß ein Siedler Preußen so schön fände, daß er es lieben könnte, daß irgend jemand ihm zuliebe tun könnte, was er nicht seines Interesses wegen täte. Der König suchte seinen Staat nur so einzurichten, daß er der Meistbietende blieb.

### Braune Scholle

Oft an Tagen, wenn im Lärm und Hasten  
meine müde Seele möchte rasten,  
wenn die Sorgen irdischer Nichtigkeiten  
auf mir lasten und mir Schmerz bereiten,  
leg ich — nur auf Augenblicke Länge —  
still beiseite all dies Weltgedränge,  
und ich fühl mich wieder für Sekunden  
dir, du braune Scholle, eng verbunden.  
Die geliebt ich, seit ich lieben konnte,  
— in der Kindheit sich und Jugend sonnte —  
immer fühl ich deinen Zauber wehen,  
immer seh ich dich in Schönheit stehen:

Irgendwo schmückt reicher Blumen Fülle  
deines warmen Leibes braune Hülle,  
irgendwo an grünen Mattenhängen  
lausch ich froh der Abendglocke Klängen,  
irgendwo seh ich beim Erntesegen  
frisch und kräftig sich die Hände regen,  
irgendwo an grünen Ufers Rande  
zieht ein Flüßchen eilig hin zu Lande,  
irgendwo muß ich dem schweren Rauschen  
deiner weiten Wälder selig lauschen . . .

Braune Scholle — wenn mit hartem Eisen  
tiefe Furchen deinen Leib zerreißen,  
wenn durch schweren Schmerz du — frisch geboren —  
bist zu neuem Leben auserkoren,  
wenn du willig dir aus Landmanns Händen  
läßt den reichen, goldnen Samen spenden,  
— braune Scholle — dann muß ich dir sagen,  
du bist Sonne meinen Erdentagen,  
und wenn einst mein Leben ist vollendet,  
in dir — braune Scholle — sei's beendet!

Elisabeth Klug



# Bismarck und der Kreis Naugard

von Herbert von Bismarck

Wer in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ etwas über Bismarcks Beziehungen zu Pommern oder zum Kreise Naugard suchen wollte, würde enttäuscht sein. Es lohnt sich aber, diesen Beziehungen einmal nachzugehen; wir werden auf allerlei Erlebnisse äußerer und innerer Art stoßen, die auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit von bleibendem Eindruck gewesen sind.

Ein Jahr nach der Geburt des kleinen Otto v. Bismarck, 1816, zog Ferdinand v. Bismarck mit seiner Frau Wilhelmine geb. Mencken von Schönhausen nach Kniephof, das ihm zusammen mit Rülz und Tarchlin nach dem Tode seines kinderlosen Veters August Ferdinand zugefallen war. Dieser, ein sehr wunderlicher Mann, in der Familie der „krumme Onkel“ genannt, hatte sich einst mit seinem Vetter aus Schönhausen überworfen und deshalb seine Güter einem Neffen seiner Frau, Aurel von Knobelsdorff, vermacht. Für eines der Güter, Schmefeld, hatte dies Vermächtnis Gültigkeit; für die erwähnten drei andern Güter galt das Lehnrecht, das der Familie den Besitz erhielt. Man wird annehmen müssen, daß diese greifbare Folge des Lehnserbfolgerechts — dem Recht der heutigen bäuerlichen Erbhöfe verwandt und wie dieses aus altem deutschem Recht stammend —, in ihrer familienstärkenden und besitzerhaltenden Absicht dazu beigetragen hat, konservatives Empfinden in dem heranwachsenden Otto v. Bismarck zu wecken.

Wissen wir doch, daß er mit Stolz nicht nur deutsche und preußische Geschichte studiert hatte, sondern auch die seiner Familie. Zu dem ersten Besitzer der pommerschen Güter, August Ferdinand (1695–1742), die dessen Vater August 1725–1727 erworben hatte, reichten noch persönliche Ueberlieferungen: Wenn der junge Otto die lange Postfahrt Kniephof—Berlin zu Beginn oder am Ende der Schulferien machte, pflegte er mit seinem Bruder Bernhard in Gollnow Station zu machen bei der greisen Witwe eines früheren Bürgermeisters, die den Jungen noch lebendig von deren Urgroßvater erzählte, der in ihrer eigenen Kinderzeit als Kommandeur des Dragoner-Regiments Alt-Schulenburg in Gollnow ein besonders lebenslustiger Reiter und Jäger gewesen war. Er hatte 17jährig schon am spanischen Erbfolgekrieg und später in Vorpommern am Nordischen Krieg teilgenommen; im ersten schlesischen Krieg zeichnete er sich so aus, daß der König ihm den Orden pour le mérite verlieh und ihn zum Obersten ernannte. Ueber den Ehrensold quittierte er nur einmal, da er

kurze Zeit darauf bei der Schlacht bei Gzaslau verwundet, dann von feindlichen Husaren beraubt und erschossen wurde. Sein König hat ihn nicht vergessen: „Werde wie Dein Großvater, das war ein ganzer Kerl,“ sagte er 41 Jahre später zu dem sich als Kornett bei ihm meldenden Enkel (Ferdinand, dem Vater des Fürsten). Seine Frau, eine Demitz aus Hofsfelde, war eine Urenkelin Derfflingers, ihr Sohn Karl Alexander war der erste Bismarck, der im Kreis Naugard (in Gollnow) geboren wurde.

Es hatte den jungen Otto mit Stolz erfüllt, daß seine Vordäter und deren Brüder ausnahmslos als Offiziere ihren Königen gedient hatten; er wußte genau, daß „7 Bismarcks aus Schönhausen am Kriege gegen Napoleon teilnahmen, wovon drei auf dem Schlachtfelde blieben, vier mit dem Eisernen Kreuz in die Heimat zurückkehrten.“ Sein Vater hatte mit dem Vetter Ferdinand 1809 den bei Magdeburg schwer verwundeten Major v. Lützow vor den Franzosen gerettet, ihn gepflegt und ihm dann zur weiteren Flucht verholfen, auch Römer war verschiedentlich Gast in Schönhausen gewesen. „Die Erzählung über die Anwesenheit der Lützower in Schönhausen bildet eine meiner ersten und lebhaftesten Erinnerungen“, schreibt Bismarck 1892.

Als er geboren wurde, war vor 10 Tagen Napoleon, von Elba zurückkehrend, im Triumphzuge in Paris eingerückt; in seiner Kniephofer Jugendzeit spielten die Kriege gegen Napoleon sicher die gleiche Rolle wie in unserer Nachkriegsgeneration der Weltkrieg. Wer denkt nicht an ähnliche Erlebnisse mit den eigenen Kindern, wenn wir hören, wie der kleine Otto den kriegsbeschädigten Major von Schmeling aus Naugard, der seine Eltern besucht, fragt: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“

Unauslöschlich waren die Eindrücke der Erzählungen über den Kampf um Preußens Freiheit und Ehre. Es ist kein Zufall, sondern bezeichnender Ausdruck der nationalpolitischen Grundeinstellung des späteren Eisernen Kanzlers, wenn er in seinem ersten parlamentarischen Auftreten, in der Sitzung der vereinigten Provinzial-Rurien vom 17. Mai 1847 sich dagegen wandte, „als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motivs bedurft hätte als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten“. Lautes Rufen unterbricht den Redner, er zieht die Zeitung, bis wieder Ruhe ist, und fährt fort: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den



Haß gegen die Fremdlinge alles andere Gefühl überäubt werden zu lassen.“ So hat sich in den vorhergehenden Jahren in Kniephof vorbereitet, was in steigendem Maße später die Welt in Bewegung setzen sollte.

Inzwischen, nach vollendetem Studium und kurzer Tätigkeit als Beamter, war Bismarck von Ostern 1839 ab wieder nach Kniephof zurückgekehrt, von seinem alt und fränklich gewordenen Vater zusammen mit seinem Bruder Bernhard mit der Bewirtschaftung der pommerischen Güter beauftragt. Der im Sommer 1838 gefaßte Entschluß hierzu war Veranlassung gewesen, daß Bismarck sich während seiner einjährigen militärischen Dienstzeit von Potsdam nach Greifswald hatte versetzen lassen, um von dort aus gleichzeitig in Eldena Landwirtschaft studieren zu können. Die Bewirtschaftung der Güter war nicht auf der Höhe; so war es zunächst eine landwirtschaftlich-technische Aufgabe, die die Brüder zu lösen hatten, die sie sich bald so teilten, daß Bernhard, der 1840 Landrat in Naugard wurde, Rülz und Tarchlin, Otto Kniephof und später Schönhäusen übernahm.

Es war eine Zeit umstürzender Veränderungen in der Landwirtschaft. Albrecht Thaers Lehren begannen in der Praxis der fortschrittlicheren Betriebe zu wirken, dazu kamen Justus Liebig's erste Veröffentlichungen. Die Dreifelderwirtschaft, die seit Jahrhunderten, nachweislich schon unter Karl dem Großen, geherrscht hatte, wich der Fruchtfolgewirtschaft; diese brachte verstärkten Hackfruchtbau, möglichst mit Einrichtung von Kartoffelbrennereien. Die veränderte Feldernutzung zwang zu Ueberlegungen, wie man die Schafzucht — deren Wollgeld war bisher die Hauptbareinnahme gewesen — erhalten könne.

Bismarck hatte das Glück, in seiner Nachbarschaft besonders fortgeschrittene Berufsgenossen zu finden. In Regenwalde blühte der 1831 gegründete „Landwirtschaftliche Verein“ der älteste Pommerns (1933 aufgelöst) unter der rührigen Leitung des durch seine vielen wirtschaftspolitischen Schriften bekannten v. Bülow-Kummerow; neben ihm wirkte der Präsident des neugegründeten Landesökonomiekollegiums, von Beckedorff-Grünhof, und als Dritter Professor Sprengel, Leiter der landwirtschaftlichen Schule in Regenwalde und Gründer der noch heute dort als Genossenschaft bestehenden Maschinenfabrik. Bismarck hatte Gelegenheit zu zeigen, ob er der Leitung einer größeren Landwirtschaft gewachsen war, wozu, wie er 1838 geschrieben hatte, „vielleicht mehr Verstand erforderlich ist, als ein Geheimer Rat zu werden“. Daß er nicht nur seinen Verstand anwendete, sondern auch Sorgfalt und Fleiß, kann man aus der „Geldrechnung“ sehen, die, zum großen Teil von seiner eigenen

Hand geführt, uns vorliegt. Die Einnahmen bestehen 1844/45 vor allem aus dem Erlös für Spiritus und Roggen, zum kleineren Teil für Weizen und Erbsen. Unter den Ausgaben finden wir — wie heute — an erster Stelle die Löhne der Gutsarbeiter, dann Ausgaben für Neubauten und Gebäudereparaturen. Bestimmte Arbeiten, wie die von Rieselanlagen, Torfstechen, Steinesprengen, Pöschacken werden von nicht ständigen, betriebsfremden Arbeitern ausgeführt. Das Jahr 1843 scheint eine geringe Ernte gebracht zu haben; im Juli 1844 müssen sowohl Roggen wie Kartoffeln gekauft werden. Dann finden wir den „Beitrag zum ökonomischen Verein“ mit 3 Talern, das Abonnement der Monatschrift des Professors Sprengel, „Der Witwe Darr in Tarchlin geschenkt 4 Taler“, „den Abgebrannten in Trieglaff 50 Taler“. Die Eintragungen von der eigenen Hand des Besitzers sind nur anfangs in deutscher, dann durchweg in französischer Sprache gemacht, wobei z. B. der Lohn des Brennknechts Lüdtko nun als „valet distillateur, gages“ erscheint; der Knecht Buchholz, der, wohl als besonders zuverlässiger Mann, immer den Spiritus mit 3 Pferden nach Stettin (!) fährt, erhält sein Zehrgeld unter der Bezeichnung „Valet de roulages“. Die Fremdsprache ist wohl gebraucht um der Uebung willen, vielleicht auch, um das gelegentlich offenliegende Rechnungsbuch unbefugten Neugierigen unverständlich zu machen. Sehr genau wurde auf Heller und Pfennig angeschrieben, so vermerkt er unter dem 15. März 1845: 2 Pferddecken, 1 Striegel, 1 Kardätsche, 3 Futterschwinger 5 Taler 1 Sgr. 6 Pfg.

Bismarck hat nicht ohne Erfolg gewirtschaftet; so berichtet er gelegentlich, daß sich Kniephofs Wert in der Zeit seiner Wirtschaft wesentlich gehoben habe.

Für seine spätere Wirksamkeit ist uns aber weniger sein wirtschaftlicher Erfolg wichtig — den haben auch andere, für das Leben des Staates mehr oder weniger belanglose Männer gehabt — als die feste Verwurzelung im eigenen selbst bewirtschafteten Boden und im Berufsstand der Landwirtschaft. „Im Gewerbe der Landwirtschaft sehe ich auch heute noch die unentbehrlichste Grundlage der ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Landes,“ sprach er noch 1895 aus, nachdem sich doch inzwischen die ungeheure Industrialisierung vollzogen hatte. Diese Einsicht, die die Grundlage aller seiner volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Maßnahmen war, ist Ergebnis inneren Erlebens aus der Kniephofer Zeit; ihr verdankt die deutsche Landwirtschaft, insbesondere auch die unserer engeren Heimat, daß sie nicht von der gesamtdeutschen Wirtschaftsentwicklung abgehängt wurde, wie es etwa in der Caprivizeit drohte oder für Ostdeutschland nach der Inflationszeit eintrat.



Daß Bismarck gerade Leiter der Wirtschaft in Kniephof wurde, hatte noch seine besondere Bedeutung. In den Gutsarbeitern dort hatte er als Kind und heranwachsender Junge zunächst den Menschen gesehen und kennen gelernt und hierbei, wie es Landjungen glücklicherweise noch heute ergeht, Freundschaften geschlossen, deren er sich noch bis ans Lebensende erinnerte. Wir denken daran, wie oft er später in Gesprächen oder Briefen von dem Schäfer Rahns oder dem Ruhhirten Brand erzählte. Als er nach dem Tode des Vaters nach Schönhausen als dem wichtigeren Besitz ziehen mußte und sich daher gezwungen sah, Kniephof zu verpachten — die an der Elbe übernommenen Ehrenämter, vor allem das des Deichhauptmanns, und die weite Entfernung machten eine eigene intensive Bewirtschaftung beider Güter unmöglich —, nimmt er im April 1846 noch einmal von Kniephof Abschied und schreibt darüber an seine Braut: „Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause; jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab, und noch deutlicher taten das meine sämtlichen Tagelöhner, die ich hier versammelt vor meiner Tür fand, um mir ihr Leid zu klagen über die jetzige Not und ihre Besorgnisse vor der Zukunft unter dem Pächter. Der wird sich viel darum kümmern, wenn wir in Krankheit und Elend geraten; dabei hielten sie mir vor, wie lange sie meinem Vater schon gedient hätten, und die alten Grauköpfe weinten ihre hellen Tränen, und ich war auch nicht weit davon.“ Solche Gedanken haben ihm sicher 1867 den Entschluß erleichtert, Kniephof seinem ältesten Neffen Philipp abzutreten, der nach Kniephof zog, um das Gut selbst zu bewirtschaften. Wenn Bismarck später mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnte, daß er die Leiden und Freuden des „kleinen Mannes“ kennen gelernt habe, wenn „das deutsche Volk“ für ihn nicht wie für manchen liberalen Politiker ein abstrakter und konstruierter Begriff war, sondern ein Erlebnis, so verdankt er das der Zeit in Kniephof, wo er als Besitzer den Arbeitern mit der gleichen selbstverständlichen Freiheit und Offenheit gegenübergetreten war wie einst als Kind. Soziale Verpflichtungen hinüber und herüber waren ihm Erlebnis und Unterlage jedes staatlichen Lebens geworden, so daß er später geborener Gegner des Marxismus und seines Gedankengebäudes von Klassenkampf und Klassenhaß sein mußte.

Bismarck hatte aus seiner Beschäftigung bei dem Stadtgericht in Berlin und bei den Regierungen in Aachen und Potsdam eine sehr schlechte Meinung über seine Eignung zum Beamten mitgebracht. Rückblickend dürfen wir heute wohl sagen, daß sein Temperament und sein starker Eigenwille an den vielen Reibun-

gen ebensoviel Schuld hatten wie die zweifellos herrschende Bürokratie des verhassten Amtsschimmels. Er wollte nicht, wie seine ehrgeizige Mutter es wünschte, sich langsam im Staatsdienst herausbilden, wollte nicht im Staatsorchester Triangel spielen, sondern eigene Musik machen. Sein Bruder Bernhard war 1840 dem Großvater seiner Frau, v. Ramecke auf Lasbeck, als Landrat des Naugarder Kreises gefolgt. Otto rückte 1842 in die dadurch erledigte Stelle des Kreisdeputierten durch Wahl der Kreisstände ein. Hier fand er nun bei wiederholten längeren Vertretungen des Landrats Gelegenheit, leidlich selbständig Musik zu machen, wie es auch in späterer Zeit noch mancher Landrat konnte, und er fand Wohlgefallen an diesem Dirigieren. Der eigene Büroapparat des Landrats bestand damals noch nur aus dem Kreissekretär. „Der der Bevölkerung ebenso nahe wie dem Staat stehende Landrat bildet den Abschluß der staatlichen Bürokratie nach unten“ („Gedanken und Erinnerungen“). „Die Bürokratie sinkt in der Achtung vom Landrat aufwärts“, so berichtet er damals seiner vorgesetzten Behörde. Noch im hohen Alter stellte er fest, daß in seiner Jugendzeit die Autorität der Landräte darauf beruht hätte, daß sie als Kreiseingesessene in der Regel lebenslanglich Landräte zu bleiben entschlossen waren im Gegensatz zu jungen, ehrgeizigen Assessoren, die den Posten als Sprungbrett der Karriere ansahen. So war sein eigener Bruder von 1840 bis 1886 Landrat in Naugard und lehnte wiederholt Beförderungen zum Regierungs- oder Oberpräsidenten ab. Und Bismarck selbst lehnte es seinem Freunde Kleist-Regow gegenüber ab, sich um das Landratsamt in Belgard zu bewerben; er wolle nur über Kniephof oder Schönhausen oder Reinfeld Landrat werden, also nur als Kreiseingesessener. In den „Gedanken und Erinnerungen“ hat er an dem in den späteren Verwaltungsgesetzen der 70 er und 80 er Jahre errichteten Bau der preußischen Verwaltung manche Kritik geübt; er war zwar in der fraglichen Zeit selbst meist preußischer Ministerpräsident gewesen, aber durch die Geschäfte des Reichskanzlers, insbesondere die Außenpolitik, in Anspruch genommen. 1844 hatte Bismarck erneut einen Anlauf zur Arbeit bei der Regierung in Potsdam genommen, aber schon nach 14 Tagen mußte er in die Heimat zurück zur Vertretung des landrätlichen Bruders, der seine Frau verloren hatte und selbst erkrankt war. So blieb er denn Landmann, bis er in sein eigentliches Element, die diplomatische Laufbahn, gezogen wurde.

Auch in späteren Jahrzehnten merkt man ihm den ehemaligen Landmann in seiner Sprache an, vor allem in Reden und Gesprächen. Die Bilder der Rede sind dem ländlichen Erleben entnommen, dem Werden und



Vergehen in Feld und Wald, der Wirtschaft des Gutzbefizers und des Bauern, dem Leben von Pflanze und Tier, dem Jagen und Reiten. Auch daß er inzwischen Offizier geworden ist, der bei der Landwehr-Infanterie in Stargard übt oder bei den 4. Ulanen, kommt in der Sprache gelegentlich zum Ausdruck.

Bismarck war in Kniephof bald in den Ruf gekommen, daß er durch seinen Lebenswandel den Rahmen des Ueblichen sprengte, er trug bald den Namen der „tolle Bismarck“. Und dieses äußerlich so unruhige und manchmal fast abenteuerliche Leben des Junggesellen in Kniephof fand dann seinen inneren Abschluß durch seine religiöse Wandlung; von ihr spricht er in dem Brief an seinen Bruder Bernhard, in dem er diesem Näheres über seine Verlobung mit Johanna von Puttkamer mitteilt, sehr trocken: „Mancherlei innere und äußere Ereignisse haben in der letzten Zeit Veränderungen in mir hervorgerufen, durch die ich mich, was früher, wie Du weißt, nicht der Fall war, berechtigt halte, mich den Bekennern der christlichen Religion beizuzählen.“ Es ist sehr viel über den „tollen Junker“ geschrieben worden; „daß er den Namen trug und des Rufes genoß, ist zweifellos; zweifellos auch, daß er ihn verdiente, und nur, wodurch er ihn verdiente, läßt sich nicht ebenso sicher feststellen.“ Schreibt Erich Marcks in seiner Biographie. Hierher gehören alle die mehr oder weniger zuverlässig überlieferten Anekdoten dieser Zeit, über die derselbe Marcks, der beste Bismarck-Biograph, zusammenfassend dann sagt: „In der Hauptsache war es einfach ein wildes Wirtschaften mit überreichen Kräften, eine brausende, etwas zyklopische Ungebundenheit, was den „wilden Bismarck“ machte.“ Bezeichnend bleibt es doch, daß der fromme, ja pietistische Kreis der Blandenburg-Thadden diesen Mann in voller Kenntnis seiner Persönlichkeit und seines Rufes an sich gezogen hat, und daß auch er immer wieder sich zu diesen Menschen hingezogen fühlte. Die Brücken der Beziehungen waren vielfach literarisch, etwa die Romantik (Jan Paul, Byron) oder Shakespeare. Die Freunde, vor allem der alte Schulfreund Moritz von Blandenburg, warben daneben meist bewußt und gelegentlich ganz offen um seine Seele im pietistischen Sinne. Sicher ist, daß die unendliche Reihe tiefster Gespräche in dieser Kniephofer Zeit ihm immer wieder Veranlassung zu innerer Prüfung gaben; sicher auch, daß seine aufkeimende Liebe zu Johanna von Puttkamer seine Seele besonders aufgeschlossen hatte. Schließlich aber hat er doch seinen ganz eigenen, ihm angemessenen religiösen Standpunkt gefunden, der sich in manchem nicht ganz mit dem seiner pietistischen Freunde, auch nicht ganz mit dem seiner Braut deckte. Hier kann nur auf den berühmten „Werbebrief“ an seinen

Schwiegervater verwiesen werden, für die weitere Gestaltung seines religiösen Lebens auf das vor kurzem erschienene Buch „Bismarcks Glaube“ von Professor U. O. Meyer, aus dem sich, fast urkundenmäßig, ergibt, daß Bismarck an seinem am Schluß seiner Kniephofer Zeit erworbenen persönlichen christlichen Glauben bis an sein Lebensende festgehalten hat; daß dies der Geist war, aus dem er seine letzte Kraft schöpfte.

Wie sich auf diesem Glauben die Auffassung des zukünftigen Staatsmannes von dem Verhältnis von Staat und Kirche aufbaute, dafür diene uns als Zeugnis ein Auszug aus der Rede vom 15. Juni 1847 in der Kurie der drei Stände (dem sogenannten vereinigten Landtage), in der Bismarck sich gegen die Erweiterung der politischen Rechte der Juden aussprach, weil Preußen ein christlicher Staat sei und bleiben müsse. „Wir haben“, sagt er, „gestern gehört, daß der christliche Staat eine müßige Fiktion, eine Erfindung neuerer Staatsphilosophen sei. Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staats so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt, wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte „Von Gottes Gnaden“, welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Zepter, welches ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube, in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren, zu verwirklichen.“ (Die gesammelten Werke 1928 Bd. 10, S. 9.)

Als Kind hat Bismarck in Kniephof im Kreise Naugard seine ersten Lebensindrücke gesammelt; als werdender gärender Jüngling kehrte er dorthin zurück, um sich zum ersten Male an ernstest selbstgewählten Lebensaufgaben zu versuchen. Als reifer fertiger Mann schied er von Kniephof, um in der älteren Heimat seiner Väter, in Schönhausen, die ihm gesetzten Aufgaben zu übernehmen. Wir hörten, wie starke, tiefe Wurzeln er in Pommerns Erde geschlagen hatte, wie schwer ihm der Abschied von Land und Leuten wurde. Dreimal können wir den Abschied verfolgen: 1847 bei der so notwendig gewordenen Verpachtung, 1867 bei dem Verkauf an den Neffen, als er aufhörte, Besitzer im Kreise Naugard zu sein; und



schließlich 1892, einige Jahre vor seinem Tode, als er zum letzten Male den Boden des Kreises, den Boden Kniephofs betrat. Ich war als Kind Zeuge dieses letzten Besuches bei meinen Eltern, seit Jahrzehnten dem ersten und nun dem letzten Besuch in Kniephof: vor dem Hause waren die Dorfbewohner versammelt; nur eine ganz alte Frau, Frau Scheewe (ihre Enkel leben noch heute in Kniephof), kannte er noch aus der Zeit seiner eigenen Wirtschaft; von allen wurde sie beneidet ob der persönlichen Begrüßung. Auch der Gang durch den Park ist mir in deutlicher Erinnerung, wobei es mir, dem Jungen, unwahrscheinlich erschien, daß ein wenn auch alter Mann einst Bäume selbst gepflanzt haben wollte, die so hoch und so dick waren; aus der einstmaligen Labyrinthhecke seiner Kinderzeit waren dicke Weißbuchen geworden, an denen unsere Kinderschaukel hing.

Noch heute stehen auf Bismarckschem Besitz die Eichen, „unter deren rauschender Krone er im Grafe gelegen“, noch heute ist in jedem Frühjahr, wie im April 1847, „der Erdboden unter den Bäumen und Büschen des Dornbergs mit blauen, weißen und gelben Blumen dicht bezogen, in meinen vollständigen Wappensfarben prangend.“ Wir wissen, daß Bismarck nie Kniephof, nie den Boden, aus dem er Kraft gezogen, vergessen hat. Wir hoffen, daß Kniephof, daß Bismarcks Heimat, daß Deutschland ihn nie vergesse; daß Deutschland den Glauben festhalte, aus dem er seine Kraft geschöpft hat.

## Die Kreisstadt Naugard

Von Emil Rath

### Die Burg Naugard und ihre heutige Verwendung

Wer heute mit der Eisenbahn von Naugard nach Kolberg oder umgekehrt fährt, dem fällt unwillkürlich nicht weit vom Bahnhof ein hinter Wiesengelände liegender weißer Häuserkomplex in die Augen, der von einer roten Ziegelmauer umschlossen wird, es ist das Strafgefängnis Naugard, einst die Burg der Grafen von Eberstein. Die älteste Kunde von dieser „neuen Burg“ Nowgard, im Gegensatz zu Stargard = „alte Burg“, datiert aus dem Jahre 1268, wo sie als Besitztum des Bischofs von Kammin erwähnt wird. Sechs Jahre später, 1274, belehnte Bischof Hermann von Gleichen seinen Schwesterjohn, den Grafen Otto von Eberstein, mit der Burg und dem Flecken Nowgard nebst 700 Hufen Landes (1 Hufe = 30 Morgen).

Wie die Burg damals ausgesehen hat und wer ihr Erbauer war, weiß heute niemand mehr,

da keine Aufzeichnungen darüber vorhanden sind. Vermuten können wir nur, daß sie schon als deutsche Burg aus Steinen erbaut war; denn ein unter dem Schutt des Schlosses gefundenes Säulentapitell aus Kalkstein (im Stettiner Landesmuseum aufbewahrt) läßt, in seiner Formgebung auf der Grenze zwischen romanischer und gotischer Baukunst stehend, darauf schließen, daß das Schloß etwa um 1260, also noch vor dem Besitz der Ebersteiner, erbaut worden ist. Der Ursprung des Namens Nowgard läßt den Schluß zu, daß hier schon vorher die Wenden eine Zufluchtsstätte hinter einem Burgwall angelegt hatten.

Die Burg lag auf einer Insel an der Nordwestseite des kleinen oder Haussees (zwischen diesem und dem großen See die Stadt). An der Nordwestseite war die Insel zunächst durch einen Sumpf, später durch einen tiefen und breiten Graben gegen feindliche Ueberfälle geschützt. Eine Brücke von der Stadtseite aus verband sie mit der übrigen Welt. Die Insel war von Norden nach Süden gut 100 m, von Westen nach Osten 250 m breit, der Inhalt 2,46 ha, so daß schon die vor vier Jahrhunderten erwähnten Bauten, wie das hohe, das lange Haus, die sogenannte Remnate, das Brau- und Backhaus, die Weberei, die Schmiede und Stallungen darauf Platz fanden.

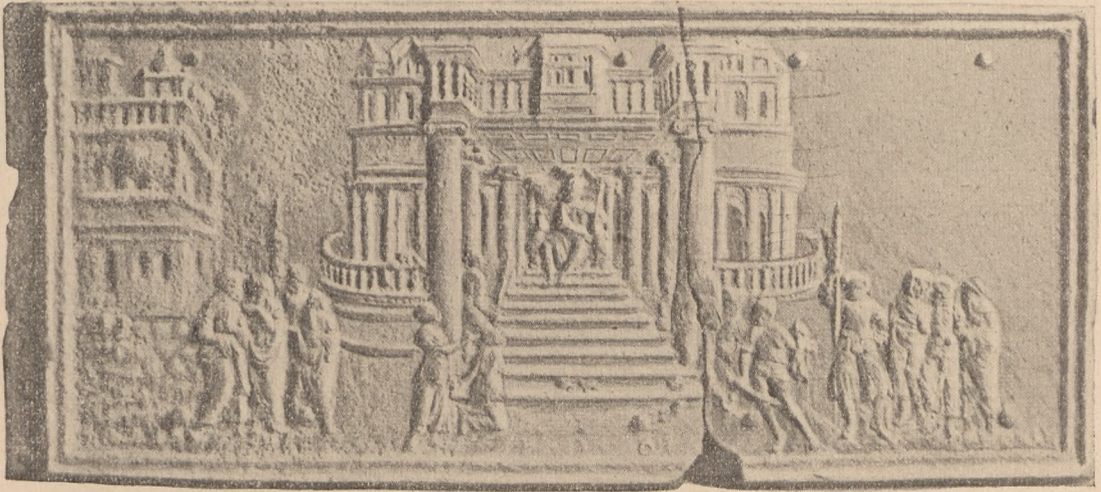
Um 1560 ließ Graf Ludwig III., den wir in der Geschichte Naugards wegen seines Kunstverständnisses und seiner Baulust den Prunkliebenden nennen, die Burg erneuern, vergrößern und dem damaligen Stande der Burgbautechnik entsprechend neu befestigen. Eine schwache Vorstellung von der äußeren Erscheinung dieser erneuerten Burg gibt die bildliche Darstellung auf einer ebenfalls unter dem Schutt gefundenen gußeisernen Ofenplatte (auch im Landesmuseum). Eine Abbildung dieser Platte sowie des vorhin erwähnten Säulentapitells bringt Professor Lemcke in seinem Werk: Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin, Heft IX, Der Kreis Naugard, S. 128 Beilage und 129. Wir sehen darauf einen im Renaissancestil mit Säulen und Galerien geschmückten Schloßbau, zu dem eine hohe Treppe hinaufführt. Oben sitzt König Salomo auf dem Richtstuhl, am Fuß der Treppe die beiden Weiber mit ihrem Anhang und dem Henker stehend, um das weise Urteil des Königs zu vernehmen, wohl ein Symbol der den Grafen zustehenden Gerichtsbarkeit. Die beiden gleichgroßen, aus je einem Stück Granit gemeißelten Steinbänke, die heute außerhalb der Burg am Gartenausgange des Direktorhauses stehen, stammen ebenfalls aus dieser Zeit des Schloßumbaus.

Da Graf Ludwig durch seine Bauten tief in Schulden geriet, die sich auf seine Nachfolger vererbten, so verfielen die einzelnen Bauten all-



mählich. Und als nach dem Aussterben des Grafengeschlechts 1663 der Herzog von Croÿ ihr Rechtsnachfolger wurde, kümmerte dieser sich ebensowenig um das Schloß; er hat es während der Zeit seines Besitzes nicht einmal gesehen. Dazu wurde es 1675 bei dem Schwedeneinfall noch arg zerstört, weil Schloß- und Stadtbewohner sich geweigert hatten, den Schweden die Tore zu öffnen. Nach dem Tode des Herzogs 1684 kam das Schloß in kurfürstlich brandenburgischen Besitz, und die kurfürstlichen, später königlichen Beamten be-

in denen sowie in dem darüber erbauten Gebäude sich die Zellen für die Strafgefangenen befinden. Die Burg wurde nämlich 1817 zur Strafanstalt umgebaut, welche 1820 mit den ersten Strafgefangenen belegt wurde. Ein Jahr später wurde der kleine See abgelassen und dadurch ein großes Wiesengelände geschaffen. Anstelle des Sees umschließt ein 8 m breiter und 3 m tiefer Graben die Burginsel. Der über 3 m hohe Wall wurde abgetragen, während die dahinter stehende Backsteinmauer heute noch 5 m hoch ist.



Großeiserne Ofenplatte von 1560 aus dem Naugarder Schloß, das Urteil Salomos darstellend (jetzt im Pomm. Landesmuseum in Stettin)

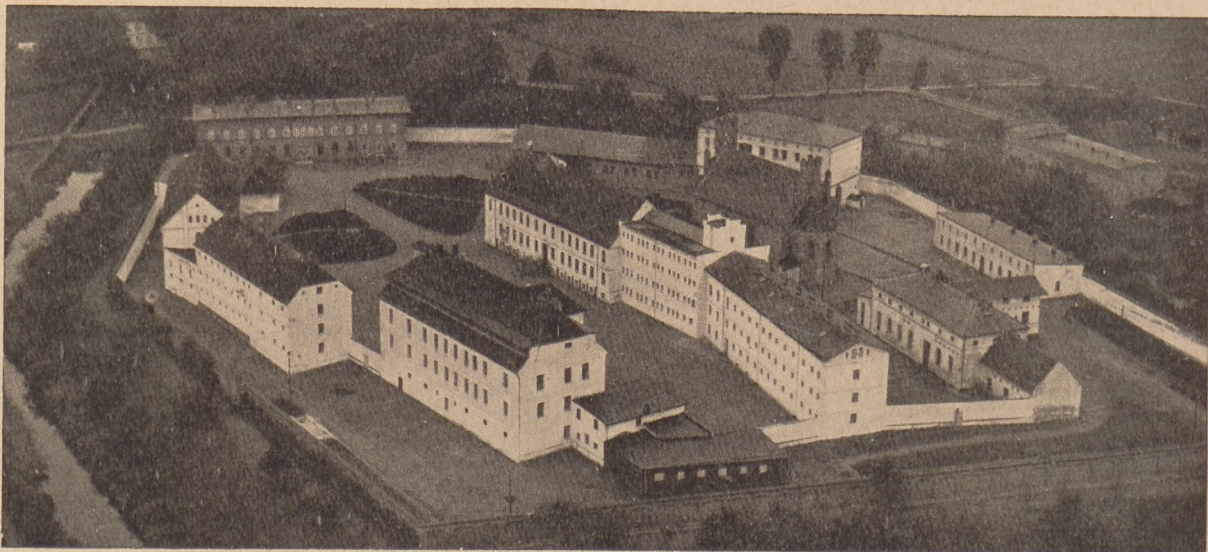
wohnten nur die frühere Remnate, von jetzt ab Amtshaus oder später nur „das Amt“ genannt, während die übrigen Bauten ebenso wie die Befestigungen immer weiter verfielen. Doch konnte ein Angriff der Franzosen auf die Burg am 17. Februar 1807 durch Schill und seine Getreuen abgewiesen werden, bis sein Nachfolger, Leutnant Jabe, mit 49 Mann am nächsten Tage der feindlichen Uebermacht erliegen mußte. Schill, der von Kolberg Munition holen wollte, hatte ihm nicht mehr Hilfe bringen können. Bei diesem Ueberfall wurden noch 144 Schanzarbeiter aus der Stadt und den umliegenden Amtsdörfern, weil sie die Burg nicht mehr rechtzeitig hatten verlassen können, niedergeworfen oder erstochen, der Rest geriet in Gefangenschaft. In dem verwüsteten Amtshause, so berichtet Bürgermeister Lawrenz aus eigener Anschauung, waren Jahr und Tag noch die angetrockneten Blutlachen an Wänden und Fußböden sichtbar, und auf dem Vorplatze lagen in Haufen die Filzhüte der Ermordeten, an denen sich niemand zu vergreifen wagte.

Von dem Amtshause, der früheren Remnate, das nach Lawrenz' Angaben 36 m lang und 13 m breit war, sind noch der Kellerhaß und die fast 2 m dicken Kellermauern erhalten,

An Bauten sind heute außer den 5 Häusern für die Gefangenen eine Schuster- und Schneiderwerkstatt, eine Tischlerei, eine Buchdruckerei und eine kleine Schmiede vorhanden, in denen nur Arbeiten für die Anstalt oder staatliche Behörden ausgeführt werden. Eine Kirche für die Gefangenen wurde nach den Angaben des derzeitigen Direktors Ringt im Aprilheft der Kreisheimatblätter von 1927 in den Jahren 1856/57 erbaut, das Sorgegebäude mit den Büroräumen für die Beamten 1843/44. Die Gefangenenküche, das Probierhaus und einige kleinere Bauten vervollständigen das heutige Bild der Anstalt. (Siehe Abb. S. 344.)

Von bekannten Zuchthausgefangenen erwähnen wir den Dichter Gottfried Kinkel, der hier vom 8. Oktober 1849 bis zum 12. April 1850 interniert war, weil er sich an dem Sturm auf das Siegburger Zeughaus beteiligt hatte, dabei aber verwundet und gefangen worden war. Man beschäftigte ihn hier mit Spulen der Wolle am kleinen Rade. Heinrich von Boshinger hat 1901 die Aufzeichnungen des damaligen Direktors Schnuchel über Kinkels Aufenthalt in Naugard veröffentlicht. Als Kinkel von hier nach Köln zur Gerichtsverhandlung gebracht und danach in einem westfälischen





Das Naugarber Strafgefängnis, das auf dem Gelände der ehemaligen Burg Naugarb 1817 errichtet worden ist  
Archiv-Aufnahme

Dorfe einen Fluchtversuch unternommen hatte, wurde er nach Spandau ins Gefängnis gebracht, aus dem ihn sein Freund Karl Schurz, damals Student, später Gesandter und Minister in USA., auf wunderbare Weise rettete und nach England brachte.

Das bisherige Zuchthaus wurde Anfang November 1926 in das jetzige Strafgefängnis umgewandelt. Die heutigen über 500 Gefangenen werden durchaus menschlich behandelt, erhalten ausreichend kräftige, wenn auch einfache Kost. Neben der Gewöhnung an regelrechte Arbeit, Ordnung und Sauberkeit sucht man sie zu bessern durch Seelsorge, durch Darbietung guter Musik und Lektüre, die sie aus einer wertvollen Bibliothek erhalten können. Von zwei Lehrern erhalten die jüngeren Gefangenen Unterricht zur besseren Vorbereitung für das spätere Leben. Außer der Beschäftigung in den Werkstätten der Anstalt und der Instandhaltung der einzelnen Bauten finden die Gefangenen vielfach Verwendung in der Landwirtschaft. Nicht nur der mit der Anstalt verbundene, etwa 250 Morgen große Ackerhof wird mit ihren Kräften bewirtschaftet, sondern auch auf den umliegenden Gütern und Einzelhöfen helfen die Gefangenen neben Bodenverbesserung und Ackerbestellung vor allen Dingen beim Einbringen der Ernte und machen sich so bei der Gewinnung der Erzeugungsschlacht nützlich.

Wenn auch der Zweck des Strafvollzuges in erster Linie heute im Gegensatz zur Systemzeit die Sühne des Verbrechens ist, so haben doch viele der Entlassenen wieder den Anschluß an die menschliche Gesellschaft gefunden, und wir dürfen hoffen, daß das Gesetz zur Verhütung erkrankten Nachwuchses, eine bessere

Charakterliche Erziehung der Jugend, der fortgesetzte Kampf gegen den Alkoholmißbrauch und eine sozialere Gestaltung der ganzen Lebensverhältnisse zur weiteren Entvölkerung unserer Gefängnisse beitragen werden.

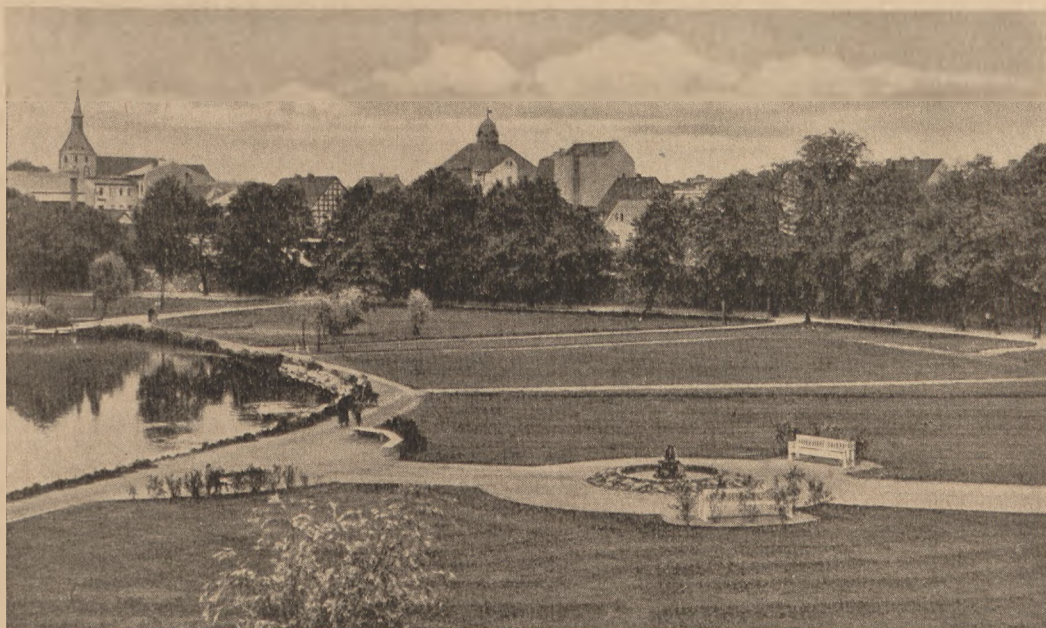
## Ein Spaziergang durch die Straßen Naugarbs

Wer vor 40 Jahren unsere Stadt durchwanderte und sie seit jener Zeit nicht mehr sah, der wird erstaunt sein über ihr heutiges Aussehen und sie in einzelnen Teilen kaum wiedererkennen. Schon aus der Zunahme der Einwohnerzahl von 5000 um die Jahrhundertwende bis auf über 8000 am Anfang 1937 geht ihr Wachstum hervor. Wenn man damals vom Bahnhof in die Stadt wanderte, sah man zur rechten Hand nach ein paar Häusern einen tiefen Wiesengrund, die Kälberwiesen, einige Gärten und eine Reihe Scheunen. Heute erhebt sich auf dem angefüllten Boden ein etwa 2 Meter hoher Granitfindling mit dem eingelassenen Medaillon des Freiheitskämpfers Ferdinand von Schill, eingerahmt von Lebensbaum, Tannen und Laubbäumen. Anstelle der alten Scheunen sind stattliche Häuser getreten, vor allem das Kreissparkassengebäude mit seinen Granitblendern und im Geschäftsraum mit den polierten, farbigen Muschelpfatten und der prächtigen Deckenbeleuchtung. Das Wohngebäude daneben erstreckt sich um die Ecke bis in die Hindenburgstraße hinein mit sehr ansprechenden Wohnungen, Geschäftsräumen und dem Kreisheimatmuseum. An der linken Seite der Horst-Wessel-Straße spülten damals die Wellen des großen Sees oft bis über die Promenade,



heute breitet sich dort der vor einigen Jahren angelegte Reinkeparck aus mit schönen Rasenflächen, Rosenbeeten und einem natürlichen Springbrunnen, dessen Wasser über ein Meter über Erdoberfläche emporspringt, in einem Bassin sich sammelt und dann verdeckt zum See abfließt. Es handelt sich um eine etwa 90 Meter tiefe Bohrung zwecks Feststellung der nötigen Wassermenge für eine künftige städtische Wasserleitung. Von der Horst-Wessel kommen wir nun in die Adolf-Hitler-Straße, früher Breite Straße, die schon damals als erste Geschäftstraße die meisten, wenn auch kleinen, Läden enthielt, heute sind sie alle vergrößert,

denkmal von Meyer-Byriß, links davon die von der Verteidigung der Burg durch Schill 1807 übriggebliebene Kanone, an der rechten Seite ein Geschütz, das noch 1870 im Kriege gegen die Franzosen Dienste tat. Am Rathaus vorüber führt die große Verkehrsstraße Stettin—Königsberg schräg über den Markt zum Reichspostgebäude, auf der andern Seite liegt Koloßs Hotel. Otto von Bismarck, der spätere Reichskanzler, hat hier in seinen jüngeren Mannesjahren als Gutsbesitzer von Kniephof oft beim kühlen Schoppen gerastet. An der Wand des Klubzimmers hängt noch heute unter Glas und Rahmen die Dankeskarte, die der Fürst auf



Aufn.: Kreisbuchhandlung

Reinkeparck mit Springbrunnen in Naugard

innen ausgebaut, mit hohen und breiten Schau- fenstern und lockenden Auslagen versehen, ganz in ihrer Aufmachung die Nähe der Provinzial- hauptstadt verratend. An der Marktecke erhebt sich das 1910 erbaute neue Rathaus mit hoher Kuppel und Uhrturm, im Rathausaal an der Ostwand das von dem Maler Kurt Poremba gezeichnete und von dem Kreislandwerkstober- meister Karl Christen in Farben ausgeführte Stadtwappen in Riesengröße mit dem aufrecht- stehenden Obersteiner Löwen in der Fahne über dem Stadttor, umgeben von stilisierten Lilien- blüten. Im Erdgeschoß hat die städtische Spar- kasse ihr Heim, während die vorzügliche Volks- bibliothek in die neuen Räume des städtischen Bürohauses in der Hindenburgstraße überge- siedelt ist.

Mitten auf dem etwa 10 000 qm großen Marktplatz steht das überlebensgroße Bismarck-

eine Gratulation zu seinem 77. Geburtstage an den früheren Hotelbesitzer mit eigener Hand schrieb, mit dem Text:

„Friedrichsruh, 6. Apr. 1892.

„Für Ihren freundlichen Glückwunsch bitte ich Sie und alle die mitbeteiligten Herren meinen verbindlichsten Dank entgegen- zunehmen.

v. Bismarck.“

Nach einigen Schritten durch die zweite Geschäftsstraße der Stadt, die Hermann- Göring-Straße, sehen wir links als Wahr- zeichen der Stadt die alte St. Marienkirche mit dem hohen Dach, dem mächtigen Turmhaus mit dem kleinen Dachreiter, außen ziemlich schmucklos, im Innern aber nach der letzten Renovierung desto schöner, so daß sich eine Be- sichtigung des Gotteshauses durchaus lohnt.



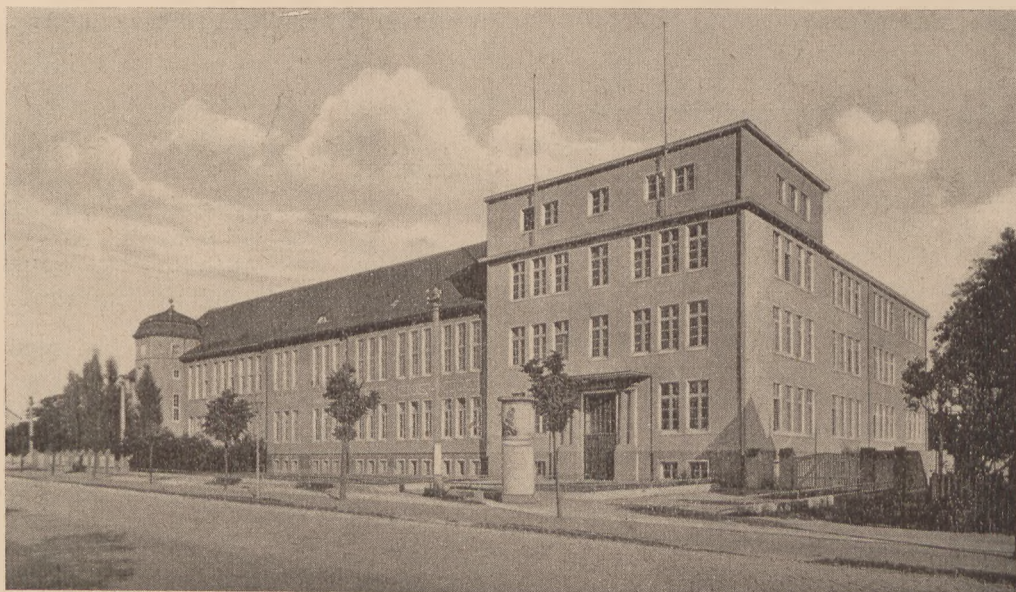


Marktplatz mit Rathhaus und Bismarckdenkmal in Naugard  
Aufn. Kreisbuchhandlung

Die Hermann-Göring-Straße teilt sich am Nordende in die Amts-, die Gölzower und die Gartenstraße auf. Während die Amtsstraße den Hauptautoverkehr zum fernen Osten über

Röslin und Stolp nach Danzig und Königsberg, sowie zu den Ostseebädern aufnimmt, eine Seitenstraße rechts zur früheren Burg der Grafen von Eberstein, heute Strafgefängnis, abführt, vermittelt die Gölzower Straße den Verkehr nach Wollin und Kammin. Beide Straßen zeigen in ihrer Verlängerung eine stattliche Reihe von villenartigen neuen Wohnhäusern. Zwischen der Gölzower und der Gartenstraße ist sogar ein ganz neuer Stadtteil entstanden. Auch die Gartenstraße hat statt der Gärten hinter dem Kreiskrankenhause, wo früher die Herrlichkeit zu Ende war, lauter neue Wohnhäuser und Villen erhalten. Auf dem früheren Rummelplatz stehen heute die beiden aneinanderggebauten Schulgebäude, die Bismarckmittelschule mit Einrichtung für weitergehende Klassen und die Allgemeine Stadtschule, erst seit zwei Jahren vollständig bezogen, mit 23 Klassenräumen und vielem Nebengelaß.

Das alte Schulhaus dient heute nach einer gründlichen Erneuerung der Partei und ihren Gliederungen. Im weiteren Verlauf der Gartenstraße treffen wir von früheren Gebäuden nur noch das städtische Schlachthaus, mehrmals überholt und den heutigen Anforderungen angepaßt. Sonst weisen uns die neuen Häuser den Weg zum Galberg, dem beliebtesten Ausflugsziel der Naugarder. Im Mittelalter auf seiner Höhe der Galgen, um auf die Vorübergehenden abschreckend zu wirken, heute ein prächtiger Hochwald mit schönen Promenaden, am Nordufer des Sees gelegen und zu diesem allmählich abfallend. Zwischen Tannen und Laubbäumen geschmackvoll eingebettet steht das Gefallenendenkmal, einen wachhaltenden Krieger darstellend, zu beiden Seiten auf den Beschauer zu Gedenksteine mit den Namen der im



Aufn. Kreisbuchhandlung

Bismarck-Mittelschule und Allgemeine Stadtschule in Naugard



Weltkriege gebliebenen Naugarder. Kurz hinter dem Denkmal die Schießstände der Schützen-gilde und schräge gegenüber das Erholungshaus, das uns zur Raft und Stärkung einladet und uns einen wunderbaren Ausblick über die Terrasse zum See und das jenseitige Ufer tun läßt.

Nach etwa 10 Minuten erreichen wir auf der Mittelpromenade neben der Hindenburger Landstraße, zwischen dieser und dem See inmitten eines großen Waldparks gelegen, das Genesungsheim „Waldfriede“, eine Gründung der Landesversicherungsanstalt Pommern. In der reinen Wald- und Seeluft finden hier weibliche Mitglieder der Versicherung nach Krankheiten Genesung, Ruhe und Erholung.

Eine wundervolle Promenade, mit Ruhebänken versehen, bringt uns am Seeufer entlang wieder zur Stadt zurück. Nicht bloß die mancherlei Wasservögel, wie Haubentaucher und Wildenten, häufig auch wilde Schwäne und in Ufernähe die Bleihühner, bei Sturmwitter sogar Möwen, erregen unsere Aufmerksamkeit, sondern auch die Farbtöne des Himmels und das gegenüberliegende Ufer mit den neuen Häusern spiegeln sich im klaren Wasser und offenbaren dem empfänglichen Gemüt unbeschreibliche Schönheit. Kurz vor der Stadt kommen wir noch an der Anlegestelle des hiesigen Marinevereins und darauf an der städtischen neuerbauten Seebadeanstalt vorüber, die in ihrer äußeren Formgebung an die gleiche Anlage der Garnisonstadt Potsdam erinnert.

Sind wir so wieder zur Stadt zurückge- langt, erblicken wir links das neue, geschmack- voll gegliederte Feuerwehrrdepot mit seinem Steigeturm und den großen Toren an der Vorderseite. Nun führt uns die mit alten Raftanien bestandene Promenade an der hier noch erhaltenen 3 Meter hohen Stadtmauer entlang, wo einst der Wall eine zweite Wehr gegen feindliche Ueberfälle bildete. Am Seeufer erblicken wir das Fischerhaus und das niedliche Schwanenhäuschen, dessen Insassen zu füttern den Kindern im Sommer so viel Freude macht.

Da unsere Stadt wegen ihrer Lage zwischen zwei Seen, von denen der kleine vor gut 100 Jahren abgelassen wurde, sich nur am Nord- und Südbende ausdehnen konnte, finden wir außer den schon erwähnten Neusiedlungen am Nordpol die meisten an der Südseite der Stadt. Hier entstand jenseits der Bahnstrecke bald nach 1900 die erste größere Siedlung, von mehreren Straßen durchzogen, die „Gute Hoffnung“, woran sich in den letzten Jahren die Kleinsiedlungen anschließen. Die Massower Chaussee folgte bald mit einer Anzahl von Einzel- und Doppel- häusern, die unter sich streng den nötigen Ab- stand bis jetzt gewahrt haben. An der Straße nach Daber folgten bald in mehr geschlossener Bauweise sehr ansprechende niedliche Einzel-



Das Genesungsheim der Landesversicherungsanstalt Pommern „Waldfriede“ bei Naugard

und Doppelhäuser, die in der Richardstraße zwischen beiden Chausseen ihre Fortsetzung finden. Endlich seien noch die Neubauten an der Gollnower Chaussee und ihren Abzweigungen, der Karl-, Saar-, Danziger und Komman- deurstraße, genannt.

Daß unsere Stadt, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ihre Bedeutung für Handel, Verkehr und das Handwerk der umlie- genden, unter der neuen Regierung wieder auf- geblühten Landwirtschaft verdankt, das beweisen die vielen, gut gepflegten Zugangsstraßen, fer- ner der Sitz des landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsvereins mit seinem umfangreichen Ge- schäftsverkehr und der Kreisbauernschaft, beide unter demselben Dach. Stärkefabrik und Bren- nerei verarbeiten den Ueberschuß an Kartoffeln und bieten vielen Arbeitern Beschäftigung. Zur Arbeitsvermittlung dient auch das für die Kreise Naugard, Greifenberg und Rammin ein- gerichtete Arbeitsamt, das jetzt an der Schill- straße gegenüber der Gasanstalt eine würdige Arbeitsstätte erhalten soll.

Als Kreisstadt beherbergen ihre Mauern auch eine große Zahl von Beamten, die außer beim Landratsamt bei der Stadtverwaltung,



dem Amtsgericht, der Reichspost, der Reichsbahn, dem Katasteramt und dem zwar staatlich notwendigen, aber sonst nicht allgemein beliebten Finanzamt ihre Beschäftigung finden. Zu ihrer Unterkunft dienen neben den vielen Mietsräumen und Eigenheimen die Mehrfamilienhäuser des Beamten-Wohnungsvereins und das schon erwähnte Kreisparfassenwohnhaus.

## Schills heldenmütiger Kampf um Naugard

Von Heinrich Goffe

Die schmachvolle Zeit zwischen der furchtbaren Niederlage der preußischen Armee bei Jena und Auerstedt und dem Tilsiter Gewaltfrieden ist nicht ganz ohne erhebende Momente. Die heldenmütige Verteidigung Kolbergs gegen eine Uebermacht von Feinden wird immer ein Ruhmesblatt in der preußischen Kriegsgeschichte bleiben. Männer wie Gneisenau, Netzelbeck, Waldensfelz und Schill haben in dieser Zeit die Ehre Preußens auf pommerschem Boden gerettet. Schill gehörte zu den Flüchtlingen, die nach Jena und Auerstedt die nach Osten führenden Landstraßen füllten, und war am 10. November in Kolberg eingetroffen. Noch war seine Kopfwunde nicht geheilt, als er sich dem Festungskommandanten zur Verfügung stellte. Von Kolberg aus hat Schill zunächst seine kühnen Streifzüge in die nähere und weitere Umgebung unternommen, hierbei, meist vom Glück begleitet, hatte er sich in kurzer Zeit zwischen Persante und Oder einen Namen als kühner Draufgänger gemacht, daß der Zustrom zu seinem von ihm selbst gebildeten Freikorps von Tag zu Tag größer wurde. Die täglichen Unternehmungen fügten dem Feinde mancherlei Schaden zu. Dem Kolberger Festungskommandanten Loucadou wurden die Schill'schen Streifzüge mit der Zeit unangenehm. Abgesehen von den mannigfachen Klagen aus der ländlichen Bevölkerung über vorgekommene Gewalttätigkeiten und rücksichtslose Vertreibungen befürchtete Loucadou vor allem, daß die Franzosen dadurch ihr Augenmerk mehr und mehr auf die sonst so abgelegene Festung richten könnten. Ein unerquickliches Verhältnis zwischen dem alten Kommandanten und dem jugendlichen Draufgänger hatte sich dadurch herausgebildet.

Am 11. Januar 1807 hatte Schill durch eine Kabinetts-Ordre des Königs seine Loslösung von der Festungsbefahrung durchgesetzt. Das königliche Handschreiben war allerdings nicht klar genug gehalten, um alle Mißverständnisse weiterhin auszuschließen. Schill hatte

für seine Unternehmungen zwar freie Hand erhalten, „sofern es die Umstände gestatten“. Auch nicht mehr von Kolberg, sondern von Greifenberg aus unternahm Schill jetzt seine immer weiter gesteckten Streifzüge. Nach einem Berichte vom 17. Januar verfügte Schill um diese Zeit über 2 Eskadrons — 3 sollten es werden — 100 Mann Kanoniere (aufgegriffene Flüchtlinge ohne Einkleidung), 1 Jägerkompagnie unter dem tüchtigen Leutnant Otto und 8 Geschütze von sehr zweifelhaftem Werte. Die Einkleidung und Bewaffnung der Schill'schen Truppe ließ viel zu wünschen übrig.

Was Schill in dieser Zeit wirklich geleistet hat, entzieht sich unserer Kenntnis; bei den vielfach verschiedenen Nachrichten über seine Unternehmungen ist es nicht immer leicht, Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden, manches ist in der Bevölkerung ins Sagenhafte ausgesponnen worden; auch die eigenhändig geschriebenen Berichte Schills enthalten ohne Zweifel recht viel Unwahrscheinlichkeiten. Zuverlässige Nachrichten liegen erst vom Februar des genannten Jahres vor.

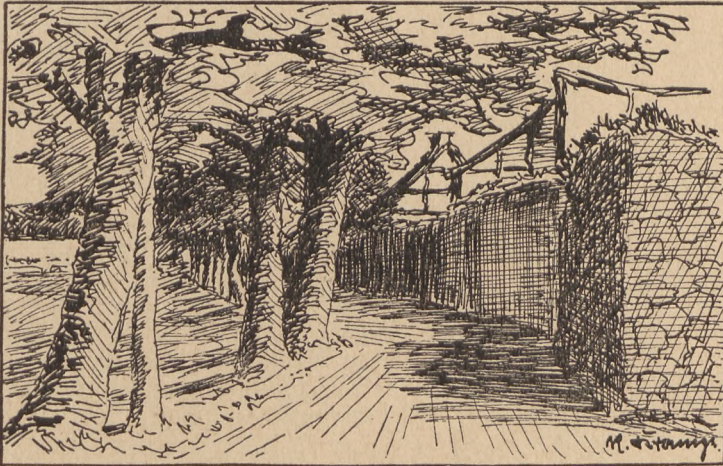
Schills Stärke sind offenbar die kleinen Streifzüge gewesen, wobei er fast immer einen Erfolg zu verbuchen hatte. Bei größeren Aufgaben hat er versagt, und nicht einmal das Glück war ihm dabei hold. Der Handstreich auf Wollin war völlig mißlungen (am 9. Februar). Nun richtete Schill sein Augenmerk vornehmlich auf Naugard. Durch diese Stadt führte die nächste Straße nach Kolberg, am Nordende der Stadt lagen die Reste der alten Ebersteinschen Burg, inselartig von einem See umgeben, nur ein schmaler Damm verband die Insel, auf welcher sich auch das Amt befand, mit der nach Kolberg führenden Straße. Schill war der Ansicht, von hier aus den weiteren Vormarsch der Franzosen auf Kolberg hindern zu können. Der im Festungsbau wohl bewanderte Leutnant Fabe hatte schon mehrere Tage mit Unterstützung herangezogener Bauern und Tagelöhner an der Befestigung der Insel gearbeitet. Während dieser Arbeiten unternahm Schill am 15. Februar einen kühnen Handstreich auf das von den Franzosen besetzte Stargard. Wenn auch die an Schill gelangten völlig unzulänglichen Nachrichten über Zahl und Charakter der feindlichen Truppenmacht eine gewisse Entschuldigung darstellen mögen, so sind doch alle Militärhistoriker mit Einfluß des preußischen Generalstabswerkes über 1806/07 darin einig, daß dieses Unternehmen mit gänzlich ungenügenden Kräften erfolgte. Eine empfindliche Niederlage war die Folge, die noch verschlimmert wurde durch verfehlte Anordnungen während des Gefechtes. Was Schill an Mannschaften von Stargard nach Naugard zurückführte, war 24 Stunden unterbrochen unterwegs gewesen und hatte 74 km



auf grundlosen Wegen zurückgelegt. Auch die folgende Nacht mußte die übermüdete Truppe bei Erwartung des Feindes unter dem Gewehr zubringen, erst in den Morgenstunden konnte sie sich der lange entbehrten Ruhe hingeben.

Die Befestigungsanlagen auf dem Amt waren nicht mehr beendet worden. In der Eile hatte man den Damm durchstochen und den Uebergang mit Bohlen belegt, der Eingang war mit einem Verhau versehen wor-

tillierievorbereitung keinen Angriff auf das Amt wagte. Dagegen muß das Geschützfeuer der Besatzung recht wirksam gewesen sein. Die Angaben über die Verluste auf beiden Seiten schwanken. Schill hatte wohl 16 Tote und 40 Verwundete. Mit dem Anbruch der Dunkelheit zogen die Italiener sich hinter Naugard zurück, einen Sieg hatte Schill keineswegs errungen. Seine Rettung verdankte Schill an diesem Tage vornehmlich der Unentschlossenheit der Italie-



Rudolf Krampe

Am der Naugarder  
Stadtmauer

den, und einige Geschütze waren so aufgestellt, daß sie den Damm bestreichen konnten.

Mittags um 2 Uhr hatte Schill seine Offiziere zu einer dienstlichen Besprechung im Amt um sich versammelt. Eben hatte er ihnen die Mitteilung gemacht, daß er zum Rittmeister befördert worden war, als plötzlich vom anderen Ende der Stadt her ein lebhaftes Gewehrfeuer gehört wurde. Die Italiener hatten mit 13 Kompagnien einen Angriff auf die Stadt gemacht, die schwachen Sicherungen und die Torwache wurden niedergemetzelt. Schill eilte sofort zur Truppe, an ein Ordnen war nicht mehr zu denken. Mit 60—70 Mann, die Schill zusammenraffte, warf er sich in das Amt, seine Infanterie wurde aus der Stadt gedrängt. Durch das Eingreifen der Schill'schen Kavallerie, die nördlich der Stadt in Quartieren lag, wurde dem weiteren Vordringen der Italiener Einhalt geboten. Der Leutnant Rapsler, der kurz vor dem feindlichen Ueberfall mit einer Abtheilung nach Cammin abmarschirt war, kehrte auf den Gefechtslärm zurück und warf sich gleichfalls in das Amt. Im Amte fehlte es an Kanonieren, Schill selbst und die beiden Offiziere v. Petersdorf und Rapsler bedienten die Geschütze. Schill war gleich zu Beginn des Kampfes am Arm verwundet worden. Ein Glück für die kleine Besatzung im Amt war, daß der Feind keine Artillerie bei sich hatte und der italienische Befehlshaber Bonfanti ohne Ar-

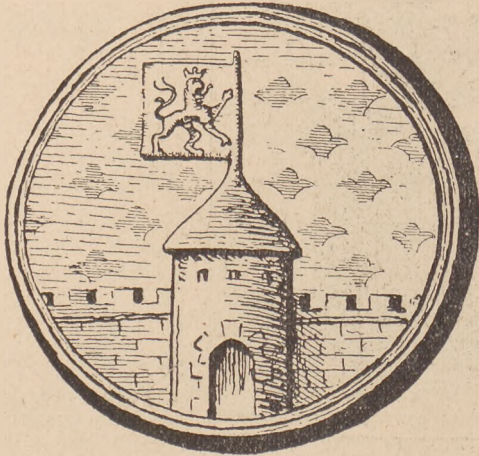
ner, die auch durch Blünderungen in der Stadt von einem energischen Vorgehen abgehalten worden sind. Die Verfolgung des Feindes entbehrte aber ebenso auf der anderen Seite der Entschlossenheit. Dennoch gelang es dem Leutnant Brünnow, 5 Offiziere und 40 Mann als Gefangene einzubringen, auch das in der Stadt erbeutete Geschütz wurde zurückgebracht.

Schill war von der Unmöglichkeit seines Planes, den feindlichen Vormarsch in Naugard aufzuhalten, noch keineswegs überzeugt. Auch das preußische Generalstabswerk sieht in den weiteren Maßnahmen Schills nur unverzeihliche Fehler. Er selbst war durch seine Verwundung genötigt, im Wagen nach Greifenberg abzufahren. Die weitere Verteidigung des Amtes war dem Leutnant Fabe überlassen worden, derselbe hatte etwa 100 Mann und 2—3 Dreipfünder zur Verfügung. Die ganze Munition bestand aus 237 Schuß, und der einzelne Mann hatte 3—4 Schüsse in Vorrat.

Die Nacht wurde ausgenutzt zu Verstärkungsarbeiten an den alten Burgwällen, wozu aus der Umgebung noch gegen 150 Bauern, junge Burschen und ältere Knaben herangeholt wurden. Am nächsten Morgen, als der Feind mit verstärkten Kräften den Angriff erneuerte, hatte Fabe nur noch an 50 Mann zur Verteidigung, die anderen waren in der Nacht entwichen. Nach französischen Angaben waren es 2 Infanterie-Regimenter der Brigade Bonfanti,



1 Bataillon Gardefüsilier und 1 Kompagnie Dragoner, die gegen Naugard vorrückten. Die Munition ging bei den Verteidigern bald zu Ende, und die 100fache Uebermacht hatte ein leichtes Spiel bei der Erstürmung des Amtes. Die Sieger richteten unter der Befragung ein furchtbares Blutbad an, wobei auch die noch im Amte befindlichen Landleute niedergemetzelt wurden; sie wurden von den Italienern für aufständische Bauern gehalten und als solche behandelt. Mehr als 100 Tote lagen im Amt, und 138 Mann wurden nach französischer Angabe



Stadtwappen von Naugard

zu Gefangenen gemacht, dagegen hatten die Angreifer nur 3 Tote und 22 Verwundete zu verzeichnen.

Die Franzosen meldeten einen großen Sieg, die Einnahme der „Festung“ Naugard und die Eroberung zahlreicher Fahnen. In Wirklichkeit hatten sie nur die gräßlich Ebersteinschen Familienfahnen erbeutet, die in dem alten Schlosse und in der Kirche aufgehängt waren.

So endete das Unternehmen um Naugard mit einem völligen Mißerfolge Schills. Der Weg nach Kolberg stand den Franzosen offen.

## Die Wiederherstellung der Marienkirche in Naugard

Von Superintendent Rudolf Lohoff

Immer wieder kommen Fremde und wollen die Naugarder St. Marienkirche sehen. Der Ruf ihrer stillen, feinen Schönheit hat immer weitere Kreise erreicht, und fast jeder, der eine besinnliche halbe Stunde in ihrem lichten, festlichen Raume verbracht hat, wird zu ihrem Lobredner. Naugard, an seinem schönen See malerisch gelegen, ist ein freundliches, schmales

Städtchen, aber seine St. Marienkirche ist in dem Schmuck der Edelstein.

So schön wie jetzt ist sie seit den Zeiten des Mittelalters nie gewesen. Sie hat ja auch ihre Schicksale gehabt durch Brand und Not und Enge der Zeiten und der kleinstädtischen Verhältnisse, und vor einigen Jahren noch schien ihre Zukunft ganz hoffnungslos zu sein. Bei einem Frühlingsgewitter im Jahre 1918 schlug der Blitz in den Turm. Erst schien es ohne Schaden abzugehen, aber nach Stunden brannte der Turm am Abend lichterloh, die Balken stürzten zusammen, die Flammen schlugen in die Gewölbe, der Bestand der ganzen Kirche war in der größten Gefahr, und nur der Umstand, daß die eiserne Tür, die aus dem Turme auf den Kirchenboden führte, verschlossen war und dichthielt, verhinderte ein Ubergreifen der Flammen auf den Kirchenboden mit dem mächtigen Gebälk des Dachstuhl. So blieb wenigstens die Kirche selbst leidlich erhalten. Aber wie sah sie aus? Die Gewölbe schwarz von Ruß und Rauch, die Orgel zerstört, die Turmseite offen, der Turm selbst eine traurige Ruine, in der sich bald die Eulen einnisteten und des Nachts ihren Klagegesang erhoben. Gewiß, die Gemeinde half sich, man zog eine Mauer vor die Lücke, man baute eine Notorgel ein, man flüchtete an den Gewölben das Nötigste aus, aber man wurde des alten Baues nicht mehr froh, zumal in den Gewölben sich immer bedenklichere Risse zeigten, die zur Vorsicht mahnten, wenn auch die Gutachten der Bausachverständigen sich widersprachen. Das Nötigste von allem aber war die Herstellung des verbrannten Turms. In dem bösen Inflationsjahr 1922 schritt man zur Tat. Für eine Spitze auf dem Turme langten die Mittel nicht, aber der Verkauf eines alten Friedhofs ermöglichte es, ihn wenigstens unter Dach zu bringen. Nun konnte man doch wieder die Gottesdienste einläuten mit den neuen Glocken aus der Firma Schilling & Lattermann in Apolda, die vorsorglich schon bereitgestanden hatten, wenn auch das gesamte Kirchenvermögen nicht dazu langte, Glockenseile zu kaufen, — der Wahnsinn der Milliardenwirtschaft machte das unmöglich, — und wir noch jahrelang die Glocken an alten Koppeldrähten läuten mußten.

Ein paar Jahre hindurch blieb nun alles beim alten. Da, in einer Nacht kurz nach Neujahr 1926 war plötzlich mitten aus dem Gewölbe in der Kirche ein großer Brocken Gestein herausgefallen und lag auf dem Fußboden als ein stummes Warnungszeichen, das nicht mehr übersehen werden konnte und durfte. Es ist nicht auszudenken, was geschehen wäre, wäre das Rippenstück des Gewölbes während eines Gottesdienstes in der vorangegangenen Festzeit abgestürzt. Natürlich wurde nun die Kirche sofort geschlossen, das Hochbauamt der Re-



gierung, die Patron der Kirche ist, benachrichtigt; und während die Gottesdienste in die Turnhalle verlegt wurden, wurde Rats darüber gepflogen, was nun zu geschehen habe. Die große Frage war: Können die Gewölbe noch einmal ausgebessert werden, oder ist ihr

des gesamten Inneren der Kirche.

In dreijähriger Arbeit wurde durch das Hochbauamt in Stettin das Erneuerungswerk durchgeführt, während die Arbeiten soweit wie irgend möglich von unsern heimischen Handwerkern in vorbildlicher Güte geleistet wurden.



Marienkirche in Naugard: Blick in den wiederhergestellten Altarraum  
Aufn. Staats. Bildstelle, Berlin

Zustand so schlecht, daß man sie erneuern muß? Die Frage wäre beinahe im ersten Sinne entschieden worden, aber als bei der amtlichen Besichtigung selbst der Fall von oben zu rieseln begann, entschloß man sich zur umfassenden Erneuerung der Gewölbe des Mittelschiffs und einer umfassenden Reparatur der Pfeiler und

26 Handwerksmeister der Stadt Naugard taten ihr Bestes dabei. Dadurch war die ganze Gemeinde am Gelingen des Werkes auf das lebhafteste interessiert. Jetzt erhielt der Turm wieder einen Dachreiter, der mit Kupfer abgedeckt wurde, so daß nun der Turm wieder trohig und stattlich ragend dasteht — zur Freude der



Alten, die das Bild des abgebrannten Turmes im Herzen trugen. Auch das Dach der Kirche wurde umgedeckt. Dann wurde der Fußboden der Kirche zum Einbau einer neuen Heizung tiefergelegt. So manche Fuhre Erde wurde ausgefahren, so manches Totengebein bloßgelegt und in einer Sammelgrube im Altarraum neu gebettet. Die Pfeiler aber wurden bis auf

kein Mörtel mehr zu finden war. Er war im Laufe der Zeiten vergangen, und die Steine hatten nur noch lose aneinander gehangen. Nun wurden wundervolle Sternengewölbe an die Stelle der alten gesetzt, aus leichten Hohlsteinen gebaut, die in ihrer weiten, freien Spannung der Kirche ihre edle Form und ihr festliches Aussehen gegeben haben. Die neue Nie-



Marienkirche in Naugard: Das Mittelschiff nach Westen gesehen  
Aufn. Staatl. Bildstelle Berlin

den gewachsenen Boden ausgegraben und ihre Fundamente freigelegt, deren lose nebeneinander liegenden Fundamentsteine sorgsam in ihren Zwischenräumen mit der Hand mit Eisenbeton gefüllt wurden — nicht viel anders, als wenn man hohle Zähne plombiert. Um die Pfeiler selbst, die sich als massiv erwiesen, wurden in Abständen breite Eisenbänder herumgelegt und sie selbst in einen Mantel von Eisenbeton gebettet, so daß nun ihre völlige Sicherheit gewährleistet ist.

Als man die Gewölbe von oben her, an Seilen im Gebälk hängend, abzustößen beginnen wollte, stürzten sie plötzlich ganz und gar mit großer Gewalt herab, ein Zeichen, daß sie wirklich gefährlich reif für ihren Abbruch gewesen waren. Merkwürdig war, daß zwischen den Steinen —, und es waren lauter mächtige Steine im alten Klosterformat —, fast gar

derdruckdampfheizung wurde eingebaut, neues Gestühl wurde eingesetzt, die Gänge und der Altarraum wurden mit schönen Solnhofener Platten belegt.

Nun konnte man an die Ausschmückung des Inneren gehen. Die Firma Wittek in Elbing lieferte die neue Orgel mit 28 klingenden Stimmen, deren Zusammensetzung und Klang die glänzende Begutachtung bei ihrer Abnahme sehr wohl verdient. Sie ist nicht nur für die Begleitmusik im Gottesdienst gut geeignet, sondern durch ihre technischen Feinheiten eine Konzertorgel, wie die alten Kirchenmauern sie noch nicht gehört haben.

Das schönste Stück der Kirche aber ist der wiederhergestellte alte Altar. Man hatte ihn 1833, weil er schadhast war, weggenommen und ihn in der Seitenkapelle der Kirche, die unbenuzt da stand, aufgehoben, das heißt in Wirk-



lichkeit dem langsamen gänzlichen Verfall überlassen. Er lag zuletzt, vom Wurm ganz zerfressen, in Trümmern da; man wußte kaum noch, wie er einst ausgesehen hatte. Jetzt wagte man sich an die Erneuerung unter der Aufsicht des Provinzialkonservators, Regierungs- und

der ausführlich im einzelnen, was nach der Erneuerung an alten Teilen geblieben ist, und was neu eingefügt werden mußte. Ich aber will versuchen, ihn nach dem Eindruck zu schildern, den er heute nach seiner Aufstellung auf den Beschauer macht. Wer ihn jetzt sieht, dürfte nur

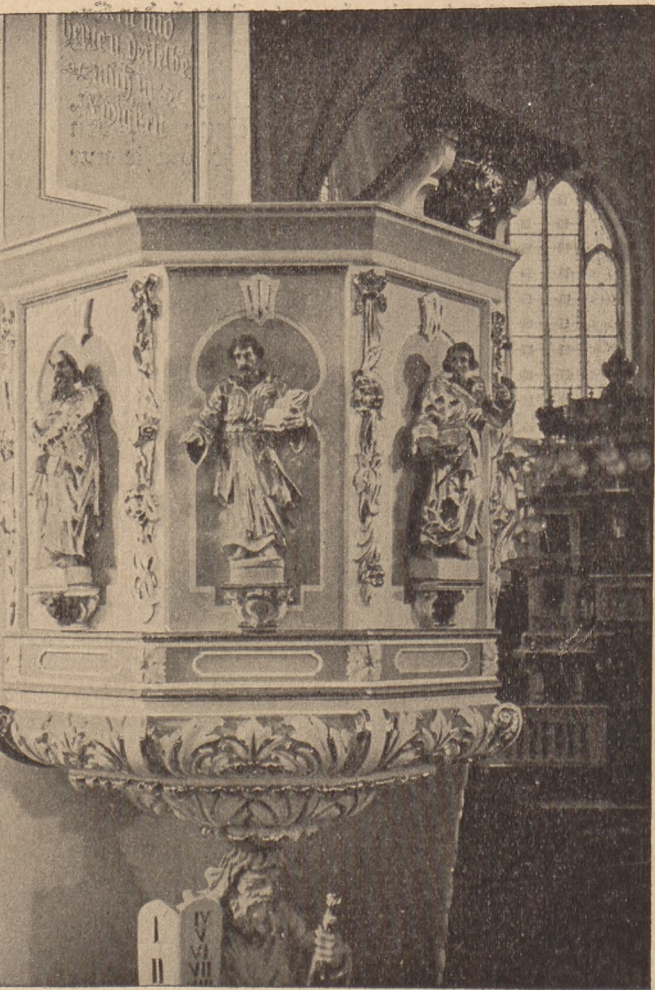


Marienkirche in Naugard: Der Altar nach der Wiederherstellung  
Aufn. Staatl. Bildstelle, Berlin

Baurates Rohde. Seine Wiederherstellung war das letzte schöne Werk des Stettiner Bildhauers Axel Clert. Er starb noch vor seinem Abschluß, und seine Söhne führten die Arbeit zu Ende. Ein Aufsatz von J. Rohde im 30. Berichte der „Denkmalspflege in Pommern“, dem auch die beigelegten Abbildungen entnommen sind, schil-

der schwer das alte Gute von den Ergänzungen unterscheiden können; denn der Altar macht jetzt einen durchaus einheitlichen Eindruck. Daß der Altartisch vergrößert worden ist, und daß jetzt drei Stufen zu ihm hinaufführen, hat seiner Schönheit gewiß nicht geschadet, ebensowenig die Beifügung der beiden Sprüche rechts und





Kanzel in der Marienkirche zu Raugard

links Joh. 1, 29 und 2. Kor. 5, 19, die ich dem Sinne gemäß aussuchte, um die dargestellten Schnitzereien recht zu deuten.

Der Altar stellt das Erlösungswerk Christi dar: Rechts, innig fein gearbeitet die Darstellung seiner Geburt, darunter das erklärende Wort: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber“. Links die Taufe Christi im Jordan und dazu der Spruch: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“. Nun wird das Werk der Erlösung geschildert. Unten eine Darstellung der Einsetzung des hl. Abendmahls als Reliefbild, das von intimer Reize ist. Darüber die äußerst lebendige und bewegte Szene der Nagelung Christi auf das Kreuz, bei der die Gebärden und der Ausdruck der wilden Kriegsknechte, wie sie die Nägel eintreiben und den Körper des Herrn am Stricke zerrren, in ihrer Rohheit eindrucklich gemacht sind. Diese Gruppe leitet über zu dem Mittelstück, der Kreuzigung selbst. Man sieht die drei Gefreuzigten und unter dem mittleren Kreuze Johannes und Maria und Maria Magdalena, rechts und links über der Gruppe

in strengen Formen gehaltene schwebende Engel. Die Engel stammen aus alter Zeit, die Kreuzigungsgruppe ist neu eingefügt. Was früher dort gewesen ist, ist unsicher. Stammt der Altar, wie Rohde annimmt, aus der Zeit um 1600, so mag auch damals schon eine „Kreuzigung“ das Mittelstück gebildet haben. Ist er aber schon aus älterer Zeit, so hat vielleicht auch Maria im Mittelpunkte gestanden, da ja die Kirche eine Marienkirche ist. Ueber der Kreuzigung die Auferstehung Christi, in deren Darstellung die Gestalten der Kriegsknechte, die das Grab hüten sollten und nun verstorbt auseinanderfahren, von großer Schönheit und eindringlicher Kraft sind.

Rechts und links oben die beiden Krönungen zeigen, daß Christus durch sein Erlösungswerk den Tod und den Teufel besiegt hat. Auf der einen Seite steht der Tod und haut mit einer Sense dem Adam den Kopf ab, auf der anderen Seite treibt ein Engel mit dem Flammensword den Teufel aus.

In der Mitte oben, über dem Ganzen schwebend und das Erlösungswerk segnend, aber auch als der unsichtbare Gott — nicht auffällig hervortretend Gottvater und der hl. Geist im Gewölke thronend.

Die Farben des Ganzen sind lichtiges Weiß und helles Blau und sehr viel geschliffene Vergoldung. Mit Recht hebt Rohde die besondere Wirkung der gemusterten Vergoldung der Kreuzigungsniße hervor. Die Vergoldung in ihrer Frische glänzt heute noch etwas zu stark. Sie ist aber mit Recht nicht künstlich matt gemacht. Es ist weit besser, wenn die Länge der Zeiten den Glanz etwas matter werden läßt.

Wie der Altar durch und durch evangelisch gedacht von evangelischem Geiste erfüllt ist, so auch die Kanzel, die in ihrer jetzigen Ausschmückung etwas völlig Neues bietet. Die Söhne Arzel Elerts haben sie geschnitten. Den Fuß der Kanzel bildet die ernste Gestalt des Mose mit dem Wanderstabe und den Gesetzstafeln. Er verkörpert das Alte Testament. Ueber ihm, rings um die Wand der Kanzel, die 4 Evangelisten. Sie verkörpern das Neue Testament. Das Neue Testament ruht auf dem Alten und wird von ihm getragen. Aber es steht eben über dem Alten Testament zu seinen Häupten. Seine Botschaft ist das Evangelium. Der Engelskopf von feiner Schönheit, der das Kanzelbrett mit der Bibel trägt, deutet an, daß es vom Himmel stammt und durch Engelmund zuerst zur Weihnacht verkündet worden ist. Dieses Evangelium soll der Prediger, der auch über Mose mitten unter den Evangelisten steht, verkündigen. Sein Inhalt ist in goldenen Buchstaben an die Pfeilerwand der Kanzel geschrieben: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“. Stil und Farbe der Kanzel sind dem Altar angeglichen.



Die Vergoldung und Farbengebung lag in der Hand des Kirchenmalers Ernst Fey, der die ganze Kirche ausgemalt hat. Der Chorraum ist dem Altar angepaßt. Graublau Holztafelung an den Seiten, die Hinterwand mit einem handgemalten Vorhang bespannt, die Rippen der Gewölbe goldgemustert, in den Feldern oben die Gestalten der zwölf Apostel und die Insignien und Zeichen der Erlösung Christi. Im Langhause sind Wände und Gewölbe weiß gehalten, während sich die vorgebauten Emporen davon mit einem wundervollen Taubenblau abheben. An den Tragbalken überall in goldener gotischer Schrift die Anfänge kerniger Choräle. Vom Altar her das Gotteswort, aus der Gemeinde das Echo im Liede in Dank und Bitte! So muß es sein.

Das Ganze ist eine Symphonie von Licht und Farbe, auf der jedes Auge mit Wohlgefallen ruht, ein Raum voll Feiertagsstimmung, als stände das Wort darüber: „Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten!“

Wir wollen aber nicht von dem schönen Bau scheiden, ohne noch einen Blick in die Seitenkapelle, die sog. Ebersteiner Kapelle, geworfen zu haben. Sie war einst die Grabkapelle der Ebersteiner Grafen gewesen, deren Burg die jetzige Strafanstalt in Naugard war. Ihnen gehörte auch Stadt und Kirche. Unter der Kapelle war ihr Begräbnisraum. Jetzt steht er leer. Die Kapelle war eine Gerümpelkammer, seitdem sie zur Franzosenzeit als Magazin benutzt worden war. Nun ist auch sie zu neuer Schönheit erstanden. Ihre Bogendecke ziert schöne Handmalerei; ein Altar ist hineingestellt, zu dem Teile des bisherigen Kirchenaltars verwandt worden sind; eine Kanzel ist gebaut, Heizung ist gelegt, 80 Stühle Wortsprecher Art laden zum Sitzen ein; und ein gutes Manborg-Harmonium begleitet den Gesang, wenn sich hier die Bibelstundengemeinde sammelt. Auch hier ist zu sagen: So schön ist die Kapelle noch nie vorher gewesen. Die beiden wiederhergestellten Wappenschilder an der Wand erzählen dem nachdenklichen Beschauer von der alten Zeit und der ursprünglichen Bestimmung der Kapelle.

Am 17. März 1929 wurde nach 3¼ jähriger Bautätigkeit die St. Marienkirche im Beisein der höchsten Vertreter der Provinz und der Provinzialkirche von dem Generalsuperintendenten D. Kähler im feierlichen Gottesdienste geweiht, in welchem der Verfasser dieses Aufsatzes die Festpredigt hielt. Nun steht der Bau, geworden im späteren Mittelalter, erneuert in Deutschlands schwerer Notzeit, wiedererstandener durch die Opferwilligkeit und Liebe der Naugarder Kirchengemeinde, von deren kirchlichen Gemeindevertretern zu ihrem besonderen Ruhme gesagt werden darf, daß sie die sämtlichen Bau-

beschlüsse einstimmig und einmütig gefaßt haben. Möge Gottes schützende Hand ihn nun vor allem Unheil bewahren von Geschlecht zu Geschlecht und möge in seinen Mauern nie etwas anderes verkündigt werden als

Gottes Wort und Luthers Lehr!

## Gollnow

Von Emil Rosenthal

### Aus Gollnows Vergangenheit

Um die Geschichte Gollnows hat sich der Heimatforscher Richard Gehm besondere Verdienste erworben. In zahlreichen Veröffentlichungen hat er den Nachfahren immer wieder das geschichtliche Werden ihrer Heimatstadt vor Augen geführt und so mit dem historischen Sinn die Liebe zur Heimat geweckt und gepflegt. Auch die nachfolgenden Ausführungen stützen sich zum größten Teile auf seine Arbeiten. Ihm sei an dieser Stelle dafür herzlichst gedankt.

Gollnow ist eine alte Niederlassung an der Ihna, über deren Gründungszeit uns keine Daten und Angaben erhalten sind.

Urkundlich kommt der Name zuerst 1220 vor. Damals war Golinow, wie es in der Urkunde genannt wird, eine wendische Niederlassung. Alte Gräberfunde bekunden aber, daß vor den Wenden schon Germanen hier gewohnt haben.

Den Namen hat es von seiner Lage. Die Wenden nannten eine kahle, baumlose Stelle in der Heide Golina — von goli = kahl — und den im Golina gelegenen Ort Golinow oder Golinowies (sprich: wjesch). Golinow ist also der auf einer kahlen, nur mit Heidetraut, Gestrüpp und einzelnen Bäumen bestandenen Stelle mitten in der Waldwildnis erbaute Ort. 1248 heißt der Ort dann Gollnowe und in der Urkunde vom Jahre 1255 Gollnow.

Da die Wenden ihre Häuser mit Vorliebe auf dem Wasser erbauten, ihre Wohnsitze zum mindesten aber durch Flüsse und Sümpfe geschützt sein mußten, werden wir das wendische Gollnow daher auch nur auf der Wiek zu suchen haben, die damals natürlich viel tiefer lag als heute und durch Ihna und Sümpfe genügend geschützt war.

Die Häuser waren Pfahlbauten. Durch Jagd und Fischerei, Schifffahrt und Handel — wohl auch Seeräuberei — sorgten die Männer für den Unterhalt der Familie. Der nur in geringem Maße betriebene Ackerbau lag meist in den Händen der Frauen. Ihrer Religion nach waren die Wenden Heiden, die auch in unserer Gegend den dreiköpfigen Triglav anbeteten, dessen Tempel in Stettin stand.

Mit der Einführung des Christentums in Pommern — 1124 durch Bischof Otto von Bam-



berg begonnen, der aber auf seinen Reisen Gollnow nicht berührte —, begann nun die germanische Kolonisation dieses Landes aufs neue.

In planmäßiger, praktischer Weise und mit sorgfältiger Umsicht wurde die Werbung, Hinüberleitung und Ansiedlung betrieben. Wohl von der Kirche veranlaßt, der es ja hauptsächlich darauf ankam, die bekehrten Wenden gegen Rückfall zu sichern, fanden sich zu solchen Unternehmungen Ritterbürtige, jüngere Söhne der Lehnbesitzer gerne geneigt. Gefolgt von ihren zahlreichen Dienstknechten traten sie getrost den Zug nach dem fernen, ihnen unbekanntem Lande an der Ostsee an, das ihnen mit beredten Worten so einladend geschildert war. In den vorhergehenden Verhandlungen zwischen den Räten des Pommernherzogs und den Unternehmern waren die genauen Bedingungen festgestellt worden, unter welchen ein näher bestimmtes Gebiet den Einwanderern überlassen werden sollte. Während hierdurch die Unternehmer zu Besitzern oder possessores wurden, durften sich die Kolonisten nur als Nutznießer betrachten.

Neben der Fruchtbarkeit des Bodens, die in erster Linie zur Niederlassung von Kolonisten bewog, wollte aber auch die Lage eines Ortes berücksichtigt sein. So kam es, daß auch Gollnow an der schiffbaren Ihna mit Ertrag versprechendem Hinterland, ungeheuren Wiesen- und Weideflächen sowie großem Holzreichtum in unmittelbarer Nähe noch frühzeitig genug Kolonisten aus deutschen Ländern anlockte. Daß auch sie unter Führung von Edelknechten standen haben, beweist die Tatsache, daß von Anfang an ritterbürtige Geschlechter der neugegründeten Kolonie angehörten. Eine geraume Zeit mußte jedoch noch vergehen, bevor die Kolonisten, durch neuen Zuzug verstärkt, kräftig genug waren, sich die städtischen Einrichtungen zu geben, unter denen sie in der deutschen Heimat aufgewachsen waren.

Im Jahre 1266 war dieser Zeitpunkt eingetreten, und doch dauerte es noch zwei Jahre, bis die Bestätigungsverhandlungen durch den Herzog ihren Abschluß fanden; denn erst 1268 wurde in Dambe, dem heutigen Altdamm, wo der Herzog Barnim I. der Jagd und Fischerei wegen gerne weilte, in einem feierlichen Akte die Urkunde über das verliehene Stadtrecht vollzogen, vom herzoglichen Kapellan Heinrich von Calow verlesen und den Bredeheider (Gollnower) Abgesandten ausgehändigt.

Diese Urkunde Barnims I., durch die er am 1. Juli 1268 Gollnow zur deutschen Stadt Bredeheide erhob, lautet aus dem lateinischen Texte übertragen:

Im Namen der heiligen und unzertrennlichen Dreieinigkeits. Barnim, von Gottes Gnaden Herzog der Slaven: Allen für immer.

Weil das, was für den Augenblick geschieht und bestimmt wird, zusammen mit dem

Fluß der Zeit in Vergessenheit gerät, erachten wir es für notwendig und ersprießlich, daß das, was dauerhafte Stärke bekommen soll, durch authentische Schriften so gesichert wird, daß Verschlagenheit späterer Geschlechter keine Gelegenheit findet, böshastig dagegen zu handeln. Also soll nach unserem Willen sowohl dem heutigen Geschlecht als besonders den späteren bekannt werden, daß wir unserer neuen Stadt Gollnow, die jetzt Bredeheide genannt wird, nach dem vermittelnden Ratschluß der Vasallen, unserer Diskretoren, 120 Hufen guten Ackers jenseits des Ihnaflusses gegen Wisnestruga und Podansf hin beigelegt haben, die gut gelegen und für den Ackerbau der Bürger derselben Stadt bestimmt sind. Für jede einzelne dieser Hufen soll uns jährlich ein halber Vierdung Silber (6 Schillinge) bezahlt werden. Ferner haben wir auf dieser Seite des Ihnaflusses gegen die Stadt Damm hin im Eichwalde, der auf deutsch Ekfir heißt, 30 Hufen und eine neben demselben Walde gegen Lubecin (Lübzin) gelegene Wiese der vorgenannten Stadt beigelegt, sie ihr verliehen zum freien Gebrauch als Weideplatz. Außerdem haben wir der vorgenannten Stadt und ihren Einwohnern den Ihnafluß, von der Stadt selbst ab fließend bis zum frischen Meer (Haff) mit allen Wiesen, die auf beiden Seiten (des Flusses) liegen, verliehen. Und zwar ist er nicht nur von der Stadt bis zum vorgenannten Meere für ihren freien und völligen Gebrauch bestimmt, sondern wir haben auch den Ihnafluß von dem oberhalb der Stadt befindlichen Teile bis zur Länge einer Meile aufwärts denselben Bürgern verliehen, zu ihrem und keines andern völligen und freien Gebrauch mit dem im Walde (in der Nachbarschaft, am Flußufer) wachsenden Holze bestimmt. Es sollen aber die Bürger der vorgenannten Stadt und deren Nachkommen Freiheit und Vorrecht im frischen Meer (Haff), da, wo der Ihnafluß, sein Flußbett ergießend, in das Meer selbst mündet, haben, nämlich, daß ihre und Fremder (ihrer Gäste) Schiffe, welche dort liegen, zu ihrem eigenen Vorteil frei sind, indem sie keinem gegenüber zu irgendeiner Dienstbarkeit und Nutzen davon verpflichtet sind. Und die Bürger der oft genannten Stadt sollen in der Stadt selbst das Recht haben, das auf deutsch Inninge genannt wird, und sollen jenes Recht beobachten und halten, wie es in der Stadt Stettin beobachtet wird. Und außerdem sollen sie völlig frei sein von der Bezahlung des Zolls und des Ungeldes in allen Städten und Plätzen, die in unserm Machtbereich gelegen sind.

Ferner sollen die Bürger der vorgenannten Stadt und ihre Nachkommen in allem Vorhererwähnten Magdeburger Recht haben, das sie bei ihren zu erledigenden Entscheidungen und Geschäften beobachten sollen, und dieses selbe



Magdeburger Recht sollen sie in zweifelhaften und unsicheren Punkten in Stettin suchen und beibringen. Die Freiheit aber, die neuen Städten gegeben zu werden pflegt, sollen die vor- genannten Bürger auf fünf Jahre haben — von denen zwei verstrichen sind —, während welcher sie von aller Abgabe und Zahlung jeder Art frei und ledig sein sollen.

wieder verschwunden und die alte Benennung blieb nunmehr auch für die deutsche Stadt in ausschließlicher Geltung.

Zur Erinnerung an die einzigste deutsche Benennung unserer Stadt hat der Rat einer Straße den Namen Bredeheiderstraße und dem Gründer der Stadt zu Ehren einer anderen den Namen Barnimstraße gegeben.



Herzog Barnim I. verleiht seiner neuen Stadt Gollnow am 1. Juli 1268 deutsches Stadtrecht (Nach einem Gemälde von Prof. B. Borchert, Gollnow)

Zeugen hierfür sind:

Ronrad, erster Probst der Stettiner Kirche.  
Heinrich Graf von Kirchberg.

Gobelo.

Willekin, Advokatus (Vogt) in Stettin.

Friedrich von Hinnenburch (Hindenburg).

Johannes von Klint.

Volto.

Ebulo, Ritter.

Thomas, Kämmerer.

Heinrich Bragator (Brauer).

und mehrere andere vertrauenswürdige  
Personen.

Verhandelt und gegeben in Damn im Jahre des Heils 1268 am 1. Juli durch die Hand Heinrichs von Kalow, unseres Kapellans und Notars, im Hause und Amtsgebäude und Kämmererei des Leutepriesters Herrmann.

Da der neue Name Bredeheide nur kurze Zeit neben dem alten Gollnow in Gebrauch gewesen ist, liegt die Vermutung nahe, daß die Wenden die hiesige Gegend nicht ganz verlassen haben und bei dem alten Namen blieben; denn Ende des 13. Jahrhunderts ist der neue Name

Barnim I. hatte seine neue Stadt mit großem Grundbesitz ausgestattet. Leider aber brachte ihr dieser bald Grenzstreitigkeiten mit dem älteren Stargard, dem reichbegüterten Kloster Kolbaz und dem mächtigen Stettin, die Ansprüche auf Ländereien erhoben, die unserer Stadt durch die Urkunde verliehen waren.

Hieraus erklärt sich die Veranlassung zu manchem Gnadenbrief, der eigentlich frühere Schenkungen nur wiederholt. Eine solche Schenkungsurkunde stellte Otto I. seiner lieben Stadt Gollnow im Jahre 1314 aus. Sie lautet in der Uebersetzung:

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit, amen.

Otto von Gottes Gnaden Herzog der Slaven und Rassubiens, Herr in Stettin, entbietet allen für immer seinen Gruß. An alles zu denken und nichts zu vergessen, ist eher göttlich als menschlich. Damit daher nicht die Zeitereignisse mit der Zeit zugleich dahinschwinden, ist es erforderlich, sie durch sichtbare Schrift und Zeugen zu verewigen. Es sollen also alle heute und künftig Lebenden wissen, daß wir mit Zu-



stimmung und auf Rat unserer Vasallen unserer geliebten Stadt Gollnow wegen ihrer uns so oft erwiesenen freundlichen Dienste in folgenden Grenzen Eigentum und Freiheiten geschenkt haben: zunächst von der alten Ihna an fluß aufwärts bis zur Mitte der beiden Seen Scriverstort und Stedingesbude, sodas 2 Ruten der Breite des genannten Flusses der Stadt zustehen (die zu beiden Seiten des Flusses belegenen Ländereien in einer Breitenausdehnung von 2 Ruten sind Eigentum der Stadt und sollen „ihrem Nutzen dienen“); ferner von der Mitte der genannten Seen aus geradeaus zu einer Buche, von dieser zu dem Wichmannsgraben, wo der künftig sogenannte Herzog Ottos Graben gegraben wird, von diesem Graben geradeaus zum Fluß Krampe (Crampe), diesen Fluß aufwärts bis zu einem Sulveblas (Sulveblas) genannten Ort, von hier auf einen Weg zum See Sech, von diesem See geradeaus zu dem Berge Sechensberg (Sechensberch), von diesem Berge zu der Grenzmark des Dorfes Barfußdorf (Barvodesdorp und Barvodesdorp), von dort geradeaus zu der Gemarkung des Dorfes Marsdorf (Masdorp), von hier geradeaus zu der Flur des Dorfes Buddendorf (Buddendorf), von dort geradeaus zu dem Gebiet des Dorfes Puddenzig (Pudampzik und Pudamzic), von hier geradeaus zum Stargarder Weg, diesen verfolgend bis zur Mitte zwischen den Bächen Weißer Bach (Wittenbefe) und Hamerbeke, von dieser Stelle geradeaus über die Ihna hinüber zu einem Barnimsbude (Barnempsbude und Barnimsbode) genannten Ort, von dort geradeaus zu dem „Sac“ (Sac) genannten Ort, diesen Weg verfolgend bis zum Glockenberg (Clockenberch), von diesem Berge weiter bis zu dem Berge, der oberhalb des „Loscenizh“ genannten Bruches liegt, von diesem Berge geradezu nach der Vertlichkeit Seebudenlake (Segebodelake und Seghebodelake), von hier über einen Bruch bis zum Dammschen See (Dammeschese), das Ufer dieses Sees entlang bis zur Mündung der Ihna (Vne), wo sie ihren Namen verliert; ferner schenkt der Herzog die Krüge auf beiden Seiten der Ihna mit allen Gerechtigkeiten und Nuzungen, von diesen Krügen sowohl die Wiese als auch die Holzungen bis zum Grund und Boden des Dorfes Kamelsberg (Chymel und Chymil) und zur alten Ihna. Der Herzog schenkt der Stadt dieses ganze Gebiet mit Aedern, Buschwerk, Heiden, Sümpfen, Wiesen, Weiden und allem, was durch obigen Grenzzug eingeschlossen ist, zum Gebrauche der Einwohner jener Stadt und keines Anderen zum ewigen freien friedlichen Besiz.

Außerdem werden die Einwohner jener Stadt in ihren Rechtsstreitigkeiten frei das Lübische Recht beobachten.

Damit aber dies von uns vernünftig eingerichtet von unsern Nachfolgern nicht verlegt werde, haben wir es durch Anhängung unseres Siegels erhärten lassen. Zeugen dessen sind: Herr Heinrich, Abt von Kolbak (Hinricus, abbas Colbaszensis); — die Ritter Ubesko der Aeltere und sein Sohn Konrad (Ubesco senior, Conradus Ubesco, Conradus eius filius), Gerhard von Bertekow und Konrad Flemming (Gerhardus de Bertecow [Bertekow], et Conradus Flamink [Fleming], milites); — Herr Johann Pohle und Johann Witte, unsere Hofkapläne (Johannes Polonus et Johannes Albus, nostre curie capellani); — Sezlau, unser Hofstruchseß (Sessko, nostre curie cibator); — Herr Zulbur, unser Hofmeister (Hermannus Zulbur, magister nostre camere), — und viele andere glaubwürdige Geistliche und Laien. Gegeben durch Herrn Ulrich, unsern Schreiber, und geschehen in der Stadt Dam in Jahre des Herrn 1314 am 23. Januar.“ (Datum per manus domini Ulrici, nostre notarii, et actum in civitate Dam anno domini M<sup>o</sup>C<sup>o</sup>XIII<sup>o</sup>, kalendas X<sup>o</sup> Februarii.) — Da in dieser Urkunde Gollnow nun das Lübische Recht verliehen wurde, so bedeutet das unzweifelhaft, das Gollnow 1314 Hansestadt geworden ist.

Als solche erhielt sie damals wahrscheinlich auch ihr Wappen, das alte Hansazeichen: Ein Schiff mit Steuerruder und Mast, lechterer als Nadelholzbaum gestaltet, in dessen Zweigen der Greif, das Wappentier der pommerschen Herzöge, schreitet.

Die Tage der Hanse waren für Gollnow die Blütezeit. Der Glanz jener Tage ist nicht wiedergekehrt, und die Einwohnerzahl wurde erst in neuerer Zeit wieder erreicht.

Der Siz der Hanseaten, der Seefahrer und Handelsleute, war die Wiek. Durch ihre weiten Reisen bis nach Spanien, ja sogar bis nach Ostindien und die dabei angeknüpften Handelsbeziehungen hatten es beide Stände zu großem Reichtum gebracht und bei ihren Zusammenkünften im eigenen Gildehause, dem sogenannten Seglerhause, ging es stets hoch her, wobei aber auch immer der Armen gedacht wurde.

An der Spitze der Bruderschaft standen sechs Aldermänner, die im Namen der Hanse Recht sprachen und sich ihrer Würde wohl bewußt waren.

Zu Ehren des heiligen Nikolaus, des Schutzheiligen der Seefahrer, zeigten die Hanseaten immer eine offene Hand, und der Reichtum, den ihnen die Roggen zutrug, gestattete ihnen, mit vollen Händen auszustreuen.



Als jedoch der Glanz der Hanfa verblaßte, war auch Gollnows „reiche Zeit“ vorüber. Der Dreißigjährige Krieg stürzte die Stadt und ihre Bürger in eine so ungeheure Schuldenlast, daß niemand imstande war, die durch die feindlichen Horden niedergebrannten Häuser so wieder aufzubauen, wie sie der Reichtum der Hanfa geschaffen hatte, und so ist es zu verstehen, daß in der Stadt nur wenig Zeugen des Hansa-glanzes erhalten geblieben sind.

Im Jahre 1799 hatte die Stadt noch ihre ganze Ringmauer und war durch 4 Tore, das Stettiner, Stargarder, Mühlen- und Wol-

Heute sind von den Wehrbauten der alten Zeit nur noch ein Teil des Wolliner Tores und große Strecken der Mauer mit dem Fanger, auch Pulverturm genannt, und dem Münzturm erhalten. Letzterer hält die Erinnerung an das der Stadt 1383 verliehene Münzrecht wach. Die in der Stadt geprägten Münzen führten den Namen Gollnower Weißpfennige.

Das Wolliner Tor war früher ebenfalls ein Doppeltor. Der erhaltene Hauptteil ist ein Ziegelrohbau in 4 Geschossen mit einem Sockel aus Granitquadern älterer Form. An der Röddenbergseite des Tores befindet sich die



Ansicht von Gollnow nach der Lubinschen Karte (1617)

liner Tor zugänglich. Zur Ihna führten zwei Mauerpfosten, das Wasser- und das Rüttertort. An die Wälle, die im Nordwesten der Stadt bereits im Jahre 1779 abgetragen wurden, erinnert heute nur noch die „Straße in den Wällen“.

Das Mühltort wurde am 22. Oktober 1761 durch das Granatfeuer der Russen zerstört und nicht wieder erneuert, da die Stadt an seiner Erhaltung kein Interesse hatte, weil sie hier nicht berechtigt war, den ihr für die drei anderen Tore von Otto I. im Jahre 1318 zugestandenen Zoll zu erheben. Die damals in die Mauer geschossene Bresche, die durch einen Plankenzaun geschlossen wurde, heißt noch heute das Russentort.

Das Stettiner Tor, ein einfacher Bau mit flachrunder Wölbung und Satteldach wurde 1836 beim Bau der Staatsstraße Stettin—Danzig als Verkehrshindernis beseitigt.

Aus demselben Grund fiel 1864 das Stargarder Tor beim Bau der Steinstraße nach Massow. Es war aber nicht mehr das prächtige Doppeltort der Hanfazeit, das 1864 auf Abbruch verkauft wurde.

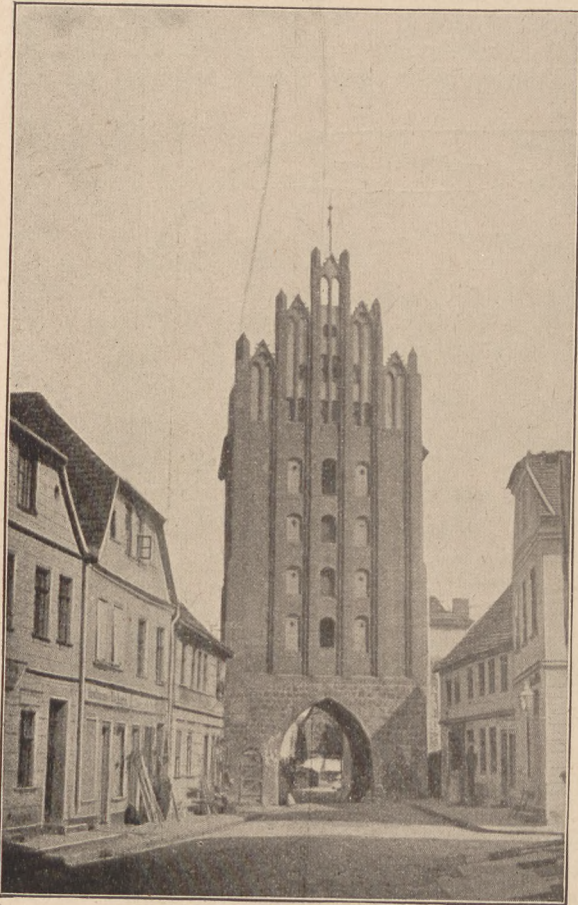
flachbogige Nische zur Führung des eisernen Fallgatters. Sie reicht bis zur halben Höhe des 25 m hohen Tores. An die schweren, eisenschlagenen Torflügel erinnern noch die eisernen Haken an der nördlichen Innenseite des Tores.

Von den Bürgerhäusern aus älterer Zeit haben nur zwei geschichtliche Bedeutung, nämlich das dem Kaufmann Manthey gehörige und das in der Wollweberstraße gelegene Haus des Kaufmanns Falk. An ihrer Stelle standen einst Johanniter-Rurien mit starken aus Feldsteinen gebauten Mauern. In dem Falkschen Hause wohnte der Schwedenkönig Gustav Adolf im Dezember des Jahres 1630. Auch der Urgroßvater des Fürsten Bismarck hat als Rommandeur der Anspach-Bayreuther Dragoner hier gewohnt. Das Haus Manthey nannte man früher „Jerusalem“. Das war ein Hinweis auf den Orden, dem sein einstiger Besitzer, der Johanniterritter „Gerhard de Golnow“ angehörte.

Der Höhepunkt der Entwicklung unserer Stadt war der Anfang des 15. Jahrhunderts. Dieser Zeit gehört auch das größte Bauwerk



der Stadt, die St. Katharinenkirche, an, deren hoher, mit Kupfer gedeckter Turm einst den Schiffen auf der See — es ist das Haff gemeint — zur Richtung diente. Bei dem großen Brande 1529, der fast die ganze Stadt einäscherte, büßte auch die Kirche ihren Turm ein. Aus dem Erlös der Kupferplatten wurde nun ein neuer Turm gebaut, aber schon 1589 legte eine Feuersbrunst, der wieder der größte



Das Wolliner Tor in Gollnow (Stadtseite)

Teil der Stadt zum Opfer fiel, auch diesen Turm in Asche. Den nach diesem Brande entstandenen Turmhelm aber vernichtete der große Brand von 1686, dem wieder der größte Teil der Stadt erlag. Jetzt mußte sich der Turm über 200 Jahre mit einem Notdache begnügen; denn erst im Jahre 1892 konnte die Bekrönung des Turmes mit dem jetzigen Helm, den 4 Giebeln und den 4 Ecktürmchen erfolgen.

Außer der Katharinenkirche besaß Gollnow im Mittelalter die St. Georgenkirche auf der Wiek und zwei Kapellen, die zu St. Spiritus und die Kapelle der „Elenden“ zu St. Michael, die aber alle dem Zahn der Zeit anheimgefallen sind. Die St. Georgenkirche, die im Jahre 1707 dem Einsturz nahe war, wurde trotz aller Schwierigkeiten, die sich dem Bau

in den Weg stellten, in den Jahren 1722—25 neu erbaut und am 24. Juni 1725 feierlich eingeweiht.

An Hospitälern, wie sie in allen mittelalterlichen Städten vorhanden waren, gab es in Gollnow das Heilige-Geist-Hospital, dessen Insassen die Pflege der Armen, Kranken und Wanderer oblag, das Hospital St. George, dessen Insassen zur Aufnahme und Pflege der Aussätzigen verpflichtet waren, das St. Gertrud-Hospital und das Elendenhaus, die beide zur vorübergehenden Aufnahme der Wanderer und Fremden dienten.

Wann die erste Schule in Gollnow ins Leben gerufen wurde, ist uns leider durch keine Urkunde überliefert worden; aber die im Kirchenregister des Jahres 1537 erwähnte Münchzelle, wie man die Schulen damals nannte, scheint schon sehr früh errichtet zu sein; denn einem Berichte zufolge hat Godfridus de Golnow, Pfarrer an der St. Pauluskirche, welcher im Jahre 1334 der Kirche zu Gollnow etliche Höfe und Hufen schenkte, das Fundament seiner Wissenschaft in der Münchzelle zu Gollnow gelegt.

Die erste Nachricht von dem Vorhandensein einer Schule nach der Reformation gibt uns der Kirchenvisitationsbescheid vom Jahre 1537. Der Unterricht dauerte damals allerdings täglich nur eine Stunde und legte das Hauptgewicht auf die Pflege des kirchlichen Gesanges. Die Schulverhältnisse waren, da der vielen Brände wegen oft Not herrschte, nur sehr mangelhaft. Einen wesentlichen Fortschritt aber brachte die im Jahre 1561 erschienene Pommersche Kirchenordnung; denn nun wurden die Knaben auch im Lateinischen und Griechischen unterrichtet, doch wurde auch jetzt noch dem Figuralgesang besondere Pflege zuteil.

Eine Mädchenschule gab es bis dahin in Gollnow nicht. Diese wurde erst 1595 auf Anregung der Visitatoren errichtet.

Wie die meisten Städte Pommerns, hatte auch Gollnow die Nöte und Schrecken des dreißigjährigen Krieges auszukosten. Als Wallenstein 1627 acht kaiserliche Regimenter in Pommern einquartierte, wurde auch Gollnow nicht verschont. Es hatte zwei Kompagnien zu Fuß, bestehend aus Wallonen, Spaniern, Franzosen und Kroaten, aufzunehmen, die arg in der Stadt hausten. Außerordentliche Steuern mußten aufgebracht und die ausgeschriebenen Kontributionen beschafft werden. Das stürzte nun die früher so reiche Stadt in Schulden. In ihrer Bedrängnis entlich sie von dem Bürgermeister Wendtland 1100 Gulden, wofür sie die Einkünfte aus den städtischen Mühlen verpfänden mußte. Erst nach drei Jahren wurde Gollnow diese bösen Gäste los, hatte nun aber unter den an die Schweden zu zahlenden Defensionssteuern zu leiden, die auch als sehr





Gollnow: Rathaus und Katharinenkirche

Aufn. Staatliche Bildstelle, Berlin



schwer und drückend empfunden wurden. Zu alledem kam noch, daß während des Krieges auch die Pest ihren Einzug gehalten hatte, die in den Jahren von 1625—28 besonders in der Stadt wütete und 2117 Menschen dahinraffte. Zum Erlöschen kam die Pest hier erst 1639, denn bis dahin forderte sie noch alljährlich ihre Opfer.

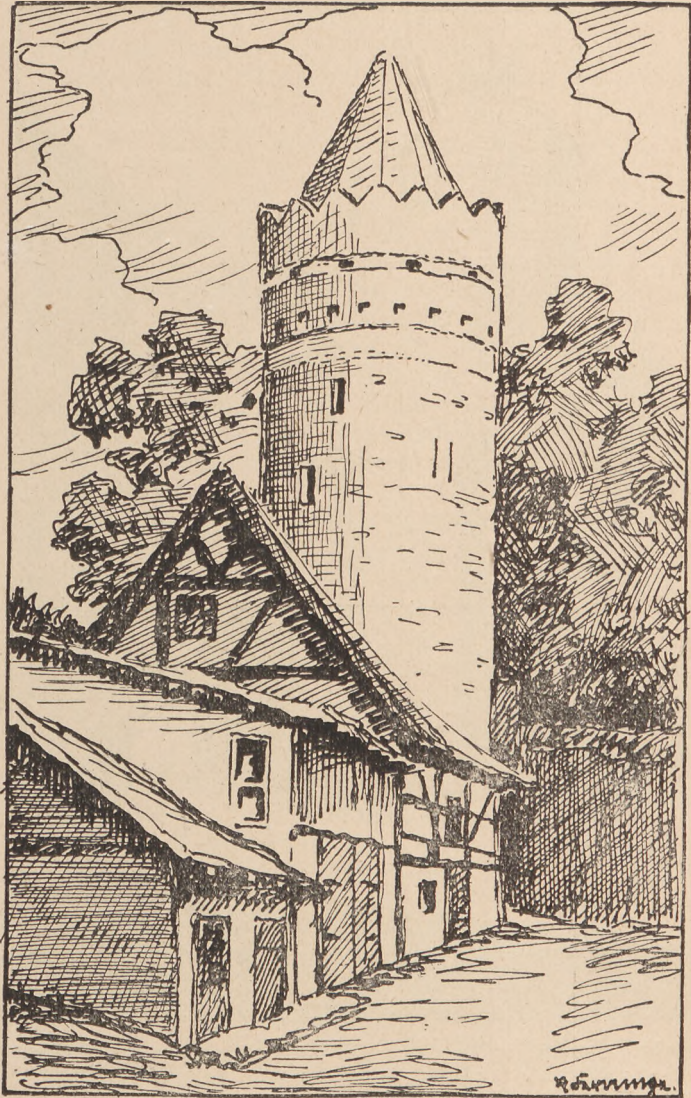
Nicht ganz so schwer und andauernd war die Bedrängnis und Not während des Siebenjährigen Krieges, doch wurde sie dadurch verschärft, daß die Bürger nun den Krieg aus allernächster Nähe zu spüren bekamen; denn im Jahre 1761 drangen die russischen Horden plündernd, sengend und mordend bis in unsere Gegend vor, und Gollnow wurde in diesem Jahre zweimal belagert und beschossen und blieb dann auch längere Zeit von den Russen besetzt, für deren Beköstigung natürlich Gollnow und die umliegenden Dörfer zu sorgen hatten.

Die dritte Leidenszeit brach für Gollnow und Umgegend mit der Franzosenzeit an. Wenn die Stadt auch von kriegerischen Ereignissen verschont blieb, so hatte sie doch schwer unter der Last der Lieferungen und nach dem Frieden zu Tilsit unter den unerschwinglichen Kriegskosten zu leiden.

Das schlimmste aber war und blieb die Einquartierung, die besonders drückend durch das unverschämte Betragen der Offiziere wie Mannschaften wurde, die oft mutwillig mehr verdarben, als ihnen geliefert werden mußte. So stieg die Not höher und höher, bis sie 1812 bei dem Durchmarsch nach Rußland ihren Höhepunkt erreichte. Bis auf den letzten Blutstropfen ausgezogen, hatten die Bewohner kaum noch etwas, den nagenden Hunger zu stillen. Die Stadt hatte eine so große Schuldenlast zu tragen, daß sie sich genötigt sah, ihre ganze Lüttkenheide abzuholzen, um die Schulden decken zu können.

Nach dem Westfälischen Frieden stand Gollnow unter schwedischer Herrschaft, der es viele Jahrzehnte angehörte; denn erst durch den Frieden zu Stockholm kam es 1720 an Preußen. Die Schweden waren ernstlich bemüht gewesen, sich das Vertrauen der Gollnower zu erwerben. König Friedrich Wilhelm I. setzte diese Politik fort. Ihm verdankte die Stadt die Anlage der beiden Kronmühlen. Eine besondere Freude bereitete er der Stadt dadurch, daß er Gollnow zur Garnison machte. Zweimal hat es im Laufe der Vergangenheit als Garnison Soldaten beherbergt und beide Male waren es berittene Truppen.

Am 1. Juli 1721 zog der Urgroßvater des „Eisernen Kanzlers“, der damals erst 26 Jahre alte August von Bismarck an der Spitze einer Kompagnie „Schulenburg-Dräger“ in Gollnow ein. Später nannte man sie die „Anspach-



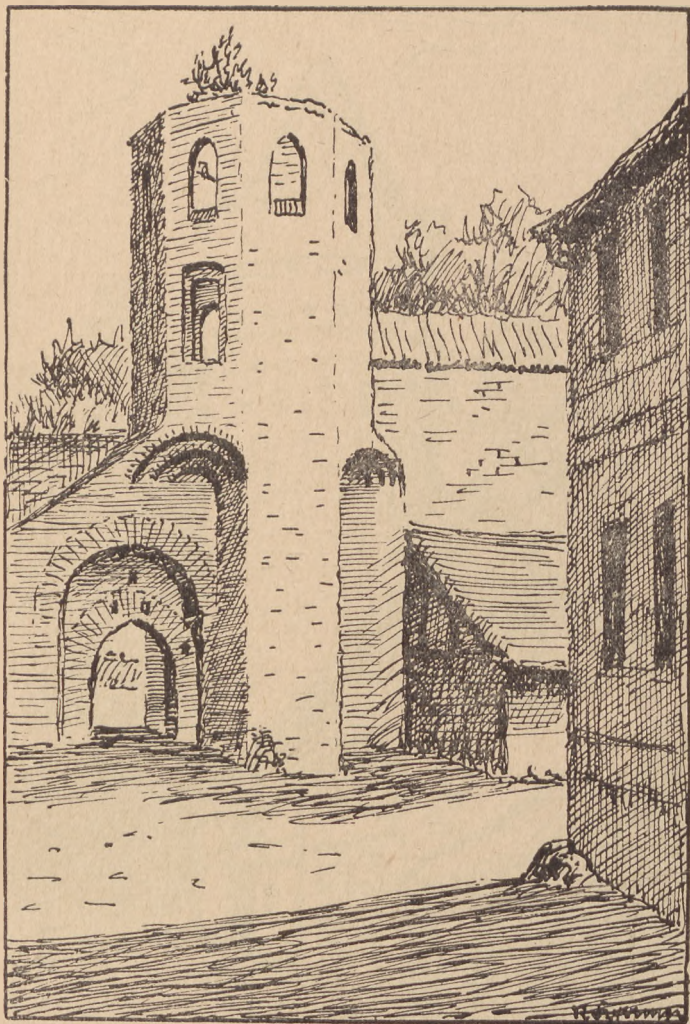
Rudolf Kramp

Pulverturm in Gollnow

Bayreuther“, aus denen schließlich die Paserwälder Kürassiere hervorgingen. Durch seine Vermählung mit Stephanie Charlotte von Dewitz gelangte er in den Besitz der bisherigen Dewitzschen Güter Kniephof, Jarchlin, Külz und Schmelzdorf. 1727 wurde er zum Major befördert, und da er 1732 als Erbe seines Vaters in den Besitz von Schönhausen kam, befand er sich in einer sehr günstigen wirtschaftlichen Lage und konnte daher auch in Gollnow in äußerst gastfreier Weise einen großen Verkehr unterhalten. Er bewohnte das in der Wollweberstraße gelegene Haus, in dem schon Gustav Adolf sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Wenn bei recht vergnügten Festen in seinem Hause die Stimmung besonders gehoben war, ließ er im Saal Dräger mit Gewehren aufstellen, die bei den zahlreichen Hochs, die ausgebracht wurden, zur Verstärkung des Tusches der Musik Salben abfeuern mußten.





Rudolf Krampe

Münzturm in Gollnow

Auch liebte es Bismarck bei diesen Festen, mit der ganzen Gesellschaft unter Vorantritt der Musik nach der Ihnabrücke zu ziehen und den dort stehenden hölzernen Strafesel der Eskadron unter Verkündigung eines Generalparadons ins Wasser werfen zu lassen.

Nach dem Abzug der Dragoner war Gollnow nun wieder längere Zeit ohne Militär. Als aber der ruhmreiche Feldzug von 1870/71 beendet war, bemühte sich auch Gollnow wieder darum, Soldatenstadt zu werden und hatte auch Erfolg damit, indem es schon 1873 die aus Frankreich zurückkehrende 1. Abteilung des 1. Pommerschen Feldartillerie-Regiments erhielt.

Drei Batterien mit 18 Geschützen und annähernd 400 Mannschaften waren es, die am 1. August 1873 von den froh gestimmten Bürgern an der Stettiner Straße empfangen und in die Stadt geleitet wurden, wo freundliche Quartierwirte die neuen Gäste aufs herzlichste begrüßten. Dieser Tag war für Gollnow ein Festtag erster Ordnung und wurde daher auch durch ein Festessen für Mannschaften und Bür-

ger in Schmidts Hotel, sowie durch ein Volksfest im Schützenhause gekrönt. Im Schützenhause hatte die Stadt drei Faß „gutes bayrisches Bier“ und Zigarren für die Soldaten gespendet und auch die Bürger sorgten dafür, daß es den Soldaten in Gollnow gefiel. Jeder hatte den Wunsch, daß die Abteilung dauernd hier in Garnison bliebe; denn vorläufig war die Garnison nur eine provisorische und die meisten Leute und Pferde waren in Bürgerquartieren untergebracht. Mit den Jahren hat sich dann eine Zusammenlegung besonders der Pferde ermöglichen lassen, indem größere Stallungen hergestellt wurden.

Das Verhältnis zwischen Bürgerschaft und Garnison war das denkbar beste, und das gegenseitige Verstehen räumte manche Schwierigkeiten aus dem Wege. Auch die Stadtverwaltung und die Körperschaften taten, was sie nur konnten, um die Garnison von der provisorischen in die feste umzuwandeln. Gollnow baute eine geräumige, überdeckte Reitbahn für etwa 2000 Taler, erstellte Arrestlokale, Stallungen und lieferte auch die Turngeräte.

Dies Entgegenkommen wurde auch an höherer Stelle anerkannt, aber die Garnison und vor allen Dingen die Militärbehörde stellten immer neue Forderungen, die sich wahrscheinlich in Gollnow nicht erfüllen ließen, und so kam es schon nach 20 Jahren wieder zur Aufhebung der Gollnower Garnison. Am 1. April 1893 wurde die Abteilung nach Kradow und sechs Monate später nach Stettin verlegt.

Es waren Tage tiefer Niedergeschlagenheit, als der 1. April 1893 immer näher rückte; denn für Gollnow war die Aufhebung der Garnison ein schwerer wirtschaftlicher Schlag. Alles was mit vielen Kosten eingerichtet war, wurde nun wertlos, und vor allem wußte man damals sofort, daß Gollnow so leicht nicht wieder Garnison werden würde. Diese Befürchtungen haben sich ja auch bestätigt.

Aus diesen Gründen fand der Auszug daher auch ohne festliches Gepränge statt, und als die letzten, die den Scheidenden die herzlichsten Wünsche mit auf den Weg gegeben und sie noch ein Stückchen begleitet hatten, zurückgekehrt waren, da zog Stille in Gollnow ein, Stille, die noch lange Zeit anhielt und erst wieder entwich, als Handel und Wandel ein schnelleres Tempo annahmen und die Industrie Gollnow wieder belebte.

So hat Gollnow im Laufe der Jahrhunderte manchen Wandel durchgemacht, hat Wohlhabenheit und Reichtum aber auch Not und Elend kennen gelernt, daß es aber die bösen und schweren Zeiten immer verhältnismäßig schnell überwinden konnte, verdankten die Bürger in der Hauptsache der Fürsorge ihrer Väter zur Hansazeit; denn ohne den



durch sie erworbenen und mit starker Hand verteidigten reichen Grundbesitz wäre es wohl nicht möglich gewesen.

Dieser Schatz, den Gollnow noch heute in seinen Wäldern, Wiesen und Feldern besitzt, ist auch jetzt den Bürgern noch Grund und Anlaß genug, der Taten ihrer Väter dankbar und in Liebe zu gedenken.

## Die Gollnower Heide als Wirtschaftsgebiet

Die Gollnower Heide, einst der Standort des Urhirsches und das bevorzugte Jagdgebiet der pommerschen Herzöge, umfaßt auch heute nach manchem Verkauf und Aufgezwungenem Vergleiche noch immer ein Gebiet von 20 000 Morgen — 5000 ha —, die von einem Forstmeister und sechs Förstern betreut werden. Wie der Holzreichtum seiner Wälder Gollnow schon im Mittelalter die mancherlei Nöte der Zeiten verhältnismäßig schnell überwinden ließ, so ist der Wald auch heute noch für das Wirtschaftsleben Gollnows von ausschlaggebender Bedeutung und mit Recht die Freude und der Stolz der Gollnower Bürgerschaft.

Dem Eisenbahnreisenden allerdings zeigt sich die Heide von ihrer dürrigsten Seite und hat da vielleicht schon manches Achselzucken ausgelöst. Wer sich aber die Mühe macht und sie mit dem Stecken in der Hand durchwandert, wird bald in der sogenannten Zweiten Heide nach Münchendorf zu und besonders in der Lüttenheide an der alten Stargarder Landstraße eines bessern belehrt sein. Der eigenartige Zauber, der ihn hier im Höllengrunde — neuerdings Herzergrund genannt — unter den dichtschatenden Buchenhängen umfängt, löst sich sicher im nahen Liebestale unter den hohen, schlanken Buchen in Lob und Preis für unsern Wald auf. Macht er nun noch der in der Nähe stehenden Hindenburgbuche, deren Krone 40 Schritte im Durchmesser mißt, und dem angrenzenden Buchenwalde nach Diedrichsdorf zu einen Besuch, dann wird er sicher sein Urteil über diesen Teil unserer Heide dahin zusammenfassen, daß er der vielgerühmten Buchheide nur wenig nachsteht. Und welcher eigenen, herzerfreuenden Anblick gewährt nicht selbst der sonst so einförmige Nadelwald, wenn das Heidetraut seine Glöckchen entfaltet und der rote Teppich, von emsigen Bienen umsummt, weithin im Herbstsonnenschein leuchtet!

Für das Wirtschaftsleben Gollnows ist aber nicht die Schönheit der Heide, sondern der Ertrag aus derselben von Bedeutung, und dieser setzt sich aus verschiedenen Posten zusammen.

An erster Stelle steht hier der jährliche Einschlag, der sich in den sechs Forstbezirken durchschnittlich auf 12 000 Festmeter beläuft, wovon ca. 9—10 000 Festmeter als Nutzholz in Frage kommen, die zum größten Teile in

den hier schon frühe erbauten zahlreichen Sägewerken verarbeitet werden und so auch vielen Hunderten von Arbeitern und Handwerkern Arbeit und Brot geben.

Von größerer Bedeutung aber wurden für unsere Stadt die in neuerer Zeit errichteten Möbelfabriken und großen Baugeschäfte, die der Holzreichtum der Heide hier erstehen ließ.

Eine der ältesten Fabriken dieser Art ist die Stuhlfabrik Franz Pilz Nachfl. (Inhaber Hermann Wiszmann), die am nördlichen Stadtausgange zu beiden Seiten der nach Swinemünde führenden Bäder-Chaussée liegt. Sie ist noch heute die größte Stuhlfabrik Deutschlands und auch eine der ältesten; denn die Entstehung des Unternehmens reicht über 60 Jahre zurück.

Die Erzeugnisse dieses Werkes, Sitzmöbel in einfacher und mittlerer Ausführung, finden in allen deutschen Gauen an Wiederverkäufer Absatz und gingen früher in bedeutendem Umfange auch ins Ausland und zwar vor allen Dingen nach Holland und in die Kolonien.

Das Werk, dessen Arbeits- und Lagerfläche ca. 31 000 qm umfaßt, verarbeitet ausschließlich einheimische Hölzer wie Buche, Eiche und Birke, die zum größten Teile aus pommerschen Wäldern stammen, und beschäftigt dauernd ca. 250 Arbeitskräfte.

Was aber Unternehmerwille und Zielstrebigkeit mit Sachkenntnis und Genialität gepaart im Wirtschaftskampfe vermögen, das bewies der aus dieser Fabrik hervorgegangene Begründer und Inhaber der W. Laabs'schen Fabrik für Holzbearbeitung, der dies Werk gleichsam aus dem Boden stampfte und in verhältnismäßig kurzer Zeit nicht nur zu einem der modernsten Großbetriebe Deutschlands machte, sondern das junge Unternehmen auch mit Umsicht und geschickter Hand durch alle Klippen und Widerwärtigkeiten der Inflationszeit sicher und zielbewußt hindurchsteuerte.

Da es fraglos manchen Leser von „Unser Pommernland“ interessiert, einmal einen Blick in solches Riesenunternehmen zu werfen, wollen wir an der Hand eines Sachkundigen einen Rundgang durch die Lager und Hallen unternehmen und uns dabei von ihm ein klares Bild von dem Umfang des in diesem Werk durchgeführten Fabrikationsprogramms geben lassen:

„Die Möbel dieses Werkes sind die Erzeugnisse einer reiflich durchdachten Fabrikation, die vom Fällen des Rundholzes in zum Teil eigenen Waldungen bis zur Auslieferung der fertigen Möbel in einer Hand liegt. Für den Bedarf dieses Werkes werden keine Bretter, keine Furniere und Sperrplatten eingekauft, sondern nur Stämme. Der Einkauf der Hölzer geht in die Hunderttausende.



Ungefähr 30 Elektrokarren mit Anhängern besorgen den Transport aller Werkstoffe und Fertigwaren auf dem eigenen Betonstraßennetz, das sich in langen Zeilen durch das ganze Fabrikgelände hinzieht. Vom Lastzug und Waggon wandern die Stämme auf die riesigen Lagerplätze. Mit spielender Leichtigkeit fassen die Klauen großer Kräne die Ladungen, um die Stämme und Blöcke an den richtigen

werden geschnitten. Viele machen auch mit den Schäl- und Messermaschinen Bekanntschaft, um nach einem Dämpfprozeß zu Furnieren oder Sperrplatten verarbeitet zu werden; denn auch die für Sperrplatten bestimmten Stämme werden geschält, da hierbei fast ohne Abfall gearbeitet wird. Die so geschälten Platten wandern nun durch bis auf 120 Grad erhitzte Trockenräume, um als Furnier oder zu Sperrplatten



Von H. u. R. Witzler

An der Ihna in Gollnow

Platz zu heben. Da liegen die guten Eichenstämme neben schlanken Fichten, Pappelriesen neben Blöcken vierkant geschnittenen Mahagoniholzes und uralt anmutenden Wurzelknollen von kaukasischem Nußbaum.

In einer gigantischen Halle in Reih' und Glied aufgestellte Vertikalgatter zerlegen den ganzen Stamm in einem Arbeitsgang in Bretter. Von hier aus wandern die Bretter auf die Stapelplätze, wo sie in unübersehbarer Menge zu beiden Seiten der Betonstraßen lagern, um auszutrocknen. Jahrelang haben sie Zeit, um die für die Fertigfabrikate so schädlichen eigenen Säfte auszudunsten. Hunderte von Metern ziehen sich die Fronten haushoch gestapelter Bretter hin. Haben die Bretter eine entsprechende Lagerzeit hinter sich, so werden sie in die erforderlichen Längen geschnitten und wandern für einige Tage in 8 riesige Trockenkammern, wo sie die letzten Reste an Feuchtigkeit verlieren; denn diese Trockenräume sind so konstruiert, daß die ausgedünstete feuchte Luft ständig abgefogen und durch trockene Heißluft ersetzt wird.

Von den Trockenkammern aus geht der Weg dieser Bretter nun an die verschiedensten Arbeitsmaschinen. Aber nicht alle Stämme

verleimt nochmals durch Trockenräume zu gehen, wo die durch das Verleimen entstandene Feuchtigkeit verdunstet wird. Zum Furnieren der profilierten Leisten sind allein fünf große Furniermaschinen erforderlich. Eine besondere Abteilung ist die Holzbiegerei, in der die Rundungen für die Aufsätze und dergleichen gebogen werden.

Wie diese Vorarbeiten alle mit den neuzeitlichsten Maschinen und technischen Hilfsmitteln erledigt werden, so geschieht es auch in der Fabrikation. Fast in jedem Arbeitsgang sorgt eine Maschine für allerfeinste Erledigung und genauestes Passen zum Ganzen. Für die Einzigartigkeit des Betriebes spricht schon die Tat-

sache, daß ein Teil der Maschinen erst eigens für dieses Werk erfunden und erbaut werden mußte. Nur Arbeiten, bei denen die menschliche Hand noch nicht durch Maschinen zu ersetzen ist, werden von Hand ausgeführt. Dazu gehört das Polieren der Edelh Holzflächen. Zwar sind auch hier große Poliermaschinen reger in Tätigkeit, aber den letzten Schliff, den wirklichen Hochglanz erhalten die Möbel von Menschenhand.

Sind alle Einzelteile fertiggestellt, beginnt das Zusammenfügen am laufenden Band, das den Rohbau des Möbels von Hand zu Hand führt, und jede Hand fügt nun ein genau eingepasstes und bestens verarbeitetes Teil zum Ganzen, bis am Schlusse das fertige Stück vor uns steht.

Von dem unbeugsamen Willen des Führers dieses Werkes, seiner 450 Mann starken Gefolgschaft das ganze Jahr hindurch Arbeit und Verdienst zu erhalten, kündigt die 3500 qm umfassende Ausgleichshalle, in der die fertigen Möbel Platz finden, bis größere Nachfrage Ansprüche an sie stellen, und so ist mit der Gewähr für schnelle Lieferung vor allem dem Gefolgschaftsmitglieder die Sorge genommen, nur „saisonweise“ beschäftigt zu sein, und diese Einrichtung



trat in kritischen Zeiten schon des öfteren in wohlthuende Erscheinung.

Um den Strom für Licht, Kraft und Heizung zu erzeugen, leisten drei Lokomobilen und eine besondere Kesselanlage hier ihre gewaltige Arbeit, und im Schaltraum des Werkes glaubt man sich in den eines Elektrizitätswerkes einer mittleren Stadt versetzt. Ja selbst die Schlosserei, obwohl sie nur der Reparatur der Werkzeugmaschinen zu dienen hat, muß hier schon als Maschinenfabrik angesprochen werden, und bei dem Umfang und den Riesenleistungen des Werkes ist uns der Hinweis, daß sich die Fabrikate auch über die Grenzen des Reiches hinweg durchsetzen können, eine Selbstverständlichkeit“.

Zu den Großbetrieben, die Gollnow in der Hauptsache dem Holzreichtum seiner Wälder verdankt, gehört auch das von F. Klitzing 1910 begründete Baugeschäft mit Sägewerk und Bautischlerei, aus dem sich nach harten Wirtschaftskämpfen und manchen Schicksalsschlägen während der Systemzeit dann 1929 die Möbelfabrik entwickelte, in der heute schon 150 Arbeitskräfte beschäftigt werden. Die in diesem Spezialunternehmen der Möbelindustrie, einem der größten in Nord- und Ostdeutschland, hergestellten handgemaserten, also imitierten Schlafzimmernmöbel kommen jährlich innerhalb des Reiches zu Tausenden von Schlafzimmereinrichtungen zum Versand, und der sich stets steigende Umsatz bietet auch hier den Gefolgschaftsmitgliedern Gewähr für dauernde Beschäftigung, ein Faktor, der sich auch im Wirtschaftsleben der Stadt wieder segensreich auswirkt und in der heutigen Zeit von besonderer Bedeutung ist.

Der günstige Umstand, daß die Gollnower Heide, in enger Nachbarschaft mit den staatlichen Forsten Hohenbrück-Stepenitz und Pütt und der Stargarder Stadtforst, der Standort für Rot- und Schwarzwild ist und auch hier stets eine geordnete Wildhege getrieben wurde, machte die verschiedenen Jagdbezirke schon seit älteren Zeiten begehrenswert und zeigt sich auch heute noch in den namhaften Jagdpachten von ca. 8000 RM., die dem Stadtsäckel dafür zufließen, und da schätzungsweise das erlegte Wild, das der Volksernährung zugute kommt, diesen Betrag annähernd deckt, so sehen wir, daß die Heide auch in dieser Hinsicht für das Wirtschaftsleben von Bedeutung ist.

Bei den laufenden Waldarbeiten, Holzschlag, Kulturen, Schädlingsbekämpfung usw., werden in der Heide durchschnittlich 60 männliche und 60 weibliche Arbeitskräfte beschäftigt.

Die Bekämpfung des Eulenfraßes, der ca. 2000 Morgen bedrohte, erforderte leider in den letzten Jahren für die Arsenbestäubung aus dem Flugzeug eine bedeutende Summe, die aber gut angelegt ist, da die Gefahr dadurch abgewendet wurde. Auch die Nonne, die vereinzelt auftrat, ist jetzt im Absterben begriffen.

Die Nebennutzung des Waldes, die der ärmeren Bevölkerung durch das Einsammeln von Raff- und Leseholz und die Stubbenrodung



Aufn. v. R. Wilzer

Am Denkmalplatz in Gollnow

in der Hauptsache die nötige Feuerung liefert, wirkt sich aber durch die Pilz- und Beerenlese, für die 200 Zettel ausgegeben werden, auch zur Belebung der Wirtschaft aus. Tausende von Reichsmark werden auf diese Weise gewonnen und gestatten den Einkauf notwendiger Waren, deren Beschaffung sonst aus Geldmangel unterbleiben müßte. Viele Hunderte von Zentnern an Blau- und Preiselbeeren wandern alljährlich durch die zahlreichen Aufkäufer in die Großstädte, in die Marmeladenfabriken und andere Betriebe und dienen so der Ernährung des deutschen Volkes. Die blühende Heide, ein Quell der Freude für den Naturfreund, ist für den Imker von besonderer Bedeutung. Holen doch seine Völker daraus nicht nur den nötigen Ueberstand für den Winter, sondern bezahlen ihn darüber hinaus für seine Müheverwaltung in guten Jahren durch reiche Erträge an Honig und Wachs, die volkswirtschaftlich heute wieder von besonderer Wichtigkeit sind.

Bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung des Waldes ist es daher auch stets der verantwortungsbewußten Stadtverwaltung oberster Grundsatz gewesen, trotz der zeitbedingten größeren Inanspruchnahme des Bestandes dafür Sorge zu tragen, daß der Waldbesitz ungeschmälert den kommenden Geschlechtern erhalten bleibt.



## Die Kultivierung der Gollnower Moore

Von Techn. Stadtspektor Walter Kausch.

50 Jahre lang hatten verschiedene Interessenten-Gruppen um das Projekt der Gollnower Ichnawiesen-Eindeichung gestritten, bis dann im Jahre 1927 die Stadtverwaltung Gollnow selbst, als Eigentümerin ausgedehnter Wiesen- und Moorflächen, die Verwirklichung des Unternehmens trotz großer Widerstände mit allen Mitteln zu ermöglichen suchte.

Heute, nachdem die durchgeführten Maßnahmen sich bereits fühlbar zum Wohle der Volkswirtschaft auswirken, verdient es hervorgehoben zu werden, daß neben der Förderung staatlicher Stellen und der Unterstützung einiger weitblickender Landwirte, vornehmlich des damaligen größeren Besitzes, die Stadt Gollnow es war, die, um eine weitere Verschleppung des Projekts zu verhindern, sich selbst zum einstweiligen Träger des Unternehmens, der erst später gebildeten Genossenschaft zur Bodenverbesserung der Ichnawiesen, aufwarf. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Projekt zahlreiche andere Gemeinden des Kreises Rangard bis hinunter zum Damansich und selbst noch den Kreis Randow berührt. Mitbestimmend war auch die Sorge der Stadtverwaltung, bei den immer mehr ansteigenden Erwerbslosenziffern neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen.

Wie sah es denn vorher im Gollnower Gebiet aus? Gollnow hat infolge seiner Lage weite Wiesen- und Moorflächen, die im Hochwassergebiet der Ichna und des Damansich liegen. Diese Flächen waren vor der Kultivierung in der Hauptsache mit Seggen und Sumpfpflanzen bestanden, die zwar große Mengen Heues, jedoch mit geringem Futterwert lieferten.

Unter welcher schwierigen Verhältnissen aber oft die Heuwerbung vor sich ging, wenn sie nicht überhaupt unmöglich gemacht wurde, veranschaulicht untenstehendes Bild.

Daß diese Art der Heuwerbung nicht zu den Seltenheiten gehörte, wird auch bewiesen durch die in den höher gelegenen Gebieten Gollnows noch nach der im Jahre 1858 abgeschlossenen Separation zahlreich vorzufindenden Heutrockenplätze. Das aus dem Wasser gezogene Gras mußte damals kilometerweit auf diese Trockenplätze gebracht und hier geerntet werden.

Wenn man die in den Akten der Stadt Gollnow befindlichen, bis zum Jahre 1878 zurückgehenden Berichte der durch die Ueberschwemmungen hart betroffenen Landwirte liest, dann muß man sich fragen, wie es nur möglich war, daß ein Unternehmen von solch großer wirtschaftlicher Bedeutung nicht früher in Angriff genommen und durchgeführt wurde.

Als Erklärung kann nur gelten, daß man in damaliger Zeit diesen Flächen nicht die ihnen zukommende Beachtung geschenkt hat.



Wiesen in der „Halben Meile“ rechts der Ichna 3 km unterhalb der Stadt. September 1931. Wlfr. Kausch

Welch große Bedeutung aber die bessere Nutzbarmachung und Kultivierung solcher Wiesen als Grundlage für die Viehhaltung hat, braucht heute nicht besonders betont zu werden.

Da für die Erzeugung eiweißreicher Klee- und Grasarten auf diesen Wiesen- und Moorflächen der unbedingte Ueberschwemmungsschutz unter gleichzeitiger Absenkung des Grundwasserstandes bis zu einer dem Wachstum der Pflanzen förderlichen Grenze Vorbedingung war und solch großzügige Anlage aus eigenen Mitteln der Beteiligten nicht finanziert werden konnte, wurden die Voransetzungen für die Kultivierung, nämlich Deichbau und Entwässerungsanlagen, unter Förderung staatlicher Stellen mit staatlichen bezw. Bodenkulturmitteln geschaffen.

Diese Darlehen, welche zunächst der Stadt Gollnow als Trägerin des Gesamtunternehmens zur Verfügung gestellt und die später auf die dann zustandgekommene Bodenverbesserungsgenossenschaft umgeschuldet wurden, sowie die folgenden Kultivierungskredite sind langfristig und zu ermäßigtem Zinsfuß hergegeben worden, so daß es an der tatkräftigen Förderung staatlicher Stellen schon damals nicht gefehlt hat.

So konnte bereits im Jahre 1930 neben zahlreichen Privatflächen ein der Stadt Gollnow gehörendes Wiesengebiet am unteren linken Ichnalauf von 650 Morgen bei einer Flächenausdehnung von 3,2 km Länge und 0,5 km Breite aus einem der Genossenschaft zur Verfügung gestellten großen staatlichen Meliorationskredit neu kultiviert werden. Es handelte sich auch hier um Wiesen, die vorher in gewissen Abständen der Ueberschwemmung und Versumpfung ausgesetzt waren, zum anderen Teil war es bereits in früheren Jahren ausgeoertes Moor, welches Erträge so gut wie gar nicht abwarf.

Aber erst heute, wo der Staat die Belange der Landwirtschaft im Interesse der Volksernährung mit allem Nachdruck zu fördern bestrebt ist, besteht die begründete Aussicht, daß die im Rahmen dieses Projekts auf genossenschaftlicher Grundlage in den Deichbauten investierten Kapitalien auch wirklich durch reiflose Ausföhrung der Folgeeinrichtungen voll ausgenutzt werden.

So wurde die Stadt Gollnow durch direkte Gewährung eines zinsverbilligten Meliorationskredits aus Mitteln zur Förderung der Landeskultur im Vorjahre in die Lage versetzt, wiederum 460 Morgen Niedermoor durch Umbruch, Düngung, Neuanfaat und Binnenentwässerung zu hochqualifizierten Wiesen umwandeln zu können. Es sind dies vornehmlich die in den Bildern festgehaltenen Flächen des städtischen Zinsbruches.

Wo vordem noch im September des Jahres (1931) die Heuhaufen im Wasser versumpften, wo vordem Mitte Februar (1932) dieselben Haufen im Eise eingefroren bildlich festgehalten wurden, in demselben Gebiet zog in den ersten Junitagen dieses Jahres die Mähmaschine über die endlosen Flächen, während bereits Mitte des Monats hochbeladene Heuwagen bis in die späten Abendstunden, zeitweise in ununterbrochener Folge das wertvolle Futter des ersten Schnittes ostwärts durch die Stadt rollten. Die Stadt Gollnow mit ihrem Wiesenreichtum hat hier vorbildliche Pionierarbeit geleistet.

Dadurch, daß die in Kultur gebrachten eigenen Flächen stadtseits auch weiter in Pflege gehalten werden, wozu die alljährlich maschinell durchgeführte Düngung und das Walzen sowie die Binnenentwässerung, Unkrautbekämpfung usw. gehörten, wird eine Verpachtung der Wiesen auch an entfernt liegende bäuerliche Betriebe anderer Gemeinden in den wiesennahen Gegenden weiter oberhalb der Stadt möglich und somit ein gesunder Ausgleich im Interesse der Gesamtwirtschaft geschaffen.

Interessant ist ferner ein kurzer Hinweis auf den Ertragszugang, der sich nicht zuletzt in den der Stadt erwachsenen Einnahmesteigerungen ausdrückt.





Das „Zinsbruch“ rechts der Jhna 10 km unterhalb Gollnow.  
September 1931

Aufn. Raufsch



Das „Zinsbruch“ Juni 1936

Aufn. Raufsch

Während auf den vorerwähnten Flächen vor der Kultivierung durchschnittlich je Morgen 10–12 RM. an Pacht erzielt wurden, so werden dieselben Wiesen heute mit einem Jahrespachtdurchschnitt von 35–40 RM. je Morgen nicht zu teuer bezahlt, was nach Abzug der Aufwendungen einer Einnahme- und somit einer Ertragssteigerung von mehr als 100 % gleichkommt; ein Erfolg, wie er augenscheinlicher nicht ausgedrückt werden kann. Auch die früher von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Befürchtungen, daß bei enormen Ertragssteigerungen auf solch großen Flächen eine Verstärkung des Aufnahmemarktes und somit ein Abgleiten der Heu- und Pachtpreise wahrscheinlich sein würde,

sind unbegründet gewesen; es ist im Gegenteil als Folge dieses Mehrangebots erfreulicherweise durchweg mit der Besserung der landwirtschaftlichen Betriebe eine Vergrößerung des Viehbestandes eingetreten.

Dieser Tatsachenbericht zeigt, wie jahrzehntelang vernachlässigte Werte bei richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung volkswirtschaftlich nutzbar gemacht werden können, wodurch gleichzeitig ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Verbreiterung der Ernährungsgrundlage des deutschen Volkes geliefert wird, was letzten Endes wiederum einen weiteren Schritt bedeutet zur Erreichung des Zieles „Sicherstellung der Volksernährung im eigenen Lande“.

## Ernst Gollnow / Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage

Von Superintendent Ferdinand Gnade, Bergen

Auf dem neuen Friedhof in Gollnow liegt ein Grab, an dem ich nicht vorüber kann, ohne sinnend stehen zu bleiben. Es liegt dicht an der Kapelle. Einen Ehrenplatz hat man ihm eingeräumt. Es birgt die sterblichen Reste eines Mannes, den man für wert hielt, ihn noch im Tode zu ehren. So dankte die Stadt Gollnow ihm für das, was er ihr gewesen.

Einen guten Menschen Freund nennen zu können, ist etwas Großes, aber einen bedeutenden Menschen zum Freunde zu haben, ist noch mehr. Freilich, das volle Verständnis für seine Bedeutung geht einem erst später auf. Und doch empfindet, genießt man sie. Und so fühle ich noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, den Glanz und die Erquickung, die von ihm ausgingen, ob man unter seiner Kanzel saß oder in seinem Konfirmandenunterricht, oder ob ich in seinem Studierstübchen vor ihm sitzen oder ihn auf seinen Gängen begleiten durfte. Immer spürte man den großen Gelehrten, den Dichter und vor allem den feinen, gütigen Menschen. Der alte Herr mit dem weißen Haar und dem weißen Bart und den feingeschnittenen, durchgeistigten Zügen und den leuchtenden Augen hatte immer etwas zu geben. Es gibt strahlende Menschen! Und er war ein

Mensch, der immer strahlte, Geist, Reinheit, Vornehmheit und Güte!

Doch nicht nur die persönliche Dankbarkeit hat mir die Feder in die Hand gedrückt. Vielmehr die Bedeutung, welche Superintendent Dr. Ernst Schulze für die Entwicklung unserer Stadt Gollnow hat, der seine Kraft und Liebe 25 Jahre gegolten hat, erst recht die Bedeutung, welche er für das Kulturleben der Heimat hatte, geben mir ein Recht, ihm an dieser Stelle ein Ehrendenkmal zu setzen. Gerade jetzt, wo das Verständnis für Heimat, Blut und Boden so stark geworden ist, verdient er es, der die Heimat so treu liebte und mit solcher innigen Hingabe die Vergangenheit und die Geschichte seiner Heimat erforschte, der Gegenwart wieder in die Erinnerung gebracht zu werden.

Ernst Wilhelm Schulze ist am 30. Juli 1837 zu Tribsees in Neuborpommern geboren. Sein Vater, der Theologie studiert und auch die theologischen Prüfungen abgelegt hatte, war dort Rektor der Stadtschule, starb aber bereits, als der Sohn 4 Jahre alt war. Die Erziehung des Knaben und seines einzigen Bruders lag ganz der resoluten, aus einer bekannten medlenburgischen Arztfamilie stammenden Mutter ob. Seine erste Ausbildung empfing er in der Stadtschule seiner Geburtsstadt. Noch in seinem Alter versicherte er, daß er die Grundlagen



seines umfangreichen und festen Wissens dem ersten Elementarunterrichte verdankte. Mit seinem 14. Jahre erst kam er auf das Gymnasium in Greifswald. Mit 19 Jahren bestand er das Abiturientenexamen. Sein Abgangszeugnis weist im Deutschen, Lateinischen und in der Mathematik die Prädikate „vorzüglich“ auf. Von 1857 ab studierte er in Greifswald, dann in Breslau Theologie und Philologie. Besonders die Jahre in Breslau waren ihm für sein ganzes Leben bis in das Alter hinein in dankbarer, froher Erinnerung. Ein fröhlicher, flotter Bursch ist er gewesen, Mitglied der Burschenschaft „Arminia“, gern gesehen im Kreise seiner Freunde durch seinen für alles Schöne und Edle aufgeschlossenen Sinn, durch Geist und köstlich seinen Humor, der ihm bis in das Alter hinein blieb. Kein Wunder, daß er viele Freundschaften fürs ganze Leben fand und daß die frohe Jugendzeit bis ins Alter hinein ihre Strahlen entsandte. Ich erinnere mich noch, wie begeistert der jugendfrische Greis wurde, wenn er von seiner Breslauer Zeit erzählte, wenn er mit blitzenden Augen und fröhlichem Lachen in der Erinnerung kramen und Freundschaft und Freude, Jugend und Wanderlust hervorholen konnte aus den Schätzen, die er in seinem reichen Herzen trug. Wer den frischen Studenten kennen lernen will, der lese seinen Briefwechsel mit Emin Pascha, dem berühmten Afrikaforscher, seinem einstigen Studienfreunde. (Abgedruckt im Reichsboten 105 des Jahrgangs 1890.) Schade, daß das seinem Freunde in die Wüste Afrikas gesandte Gedicht der Vergessenheit anheimfallen wird. Der 50-jährige erinnert darin seinen Jugendfreund mit einer Frische, als sei es gestern geschehen, an die frohe Studentenzeit. Doch nicht nur Frohsinn und Heiterkeit war seine Studienzeit gewidmet, sondern auch ernsten, umfangreichen Studien, wie er ja alles, was er tat, mit ganzer Hingabe an die Sache vollbrachte. Die beiden gut bestandenen theologischen Prüfungen und seine Doktorpromotion legen davon Zeugnis ab.

Dann folgte bald auf die Vorbereitungszeit der ernste Beruf. Nach sechsjähriger Tätigkeit in Lauenburg und Robe bei Treptow an der Rega wurde er 1871 zum Oberpfarrer in Labes berufen. Hier fand er seine treue Lebensgefährtin, eine Gräfin Prebentow, die ihm im glücklichen Familienleben bis an sein Lebensende treu verbunden war. Man muß ihn im Kreise seiner Familie gesehen haben, um zu verstehen, was dieses Familienleben ihm bedeutete.

Hier in Labes ist er auch mit seinen ersten schriftstellerischen Erzeugnissen an die Öffentlichkeit getreten. Einer seiner Kritiker hat einmal später von seinen Arbeiten gesagt, daß in ihm von vornherein der Dichter und Forscher in glücklicher Weise miteinander verbunden

seien. Was der Forscher in einem Leben eingehendster Untersuchungen zutage gefördert hatte, das bot dem Dichter willkommenes Material, es im Geiste der vergangenen Zeit neu zu gestalten. Ich füge hinzu: Und aus allem leuchtet uns sein Wesen entgegen, ein offener Geist, tiefes, frommes Gemüt, fröhlicher Humor und ein Herz voll Liebe zu Heimat und Vaterland.

„Deutsch und welsch, ein poetischer Zeitspiegel“, so nennt sich sein erstes, im Verlage von Rudolf Hoffmann in Breslau erschienenes Werk. Schade, sage ich auch hier, daß unter der Fülle der Neuerscheinungen ein solches Werk der Vergessenheit anheimfällt, zumal es uns in unserer heutigen Zeit so viel zu sagen hat. Behandelt es doch auf dem geschichtlichen Hintergrund des Krieges 1870/71 den tiefen, wesentlichen Unterschied zwischen dem Deutschtum und Franzosentum. Nicht die Spitzen der Völker hat er als handelnde Personen ausgewählt, sondern dieselben dem Bürgerstande entnommen, weil in ihm sich der Nationalcharakter am treuesten widerspiegelt. Und gerade dadurch gewinnt die vorgeführte Handlung für uns solchen Wert, daß sie sich von aller Uebertreibung und Einseitigkeit fern hält. Was der Philosoph in klarem, nüchternem Denken gefunden hat, das gibt der Dichter in schöner, edler Sprache wieder. — Uns, die wir an unserm Landsmann hängen, muß es mit Stolz erfüllen, wenn wir lesen, mit welcher Anerkennung Ernst Schulkes erste Gabe an sein Vaterland aufgenommen wurde. Schreibt doch der „Allgemeine literarische Anzeiger“ von ihr: Eine sehr ehrenvolle Stelle unter den poetischen Erzeugnissen aus der Zeit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches nimmt vorliegende Dichtung ein.

In seiner zweiten Dichtung, welche 1880 in Berlin bei Wiegandt erschienen ist, tritt uns wieder der Mann entgegen, der an dem Geschehen seiner Zeit innigen Anteil nimmt, es mit den Augen des Philosophen und Forschers ansieht und mit der Hand des Dichters gestaltet. „Zwischen Tiber und Spree“ führt uns in den sogenannten Kulturkampf ein, in den Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, oder vielleicht besser gesagt, zwischen Ultramontanismus und Deutschtum. Auch hier freuen wir uns der großen Anerkennung, die der Dichter gefunden hat. Die Schönheit der Sprache, das klare Erfassen der Gegensätze und der versöhnliche Geist mußten ihm die Anerkennung sichern. „Solche Kunstwerke veralten nie“, sagt einer seiner Kritiker. Schade, immer wieder schade, daß das Neue das Alte doch so oft verdrängt. Auch dieses Werk hätte uns in der Gegenwart vielleicht manches zu sagen.

Doch verweilen wir nicht länger bei dieser Zeit in Labes. Für uns und für dieses Heft ist



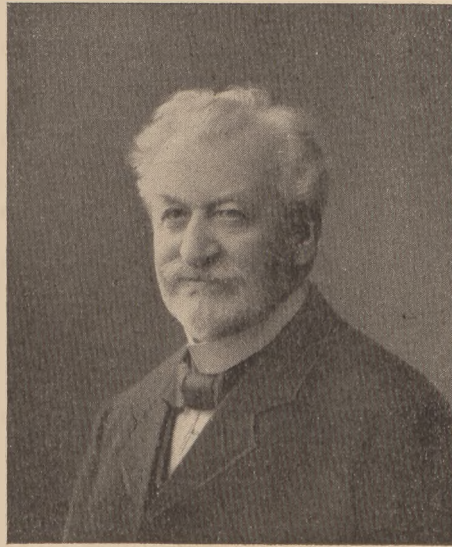
die Gollnower Amtszeit die wichtigste.

Am 14. Januar 1885 wurde Ernst Schulke zum Superintendenten des Kirchenkreises Gollnow bestellt. Gleichzeitig erfolgte seine Ernennung zum Kreis Schulinspektor. Das war ein schwerer Einzug in Gollnow. Ein Kind war kurz vor dem Umzug gestorben. Die Eltern wollten dies Kindlein nicht allein zurücklassen. So hielt die Familie ihren Einzug in Gollnow mit der Leiche ihres Kindleins. Gewiß ein Vorzeichen, bei dem dem Vater hange werden konnte. Was würde das neue Amt und die neue Heimat bringen? Und es wurden 25 reich gesegnete Jahre! Gollnow erkannte sehr bald, was es an seinem Superintendenten hatte und dankte es ihm!

Wenn man die 25 Jahre seines Waltens in Gollnow unter dem Gesichtspunkt ansieht, was er für Gollnow geschaffen hat, so muß man sagen: Er ist einer von den Wenigen gewesen, denen es vergönnt war, eigentlich an allen Werken der Entwicklung des kulturellen Lebens Gollnows regsten, ja führenden Anteil zu nehmen. Das gilt schon von dem äußeren Stadtbild. Jeder, der mit der Eisenbahn die Stadt berührt, weiß, daß Gollnow sein Gepräge erhält durch seinen Kirchturm. Wenn der Zug aus dem Walde hervorkommt in die offene Landschaft, so liegt vor seinen Blicken die Stadt lieblich und freundlich — und der alles überragende Kirchturm ist es, der die Stadt so freundlich erscheinen läßt. Ich habe schon oft meine herzliche Freude daran gehabt, im Zuge von Mitreisenden, die zum ersten Male Gollnow sahen, einen Ausruf des Erstaunens und Bewunderns zu hören über das Bild, das sich ihren Augen darbot. Man kann Gollnow sehen, von welcher Seite man will, überall wirkt der Kirchturm nicht so, als ob er in die Landschaft hineingebaut wäre, sondern als ob er aus der Landschaft herauswüchse. Künstlergeist ist es gewesen, der diesen Turm geschaffen hat. Und dieser Künstler war — das soll ihm unvergessen bleiben — Ernst Schulke. Die ersten Entwürfe stammen von seiner Hand. Um sie zu finden, hat er weite Reisen durch Süd- und Mitteldeutschland gemacht. Sein offener Blick für die Schönheit der Natur und Menschenwerke hat ihn die Form eines Turmes finden lassen, die für unsere Stadt die geeignetste war. Auch an der inneren Entwicklung der Stadt hat er schaffenden Anteil, nennen wir nur Diakonissen-

station, gehobene Mädchenschule, Realprogymnasium, das jetzt Vollanstalt ist — überall hat der Superintendent anregend, teils führend mitgewirkt.

Was aber dauernd und über die Mauern der Stadt hinaus ihm die Erinnerung sichern sollte, ist wieder seine wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit. Galt doch seiner pommerischen Heimat und seiner ihm zur Heimat gewordenen Stadt Gollnow seine Liebe und sein wissenschaftliches Forschen. Und was der Verstand erforschte, gestaltete der Dichter. So hat er denn unter dem Decknamen „Ernst Gollnow“ seine beiden großen Pommernromane geschaffen, die niemals der Vergessenheit anheimfallen sollten und doch in der Gefahr sind, vergessen zu werden.



Superintendent Ernst Wilhelm Schulke  
(Ernst Gollnow)  
ausf. Schumann

„Ein Kreuzzug an der Ostsee“, so hat er den ersten dieser Romane genannt, in welchem er die Versuche des Polenherzogs Boleslaw Krzywousti, Pommern für das Christentum zu gewinnen, behandelt. Die Handlung spielt teils in Gnesen, teils in Bamberg, wo Kaiser Heinrich V. gerade den Reichstag verammelt hat, zum größten Teile aber in den dunkeln, tiefen Wäldern des Pommernlandes. Der Kreuzzug des Herzogs, der in der Befehrung des Heidenvolkes den Frieden des Herzens wieder zu finden hofft, seine Kämpfe mit dem Pommernherzog Warislaw, die ferneren Wirren und Ränke in dem durch Waffengewalt nur äußerlich bezwungenen Lande, endlich das Eintreten des Bischofs von Bamberg in die Mission; dies alles — Wissenschaft und Dichtung — gibt ein farbenreiches Bild aus vergangenen Tagen.

Der zweite Pommernroman „Das Geheimnis der Finsternis“ behandelt den zweiten Zug Ottos von Bamberg an die Ostsee. Als Roman ist dieses zweite Werk noch bedeutender als das erste. Das Problem, welches dieser Roman behandelt, ist die Frage, ob die alten Götter der Heiden ein Nichts, ein Traumbild oder ob sie doch eine Wirklichkeit mit geheimnisvoller Gewalt aus dem Abgrund sind. In der Mitte der Handlung steht Otto von Bamberg als Friedensbringer zwischen dem Herzog Wartislaw und seiner christlichen Gemahlin. Die Handlung schließt mit der Siedlung des Frankengeschlechtes der Ebersteine in Naugard und der Ermordung des Herzogs bei Stolpe. Die fesselnde Handlung wird besonders reiz-



voll gemacht durch die mit besonderer Liebe und Wärme geschilderte pommersche Heimat.

Man hat vielfach bedauert, daß Ernst Schulze seine reichen Kenntnisse unserer pommerschen Geschichte auf dem Gebiet des Romans verwandt hat, statt sie in rein wissenschaftlichen Aufsätzen zu verwerten. Ich kann mich dem nicht anschließen. Denn gerade durch den geschichtlichen Rahmen ist die Kunde von der Vergangenheit und das Interesse für sie in Kreise hineingetragen, welche die Geschichte selbst nicht lesen und verstehen würden. Die dichterische Art und die pädagogische Veranlassung Ernst Schulzes mußten ihn auf die Bahn des geschichtlichen Romans führen. Zu bedauern ist nur, daß der Verlag, in welchem die beiden Pommernromane erschienen sind, nicht für Neuauflagen gesorgt hat, woran auch nicht zum wenigsten die wirtschaftlichen Verhältnisse seit Kriegsausbruch schuld sein mögen. Ich habe immer noch die Hoffnung, daß eine Neuauflage sich noch wird ermöglichen lassen.

Haben wir in diesen geschichtlichen Romanen den Geschichtsforscher kennen gelernt, so tritt uns in dem letzten uns von ihm geschenkten Werke „Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel“ der Philosoph entgegen. Das war sein letztes Werk, das er hinaus sandte.

Ein zweibändiger Roman über Hermann von Salza, den Hochmeister des deutschen Ritterordens, den man als den Bismarck des Mittelalters bezeichnet, liegt in seinem Nachlaß. Wer wird den Schatz heben?

Wir blicken zurück. Ein arbeitsreiches Leben sehen wir. Es will uns fast wie ein Wunder erscheinen, daß ein einzelner Mann eine so große Arbeit bewältigen konnte — neben seinem großen Amt eine so umfangreiche, wissenschaftliche Arbeit und künstlerische Tätigkeit — die vielen kleineren wissenschaftlichen und heimatkundlichen Abhandlungen habe ich nicht einmal erwähnt —! Das konnte nur ein Mann, wie er es war, pünktlich, gewissenhaft, streng gegen sich selbst und sparsam umgehend mit seiner Zeit. Fünf Uhr morgens saß er an seinem Schreibtisch. Der Tag war eingeteilt, ich möchte sagen, auf die Minute. Ein Mann steht vor uns, ein Charakter, ein leuchtendes Vorbild. Und die Gollnower kannten ihn und haben ihn erkannt!

Wie sein Leben, so sein Ende! Im Herbste 1909 befiel den sonst noch rüstigen Mann ein Halsleiden, das langsam, aber stetig auf seinen Tod hinwirkte. Am 24. Mai 1910 ging er zur ewigen Ruhe ein, nachdem er den Tag über vom Morgen bis zum Spätnachmittage die Versammlung der Kreisynode geleitet hatte. So war er. Bis zum Schlusse der Versammlung hielt er sich mit eiserner Willenskraft, dann brach er zusammen. Und als die Vertreter der Kirchengemeinden den Heimweg antraten, da

läuteten die Kirchenglocken und verkündigten der Stadt Gollnow und dem Kirchenkreise, daß ihr treuer Seelsorger und Superintendent eingegangen war zur ewigen Ruhe. Und da stehen wir an seinem Grabe, dem Ehrenplatze, den ihm das dankbare Gollnow gegeben hat, und denken an das Wort des Matthias Claudius: Sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!

## Massow in Geschichte und Gegenwart

Von Pastor i. R. Richard Schmidt

Als ich mir 1885 die nähere Umgebung meines neuen Wohnortes ansah, hatte ich einen gelinden Zweifel an der Wahrheit dessen, was mir die alteingesessenen Massower erzählt hatten. Diese niedrige Mauer sollte die Abwehr des Ansturms der gut gerüsteten Gollnower und Stargarder (von den Naugardern wurde nicht gesprochen) ermöglicht haben? Die Massow umgebenden Gewässer und Moräste sollten wirklich ein Schutz gegen Angriffe überhaupt gewesen sein?

Trat ich mit derartigen Zweifeln hervor, so wurde der „alte Hilliger“ fuchtig: „Das steht ja alles in der Chronik.“ Doch wo ist die Chronik? Er fand sie nicht. Der einstige Diakonius Töpfer (1858—1867) soll sie angefertigt haben. Wenn ich die fände, würde ich, ehe ich sie durchgelesen, „recht gut“ darunter schreiben, denn die beiden von ihm hinterlassenen Chroniken von Freibeide und Resehl sind in jeder Beziehung genau.

Nach Jahren ist es mir klar geworden, daß meine Zweifel unbegründet waren. Die alten Massower hatten ja nicht mit der heute vor Augen stehenden Stadtbefestigung operiert. Was ist da alles anders geworden! Gröndlicher, als es hier geschehen, kann man die Erinnerung an ruhmreiche Zeiten nicht gut auslöschen. Ich will absehen von den beiden Toren nach Naugard und Stargard hin. Dies sind wahrscheinlich weder Prachtbauten noch granitene Kolosse gewesen. Feste eichene Doppeltore in der gerade an diesen beiden Stellen starken Mauer, überragt von noch stärkeren Wicktürmen. Monumentalbauten kann man von so einem kleinen Ort nicht erwarten. Massow besitzt nur einen Monumentalbau. Der aber konnte sich mit denen in den andern kleinen Städten messen. Ich meine die St. Marienkirche, erbaut im dreizehnten Jahrhundert. Dieser Meinung, daß Monumentalbauten nicht nötig sind, ist der König Friedrich Wilhelm der Zweite auch gewesen. Als der Präpositus Kirchstein 1735 die Erneuerung des



achtzig Fuß hohen Holzaufbaues auf dem drei- undneunzig Fuß hohen massiven Unterbau des Kirchturmes wünschte, schrieb der König, es sei unnötig, daß an diesem schlechten Ort ein so hoher Kirchturm sei; man solle ein kräftiges Dach auf den Glockenstuhl setzen.

Daß eine Verfahren, jede Erinnerung zu löschen, ist von der Regierung selbst angeordnet worden. Die Massower selbst trifft nur insofern eine Schuld, als sie, die gewöhnlich recht hochbeinig waren, sich in diesem Punkte nicht zur Wehr setzten. Man stülpte nämlich vor etwa hundertzwanzig Jahren den hohen Wall in den Graben und steckte für jedes innerhalb der Stadtmauer stehende Haus einen sogenannten Wallgarten ab. Ein Glück, daß man wenigstens so schlau war, auf der Grundfläche des Walles eine Promenade rings um die Stadt frei zu lassen und sie mit Obstbäumen zu kennzeichnen, von denen heute noch einige stehen und gute Früchte tragen.

Das zweite Verfahren, die Erinnerung an eine tapfere Zeit auszulöschen, war direkt eine Freveltat; kaum faßbar für den, der nicht an Zerstörungswut leidet. Die Stadtmauer, etwa vierzehn Fuß hoch, besaß noch einen etwa sechs Fuß hohen Aufbau aus roten Ziegelsteinen (daselbe Format wie das bei der vielleicht gleichzeitig erbauten Kirche verwendete). Man sollte es nicht glauben, aber es ist Tatsache: der Magistrat hat das Rathaus aus diesem der Mauer entnommenen Material erbaut. Und der Justizrat Becker sein Haus in der Königsstraße ebenfalls. Und dann haben alle, die Lust hatten, Steine entnommen, bis die Regierung dem Treiben Einhalt gebot.

Wenn man dies weiß: die Mauer bedeutend höher und außerhalb der Mauer ein tiefer wassergefüllter Graben und ein hoher Wall, dann muß man allerdings glauben, daß die Männer mit Waffen und die Frauen mit kochendem Wasser und siedendem Teer die überlieferten Heldentaten vollbringen konnten.

Woher aber kam das Wasser zum Grabenfüllen? Es sind doch schlaue Kerle gewesen, diese deutschen Siedler, die nach der Niederwerfung der Wenden durch den Polenherzog sich auf dieser gar nicht hohen Bergkuppe den Wohnort ausbauten; nicht auf dem höheren Schloßberge, wo einst ein wendischer Edler Hof gehalten haben soll. Auf dieser Hügelkuppe, die im Umkreis von einigen Kilometern höhere Schwestern hat. In der Tat: ein gut gewählter Platz zur Stadtgründung. Man muß sich bei seiner Betrachtung nur nicht stören lassen durch die 1878 bei dem Bau der Chaussee nach Nau-gard vorgenommenen Geländeänderungen. Zweck Ueberwindung des Wiesentales wurde damals eine hohe Aufschüttung nötig, und den Sand dazu nahm man unter den Gärten hinter den Scheunen fort, so daß diese Stelle jetzt den

Eindruck macht, als seien dort alte Festungsanlagen gewesen. — Die hier durch den Damm unterbrochenen Wiesen erstreckten sich bis weit in den Wald hinein, der einst bis zum Warsower See reichte. Die ganze Gegend zwischen Faulenbenz (jetzt Sichenwalde) bis zur Trift (jetzt Waldstraße), teils sandig, teils sumpfig, ist das Becken, dem die Massower das Wasser



Kurt Poremba: Die Friedensspforte in Massow

zur Füllung ihres Wallgrabens entnehmen konnten. Der Rakenteich war gewissermaßen das Sammelbecken, durch das man den Einfluß in den Graben regulieren konnte. Das Wasser floß nun von der Nordostseite der Stadt nach beiden Seiten um die Stadt herum und vereinigte sich auf der Südseite zum Abfluß in den Zindelteich, von dem der Zindelmüller es nach Belieben (nur abhängig von der Ergiebigkeit) benutzen konnte.

Es ist klar, daß man bei dieser Naturgegebenheit keine beliebig große und beliebig gestaltete Festung anlegen konnte. Man mußte mit der Aushebung des Grabens so tief unter der Kuppe des Hügel bleiben, daß aus den nordöstlich liegenden Wäldern und Wiesen das Wasser einfließen konnte. Der Grundriß der Stadtanlage richtete sich also nach der Form, die der Hügel in der oben bezeichneten Höhe besaß. Es kam ein unregelmäßiger Kreis von etwa vierhundert Metern Durchmesser heraus. Die Osthälfte ist ein Halbkreis, nach Süden ab-



geflacht. Die westliche Hälfte bildet ein schiefes Viereck mit stark abgerundeten Ecken.

Die Verteidigungsanlage verrät den erfahrenen Kriegsmann und den klugen Städtebauer. Sein Name wird wohl kaum noch festzustellen sein.

Die nordöstliche Seite der Mauer war schärferen Angriffen ausgesetzt, da die Umgebung flach ist, wengleich reichlich feucht und sumpfig. Daher legte man auf dieser kleineren Hälfte mehr Wicktürme an als auf der größeren, wo der Hügel steil abfällt und nicht weit ab vom Wall ein sumpfiges Wasser war (heute gepflegte Wiese). Auf dem kleineren Mauerkreis befinden sich sechzehn Wicktellen, immer vierzig Meter voneinander entfernt, auf der größeren nur vierzehn im Abstände von siebzig, achtzig, selbst hundert Metern. Ferner steht nach Norden hin dicht neben dem Naugarder Tor ein hoher, runder, stark gebauter Turm. Er hatte einst den Namen „Gefangenturm“; heute heißt er „Wilhelmsturm“ und dient sehr friedlichen Zwecken, indem man den Transformator darin unterbrachte.

Auch von der inneren Stadtanlage aus war für schnelles Besetzen der Wicktürme und überhaupt der ganzen Mauer gesorgt, sobald das Horn des Wächters vom Turm aus ertönte. Es bestand ein Rundgang (auch zum Fahren breit genug) um die ganze Stadt herum. Dieser ist jetzt zum größten Teil den Bewohnern der Königstraße, Friedenstraße und Fürstenstraße zur Benutzung freigegeben; schon aus dem Grunde, weil er allmählich ein Schleichweg für Diebe geworden war. Nur der Rundgang von der Königstraße bis zur Heerstraße und weiter bis zur Fürstenstraße besteht noch und wird hoffentlich nie beseitigt werden. Erstens dient er den Bewohnern als Auffahrt zu ihren Höfen; zweitens können die Hausfrauen auf kürzerem Weg die Geschäfte in der Heerstraße erreichen; und drittens bildet er den interessantesten Winkel von Massow. Ich habe stets meinen Besuch, der sich über unser „Krähwinkel“ amüsierte, durch diesen rückständigsten Winkel geführt und ihm Ausrufe entlockt etwa in dem Sinne: „Dies höhnt mich mit Massow aus“. Und mancher Knipsapparat schluckte die Bilder ein.

Der Bau der Stadtmauer hat sicher Jahrzehnte gewährt. Die erste Anlage mag in Zeiten der Not schnell gemacht worden sein. Der rohe Aufbau erforderte ja wenig Zeit, da Findlinge haufenweise vorhanden waren. Der weitere künstliche Ausbau und der Aufbau mit Ziegelsteinen, die Vervollkommnung des Grabens und des äußeren Walles erfolgte dann allmählich und mit gründlicher Ueberlegung in Zeiten der Ruhe.

\*

Wir haben gehört, was die Steine reden. Nun wollen wir sehen, was der Griffel berichtet.

Direkt über Massow berichtet er wenig. Wir müssen schon das im allgemeinen Berichtete mit heranziehen, um uns eine Vorstellung darüber machen zu können, was auch hier geschehen ist.

Es steht fest, daß die Deutschen nicht als Eroberer in dieses „Land am Meere“ gekommen sind. Sie kamen als Herbeigerufene in das durch viele Kriege im zwölften und dreizehnten Jahrhundert verwüstete und entvölkerte Land. Bauern, Kaufleute und besonders Handwerker siedelten sich hier an und haben durch Fleiß und Tüchtigkeit und Ordnungssinn etwas Tüchtiges geleistet. Persönliche Freiheit, Erbrecht an Grund und Boden und Steuerfreiheit in den ersten Jahren der Ansiedelung auf wieder urbar zu machenden Strecken wurden ihnen von den Polen, den Besiegern der Wenden, garantiert. Deutsches Recht und heimische Gemeindeverfassung brachten sie mit. Natürlich ließen die einzelnen so entstehenden Städte sich eine Einschränkung von Freiheiten nicht gefallen, sondern forderten so langsam immer neue Rechte und Privilegien, was ihnen um so leichter gelang, je öfter das Land den Herrn wechselte. Gerade in diesem Punkte scheint Massow recht anspruchsvoll gewesen zu sein. Und was es einmal hatte, ließ es so leicht nicht wieder fahren.

Einen derartigen Schutz, daß die deutschen Siedelungen gegen Ueberfälle gesichert waren, konnte das Landesregiment natürlich nicht bieten. Daher mußten die Siedler ihre Plätze durch starke Mauern selbst schützen. Auch wird den polnischen Herzögen sehr daran gelegen gewesen sein, möglichst viele feste Plätze im Kriegsfalle zu haben. Und je nach dem guten Willen der Siedler mögen Privilegien erfolgt sein. Daher die scheinbar planmäßig über Pommern ausgestreuten Städte. Jede, außer denen dicht an der Küste, hat fünf Nachbarstädte. Die Entfernung voneinander nimmt nach Osten hin zu. Daß nun diese Städte auch untereinander in Konflikt gerieten, mag mancherlei Gründe gehabt haben. In den Chroniken der andern Städte findet man darüber interessante Sachen. Massow hat auch seine Kämpfe gehabt. Aber es scheint festzustehen, daß Massow und Naugard sich immer gut vertrugen.

Der Name „Massow“ ist natürlich älter als die deutsche Siedlung. Ich entsinne mich, des öfteren etwas von den „Massower Landen“ gelesen zu haben. Also diese Gegend hatte den Namen wohl schon lange. Und die deutschen Siedler nahmen ihn einfach an. Sie machten es nicht so wie die mecklenburgischen Begründer kleinerer Siedelungen, die gerne ihre Heimatnamen aufleuchten ließen wie z. B. Wismar und Griewitz.



Hinter die Annahme, daß einst ein „Herr von Massow“ die Stadt gegründet hat, setze ich ein Fragezeichen. Die Möglichkeit ist natürlich zugegeben, meinetwegen auch die Wahrscheinlichkeit. Aber nur dann, wenn die „Herren von Massow“ ihren Stammbaum bis auf die Zeit der Wendenherrschaft zurückführen können, denn zu dieser Zeit entstand die Feste Massow auf dem Schloßberg, deren Namen die Siedler beibehielten, obgleich sie sich jenseit des Tales aufbauten. Ich schrieb in dieser Woche an Herrn von Massow in Langeböse, Kreis Stolp, kann aber das Resultat des Briefwechsels noch nicht angeben. Ich bemerke nur, daß mir folgendes interessant erscheint: In Mecklenburg gibt es ein Massow bei Freyenstein, und im Kreise Lauenburg liegt ebenfalls ein Gr.-Massow. Diese beiden Orte und die Stadt Massow können sehr gut in ihrem Ursprung zusammenhängen. Die „Kolonie“ Neu-Massow bei Massow kommt nicht in Betracht. Diese ist erst auf Kommando des alten Friß aufgebaut worden.

Ich habe bisher immer die Meinung vertreten, daß der tüchtigste der hier antretenden deutschen Siedler, vielleicht der Führer, hier zum „Herrn von Massow“ wurde, der Ortsname also älter ist als der Familienname: der Mann hat seinen Namen von dem Ort, in dem er sich auszeichnete, aber er hat nicht dem Ort den Namen gegeben. Einer seiner Nachkommen hat dann 1233 den Besitz an den Bischof Hermann von Kammin verkauft. Aus der Urkunde ist folgendes zu entnehmen:

Der Bischof erhob jährlich die Bede (exactio precaria) und hielt in Massow einen Vogt. Von den Gerichtsfällen erhielt er zwei Drittel und der Rat von Massow das andere. Die militärische Schloßbesatzung hatte sich ebenso zum Bischof zu verhalten wie die in Kammin. Der Plebanus von Massow hatte jährlich zu Ostern ein Faß Massowschen Bieres von gutem Gebräu zu liefern. Dafür durfte er seinen Beichtkindern in der Massowschen Kirche die bischöfliche Absolution erteilen.

Massow mit einem Gebiet von zehntausend Morgen wurde 1227 Stadt. Durch diesen Aufstieg wurden die Bürger dreister. Es hatte ihnen schon immer nicht gepaßt, daß der auf dem Amt residierende Vogt des Bischofs sich in die inneren Stadtangelegenheiten mischte. Jetzt setzten sie es durch, daß ihr Bürgermeister keinen Herrn mehr über sich hatte. Nur die Gerichtbarkeit verblieb dem Vogt.

1451 wurde die Stadt unmittelbar landesfürstlich und gehörte dem Herzog Bogislaw IX. Hatte schon der Bischof manches Recht eingeräumt, so zeigten auch die Herzöge ihr Gewogensein durch Verleihung neuer Rechte. Und was die Massower hatten, das hatten sie. So z. B. bestätigte Bogislaw X. 1511 der Stadt das

Lübische Recht, das Stadtfeld und die Holzung, die wüste Feldmark Holzhausen, die Seen und Mühlen vor der Stadt und jede Freiheit, womit alle Städte begabt waren.

Natürlich darf man unter „Freiheit“ nicht das verstehen, was die freien Reichsstädte hatten. Diese kleinen Städte mußten es sich gefallen lassen, von einer Hand in die andere über-



Kurt Foremba:

Gefangenenturm in Massow

zugehen und sogar als Pfand zu dienen, wenn der rechtmäßige Besitzer in Schwierigkeiten geriet. Bogislaw z. B. brauchte stets viel Geld und verpfändete Massow an den Grafen Georg von Eberstein. Da es ihm nicht möglich war, das Pfand einzulösen, so gab er die Stadt 1523 dem Grafen zum Lehen.

„Graf Wolf von Eberstein baute ein Schloß, mutmaßlich an der Stelle des einstigen Rastrums“. Diesen Satz las ich einst im „Landbuch für Pommern“. Das wird kein allzu stolzer Bau gewesen sein. Vor sechzig oder siebenzig Jahren hat man hier viel auf dem Schloßberg nachgegraben. Man suchte nach Kellern, sogar nach einem unterirdischen Gang bis zur St. Marienkirche. Aber man fand nichts. Höchstens einige Tongefäße, von denen „Sachkundige“ behaupteten, sie stammten aus der Wendenzeit.

Ihre Burg (Wolfburg) hatten die Ebersteiner im Zentrum ihrer aus Naugard und Massow bestehenden Grafschaft, in Pflugrade. Auch diese scheint nicht gerade stark gewesen



zu sein, denn 1591, als die Massower hier auf dem „Amt“ den Hauptmann Hindenburg des Grafen Wolfgang von Eberstein mitsamt den gräflichen Untertanen vertrieben hatten und den Grafen selbst in Pflugrade bedrängten, verzichtete er sich auf dem „Gut Pflugrade“ statt in der Burg.

Aus den Ueberlieferungen ist zu ersehen, daß das Verhältnis der Massower zu ihrem Herrscher nicht so gut gewesen ist wie das der Naugarder. Die etwa hundertfünfzig Jahre der Ebersteinschen Herrschaft sind zwar für Massow von großem Gewinn gewesen, denn es kam etwas Kultur in die Gegend. Aber gerade die Kulturversuche brachten die Bürger in Harnisch. Der Graf hatte im Walde zwischen Freiheide und Massow einen kunstvollen Fischteich angelegt, Oberteich genannt. Natürlich hielt er da auf Ordnung. Und dafür hatten die Bürger nicht das geringste Verständnis. Sie störten ihn in seiner Lieblingsbeschäftigung auf mancherlei Art, weil sie nicht begreifen konnten, daß es bei der Fischerei auch so etwas wie Schonzeit gibt. Zwar muten einen diese Plänkeleien heute komisch an. Aber man muß bedenken, daß damals der Fisch viel mehr Volksnahrung war wie heute. Es bestand eben bei den Massowern eine andere Auffassung als bei dem Grafen. Während er für Vorhandensein der Fische auf jede Art sorgte und den Fischfang regelte, wollten die Frauen das Fischgericht nach Belieben auf den Tisch bringen und putschten die Männer gegen die gräflichen Verordnungen auf. Man wandte sich auch vielfach mit Beschwerden an die Landesherren, die selbst mit dem auch wohl etwas selbstherrlichen Grafen Wolfgang nicht ganz einverstanden gewesen zu sein scheint, denn unter eine auf die Beschwerde der Massower erfolgende Verfügung schrieb er: „Das sind meine löblichen Bescheide. Bin wohl gewiß, wenn sie dergleichen über mich beschweret, ein Befehlich und Pönalmandat über das andere von vollkommen zwei oder drei Bogen bekommen und erhalten hätte. Patientia in spe. Der gerechte Gott lebt noch“.

Nach seiner Beisetzung im Mittelschiff der Kirche am 23. März 1592 dauerten die Streitigkeiten zwischen der Stadt und den Ebersteinern zwar noch an, aber in weniger leidenschaftlicher Art. Und spätere Geschlechter werden ihm seine Fürsorge gedankt haben, denn nach dem großen Kriege, der vier Fünftel aller Nutztiere hinweggerafft hatte, konnten sie wenigstens zum Oberteich gehen und sich Fische holen.

Die Weisheit der Stadtväter ließ dann später den Teich wieder zuwachsen und ein neues Ellerngestrüpp entstehen, das erst vor wenigen Jahren einer gut gepflegten Wiese Platz machte. Uebrigens hat die Neuzeit das Andenken der Ebersteiner wieder erneuert durch Benennung einer Straße nach ihnen.

Im Dreißigjährigen Kriege verpfändete ein Graf Eberstein die Stadt an die Wedells, die sie aber schon 1636 zurückgaben. Diese kurze Zeit ist für einige Stadtbewohner von Bedeutung gewesen. Die Wedells gaben einer Anzahl von Leibeigenen die Freiheit. Es scheint aber, als sei Massow kein gutes Pfandobjekt gewesen, denn der Rat drückte sich gern um jede Zahlung herum. So z. B. wird geklagt, daß von dem Michaelis-Vieh und Krammarkt kein Städtegeld gegeben werde. Schon im Erbregister von 1580 klagt Graf Eberstein: „Orbare wird nicht gegeben, da es doch im ganzen Lande bei allen Städten gebräuchlich und billig, daß sie es geben“. Die Ratsherren behaupteten, an den Bischof sei auch nichts gegeben worden. Das scheint aber nicht zu stimmen. Wohl aber sind die Akten darüber verschwunden, wie auch später manches Aktenstück verschwand, das von einer Last zeugte.

Nach dem Aussterben des Ebersteinschen Geschlechtes, unter dem Massow und Naugard vereinigt waren, erfolgte eine Trennung dieser beiden Städte. Die Herrschaft Massow räumte der Kurfürst Friedrich Wilhelm am 24. August 1664 für einen Pfandschilling von fünfundzwanzigtausend Talern der Tochter des letzten Ebersteiners Hedwig Eleonore, verwitwete Gräfin zu Wied, ein. Er war durch die Auseinandersetzung mit der Krone Schweden in dem Grenzvergleich wegen Pommern 1663 und wegen Ausrüstung von zweitausend Mann für einen Türkenkrieg des Kaisers Leopold in Schulden geraten. Nach dem Tode der Gräfin kam die Herrschaft an deren Sohn Ludwig Friedrich zu Wied und wurde 1692 wieder eingelöst. Die Uebergabe fand am 26. Januar 1692 auf dem Amtshause zu Massow statt. Die Untertanen der Herrschaft wurden ihrer Pflicht, womit sie dem Grafen zu Wied bisher „verwandt“ gewesen, durch dessen Kommissarien entlassen und den kurfürstlichen Deputierten, den Regierungsräten von Carnik und von Nahmer überwiesen. Hierauf ist dem Magistrat der Eid, den sie nebst der Bürgerschaft abtatteten, kommuniziert worden. Sie sollten keine größeren Lasten haben. Das war für die Massower die Hauptsache. Zu neuen Rechten brachten sie es aber nicht. Damit war es nun ein für allemal vorbei. Und Schlendrian wurde nicht mehr geduldet.

Wohlstand war natürlich um diese Zeit der Uebergabe noch nicht wieder vorhanden. Fünfzig Jahre nach dem Dreißigjährigen Kriege, der nur dreiundvierzig Einwohner zurückgelassen haben soll! — Aber zur Zeit der vierten Generation nach dem Kriege ist hier wieder nachweislich ein fröhliches Leben gewesen, woran die Garnison (eine Schwadron der Ansbach-Bayreuthischen Dragoner) von 1700 an über ein Jahrhundert ihren vollen Anteil hatte. Diese Garnison verwuchs durch Liebe derart mit den



Massower Bürgern, daß der König, als er für die „verschluckte“ Feldmark des in der Pestzeit ausgestorbenen Dorfes Holzhausen auf der anderen Seite der Stadt den Aufbau der „Kolonie“ Neu Massow durchsetzte, eine andere Truppe mit der Bezähmung des aufgeregten Massow betrauen mußte. Auf die mit den Bürgern verschwägerten Dragoner war kein Verlaß.

Eine große Rolle spielt hier immer die staatliche Domäne, „Amt“ genannt. Ihre all-

Ruhe herrschte, tummelt sich nun seit 1921 eine gut unterrichtete und gepflegte Kinderschar.

Massow hat bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Traumleben geführt. Das alte Wort: „Massow, dat was so, dat is so un dat bliwt so“ hat in vielfacher Beziehung seine Geltung. Sein Ruhebedürfnis (Streit im Orte selbst war natürlich hinreichend vorhanden) hat ihm ungeheuer geschadet und andern Städten zum Aufstieg verholfen. Seine



Heerstraße mit Gefangenturm in Massow  
Im Hintergrund die Stadtschule  
Aufn. Kruse & Sohn

mählich verduftenden Gerechtfame bilden ein Kapitel für sich. Sie hörten mit einem Ruck schließlich ganz auf, als ein Bruder des Bürgermeisters Schmeling, der erste Postverwalter von Massow und gewissermaßen Begründer der Post, 1864 das Amt kaufte und die ganzen Acker und Wiesen an die Stadt und das geräumige Haus mit schönem Park an den Major (oder noch mehr) von Lettow-Vorbeck weiterverkaufte. Nach dem Tode von dessen Tochter Heloise ist das „Amt“ von den Erben an die Stadt Charlottenburg verkauft worden, die es mit Pietät und Kunst in ein Waisenhaus umgestaltete. In der Villa und in dem Park, wo einst geheimnisvolle

erste Chaussee nach Gollnow wurde erst 1863 gebaut, die zweite nach Stargard erst 1865 und die dritte nach der Kreisstadt Naugard sogar erst 1878. Und dabei konnte es die allererste Chaussee von Stettin nach Ostpommern haben! Als ginge es gegen den Teufel, so wehrte es sich dagegen. Und dem in Steinhöfel bei Freienwalde residierenden Landrat des Saakiger Kreises gelang es auf diese Weise, den maßgebenden Herren klar zu machen, daß die gerade Linie zwar immer der nächste, aber nicht immer der vorteilhafteste Weg sei. — Neidlos hat damals Massow dem Schwesterlein Freienwalde den Vorteil abgetreten. Und als die Baumeister und Landmesser nach der mühsamen



und zeitraubenden Absteckung der Chaussee von Altdamm über Ihnazoll nach Massow ihre Meßgeräte wieder zusammengepackt hatten und in „Wolffs Hotel“ am Markt die Abschiedsmahlzeit zu sich nahmen, konnten sie feststellen, daß ihnen eine solche Dummheit noch nicht vor Augen gekommen sei.

Ein Glück für Massow, daß 1871 die Regierung auf den Gedanken verfiel, Präparandenanstalten in kleinen und stillen Orten unterzubringen. Nun kam doch etwas frisches Leben ins Städtchen und eine Gelegenheit für Witwen, durch Einrichtung von Pensionaten ihren eigenen Unterhalt splendor zu gestalten.

In den letzten fünfzig Jahren ist Massow ganz allmählich aus dem Traumzustand erwacht. Unternehmende Leute wagten sich hervor, und die Bürger schimpften nicht nur, wenn etwas Ungewohntes geschah, sondern freuten sich selbst darüber; besonders über die Veränderungen des Stadtbildes, die zugleich Verschönerungen waren. Und erst recht, wenn solche Veränderungen den Verkehr bequemer gestalteten.

Da muß ich zunächst auf einen Punkt hinweisen, in dem Massow wohl unter allen kleinen Städten Pommerns am übelsten daran war, aber ohne seine Schuld; es sei denn, daß das Traumleben sich etwas gerächt hat. Die tapferen Massower hatten einst eine so starke Mauer gebaut, daß dieselbe nicht einpurzelte wie anderswo. Als sie dann auf den Gedanken kamen, es den andern Städten nachzumachen, die einfach die einfallenden Mauern wegrasteten und sich Luft nach außen schafften, war gerade die Regierung auf „die Erhaltung des Alten“ verfallen. Nun saß Massow da mit seinen beiden Ausfahrten. Nur drei Privatpforten waren noch vorhanden. Wie schwer ist es geworden, die Mauerdurchbrüche am Ende der Königstraße und der Brunnenstraße zu erhalten! Sie wären nicht möglich gewesen, wenn die „Stinkecken“ nicht hätten als gesundheitsgefährlich nachgewiesen werden können. Der Durchbruch aus der Königstraße heißt heute noch Cholerafort. — Mit drei sehr nützlichen Pforten ins Freie hatte man keine Not. Die kamen in der Nacht. — Durch alle diese Oeffnungen ist die Bautätigkeit in bequemer Lage außerhalb der Stadtmauer in letzter Zeit stark beeinflusst worden. Solange sie nicht da waren, baute man an der Chaussee entlang. Und das hatte zur Folge, daß das Verkehrszentrum allmählich vom Markt zum Wallnußplatz vor dem Naugarder Tor hinüberglikt.

Die Häuserbauten entwickelten sich hier nicht wie in manchen anderen kleinen Städten nach Plan und Berechnung, so daß man von einigermaßen Gleichmäßigkeit in den einzelnen Jahren reden könnte. Lange Pausen wechselten ab mit lebhafter Bautätigkeit. Abgesehen von den nach Reihenbrand nötigen Scheunenbauten

kam die Baulust immer nach plötzlich eintretenden Veränderungen. Die erste Welle wurde durch die Freilegung der St. Marienkirche 1892 bis 1894 hervorgerufen. Damals entstanden vor dem nördlichen Tor um den Wallnußplatz herum größere Häuser und eine ganz neue, aus dem Material der auf dem Kirchplatz abgetragenen Häuser hergestellte Straße, der man den prosaischen Namen „Baustraße“ gab. — Eine zweite Periode setzte 1903 mit dem Bau der Kleinbahn Gollnow—Massow ein. Am meisten aber hat vor dem Kriege die Ueberlandzentrale Einfluß auf die Bautätigkeit ausgeübt. Erstens baute sie selbst außer dem großen Werk ein vornehmes Direktorenhaus, zwei große Häuser für Beamte und neun Werkhäuser für je vier Familien. Zweitens wurden durch ihr Vorgehen mehrere größere Besitzer veranlaßt, für ihre Arbeiter Werkhäuser zu errichten. Drittens wurde durch diese Siedelung am See überhaupt der Siedelungsgedanke hervorgerufen, der sich allerdings erst nach dem Kriege recht entwickeln konnte. Da handelte es sich nicht mehr darum, Vorgemachtes nachzumachen, sondern es galt, Wohnungen zu beschaffen. Schon vor dem Kriege wurden durch Privatunternehmer zwei Siedelungsreihen an der Birkenallee und an der Naugarder Chaussee begonnen. Nach dem Kriege traten zwei Bau-genossenschaften hervor mit Bauten an der Daarzer Straße und am scheelen Weg. An der Stargarder Chaussee dehnte sich die Stadt allmählich ohne bestimmte äußere Veranlassung aus. Die großen Komplexe von Siedelungen kamen dann erst 1927 und später auf einem Ackerplan der Kirche zustande.

Rechnet man alle seit 1885 erbauten Häuser innerhalb der Stadtmauer und außerhalb derselben zusammen, so ergibt sich die für eine so kleine Stadt stattliche Zahl von zweihundertachtundzwanzig. Hierbei sind die sogenannten Doppelhäuser, die also zwar unter einem gemeinschaftlichen Dach stehen, aber zwei Besitzer haben, doppelt gezählt. Hier kommt es mir nämlich auf die Zahl der Wohnstätten an, die ich in Vergleich stellen möchte zu der Zahl von Wohnstätten, wie sie bei meinem Dienstantritt 1885 vorhanden war. Ich habe deren Zahl in folgender Weise in meiner Chronik berechnet:

240 befanden sich 1885 innerhalb der Stadtmauer, für mehr war kein Platz;

28 standen dicht bei der Stadt;

20 waren als „Ausgebaute“ über die Feldmark zerstreut, eine Zahl, die heute noch annähernd dieselbe ist, denn es handelt sich um rein landwirtschaftliche Wohnstätten.

Diese 288 Wohnstätten sind nun bis heute um 228 Wohnstätten vermehrt worden. Der Unterschied gegen früher fällt gewaltig auf,



denn diese 228 stehen zumeist auf dem Areal, auf dem einst 28 standen, „dicht bei der Stadt“. Die wenigen Neubauten innerhalb der Stadtmauer veränderten natürlich auch das Bild der Heerstraße. Aber dies fällt nicht so in die Augen wie die Veränderungen am Vorstadtbild. Früher mußte man die achtundzwanzig Häuser „dicht bei der Stadt“ mühsam zusammenzählen. Jetzt präsentieren die über zweihundert hinzugekommenen Wohnstätten sich dem Blick des

wiederum ein größeres Postgebäude am Wallnußplatz errichtet, gegenüber dem bisherigen; seit 1924 steht draußen vor dem Tore, man möchte aber fast sagen „im nunmehrigen Zentrum der Stadt“ ein pompöses Schulhaus; und seit 1932 leistet ein Altersheim dem im gesunden und stillen Winkel stehenden Krankenhause Gesellschaft.

Zu ihrer Zeit haben auch drei Saalbauten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: 1895 der



Stufn. Wolff

Marktplatz mit Kirche und Rathaus in Massow

Spaziergängers mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und täuschen, weil es vielfach größere Bauten mit Nebengebäuden sind, eine größere Zahl vor, als tatsächlich vorhanden ist.

Natürlich trugen die verschiedenartigen öffentlichen Gebäude viel zur Umbildung des Stadtbildes bei; 1890 entstand die Präparandenanstalt, die jetzt Platz für vier gute Beamtenwohnungen bietet; 1893 wurde das Kreisfrankenhaus gebaut, allerdings gewissermaßen im Winkel, aber an einem gut gewählten Platz; 1895 wurde die Post aus dem Stadttinnern in ein für ihren Betrieb passend erbautes Haus am Wallnußplatz verlegt; 1902 baute die Stadt für das Amtsgericht, das bis dahin im Rathaus untergebracht war, ein reichlich großes Haus an der Gollnower Straße; 1903 entstand der Bahnhof; 1905 ein kleines Elektrizitätswerk an der Ringpromenade, das 1908 durch die Ueberlandzentrale am WarsOWER See abgelöst wurde; 1920 verzierte die „Aufstockung“ des Rathauses den Marktplatz; 1920 wurde

Saal im „Deutschen Haus“; 1905 der Bettsaal neben dem Pfarrhause in der Fürstenstraße und 1911 der Schützenaal.

Eine den heutigen Massowern kaum noch bewußte Veränderung hat das Stadtbild (nicht als Verschönerung) dadurch erfahren, daß sämtliche Windmühlen verschwunden sind. Massow hatte einst drei Wassermühlen: die Zindel-mühle, deren Zufluß, wie schon berichtet, aus den nördlichen Wäldern und Sümpfen kam, die WarsOWER Mühle am See und die zum Amt gehörende Bergmühle, die das über die beiden andern Mühlräder gelaufene Wasser noch einmal benutzte. Sie war also die stärkste. Aber in trockener Zeit standen alle drei still. Und für diese Zeit hatte jede eine Windmühle. Auch von diesen soll wieder die Bergmühle die leistungsfähigste gewesen sein, was wohl stimmen mag, denn ihr Standort war der höchste und freiste.

Da der Wind überall unsanft und auf unserm Hochplateau besonders stark ist, hatten



noch drei Müller geflügelte Arbeitswillige aufgestellt. Ein Genuß für die durchreisenden hohen Herrschaften. Man muß nämlich wissen, daß der Weg von Petersburg nach Berlin über Naugard und Massow ging. Das ist den Herren Massow immer sehr interessant gewesen. Und zwar in zweifacher Weise. Einmal wegen der Windmühlen. Und zweitens wegen der Schauer-geschichten, die sich an die nördlich um den Warsower See führende Poststraße anknüpfen, an diese von hohen Eichen überschattete dunkelste Stelle zwischen Petersburg und Berlin. Hiernach müssen Duzende von Postkutschken im Moorgrunde des Warsower Sees aufzufinden sein.

Heute fragt die Menschheit nichts mehr nach dem dienstbereiten Wind. Und er muß sich die Zeit mit Baum-Entwurzeln vertreiben, wenn die Müller ihm die Bestrafung ihrer Nachlässigkeit in der Pflege der Mühlenflügel so übelnehmen, daß sie ihn überhaupt absehen und eine andere Naturkraft gegen ihn eintauschen. Wenn er den Rumpf des einst so schönen Holländers auf der Nordwestseite der Stadt betrachtet, so muß er zum Philosophen werden: „Hat der Mann einst Angst, durch Bepflanzung des Schloßberges werde meine Kraft gebrochen, und dann sorgt er nicht einmal für Stärkung der Flügel zum Ertragen der halben Kraft! Und aus Angst vor meiner noch verbliebenen Kraft nimmt er für immer dem Beschauer den Anblick des stolzen Flügelschwunges, der zur Andacht zwingt, und stört nun mit der im Innern des Rumpfes fauchenden geborgten Kraft die Andacht der Umwohnenden.“

So viel hat der Mann allerdings erreicht, daß jeder den Standort der einstigen Windmühle „Gurr“ angeben kann. Der Standort der zweiten ist jedem dadurch bekannt, daß das Mühlengrundstück den alten Namen behielt; der Standort der dritten ist nur noch der Alten Geheimnis. Ebenso der Standort der drei Kolleginnen der drei Wassermühlen. Dem Andenken der einen hat man übel mitgespielt. Man riß nicht nur ihr Postament fort, sondern karrte den Berg ab.

Die Triebkraft des Wassers wird zwar nicht so mißachtet wie die des Windes; die Warsower Mühle hat sogar das dem Zindelteich zukommende Wasser durch Röhren zum See geleitet. Aber daß dieselbe Kraft am Schloßberg noch zum zweiten Mal wirksam werde, verbietet sich durch Wiesenkultur. Uebbrig geblieben ist also von der Regelzahl der Mühlen nur eine Wassermühle, die sich aber vorzugsweise auf andere Kraft verläßt, und ein Windmühlenrumpf mit erbärmlichem Stöhnen.

Daß die Warsower Mühle ihr melodienreiches Sägen eingestellt hat, ist nur ein Verlust für den, der dort unten auf der Mühle auch einmal etwas anderes hören möchte als das

Plätschern. Ihre Arbeit selbst wird besser von den beiden Sägewerken geleistet, die durch ihre Kreisfäge weithin locken: „Komm Mädels ruck ruck ruck.“

Natürlich ist der Unterschied zwischen jetzt und der Zeit vor einem halben Jahrhundert nicht nur in der Peripherie zu bemerken. Das Zentrum hat sich auch verändert. Das Auge erfreut sich an den bunten Farben der Häuserfronten und kann den Unterschied zwischen dem, was jetzt ist, und dem, was einst war, lächelnd feststellen an drei Häusern in der Hauptpulsader, der Heerstraße. Da stehen sie trotzig und grau. Kein Delpinsel hat sich um sie gekümmert.

Doch noch ein anderer Unterschied zwischen den Zeiten läßt sich konstatieren. Und diese Kritik besorgen die Beine, nicht nur die Augen. Man schreite durch das Nordende der Brunnenstraße mitten auf dem Damm. Die mit Hühneraugen begabten Zeitgenossen werden sich freuen, daß sie gerade jetzt leben. Wie in der Brunnenstraße war es vor fünfzig Jahren überall in Massow. Und niemand konnte singen: „Immer an der Wand lang“, denn die „Bürgersteige“ waren schiefe Ebenen.

Wenden wir den Blick noch einmal in die Ferne, so gewahren wir drei neue Chausseen: zum Ihnazoll (1890), über Falkenberg nach Freienwalde (1914) und eine zweite Chaussee nach Naugard über Freizeide (1926). Wir nehmen einen Sportplatz wahr an der seit einigen Jahren zu Massow gehörenden Hasenheide und eine schmale Promenade am östlichen Ufer des Warsower Sees; an deren Anfang eine für das Städtchen ausreichende Badeanstalt.

Zuletzt aber gehen wir wieder zurück ganz in die Nähe der Stadt zu dem Tal zwischen der wendischen Feste auf dem Schloßberg und der deutschen Festung Massow. Dort stellen wir uns auf die Brücke, der eine friedlich gesonnene Zeit den Namen „Hirtenbrücke“ gab. Das ist die Stelle, an der mir einst ein Geologe, dessen Vaters Wiege vor hundert Jahren in Massow stand, vor fünfzig Jahren einen überaus gelehrten Vortrag über Urstromtäler gehalten hat. Ich habe damals dem beredten Munde tapfer still gehalten, denn gerade an dieser Stelle hatte ich das Jahr zuvor schnurige Gedanken gehabt; Gedanken, die später oft wiederkehrten, wenn ich auf der vorzüglichen Eisfläche zwischen Haussteich und Hirtenbrücke mit den Schlittschuhkünstlern beiderlei Geschlechts kühne Bogen lief. Diese Gedanken galten der Ausnützung des schönen Tales durch Spaziergänge: auf beiden Seiten des „Urstromes“, so weit die Massower Grenze geht; von der Kalksandsteinfabrik bis zum Wolfsfrug, der heute vielen Massowern nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt ist. Der Schloßberg mit sanftem Anstieg von Norden



her bildet in dieser Phantasie den Urstromwald, aber mit dem geschichtlichen Namen „Daarzer Gebirge“, in dem noch zur Zeit der Ebersteiner Wölfe gejagt wurden; oben auf dem Berge steht ein fichtener Aussichtsturm, in dessen weit geformten Leib sich ein Ausschank verbirgt.

Habt keine Angst, meine vorsichtigen Massower. Diese Phantasie ist erst fünfzig Jahre alt und kann erst nach aber fünfzig Jahren Anspruch auf Gestaltung erheben. Aber ein Teilstück der damaligen Phantasie ist in den fünfzig Jahren seit 1885 Wirklichkeit geworden. Das werdet Ihr in meiner Chronik bald beschrieben finden. So viel will ich hier nur sagen: Die Bepflanzung des Schloßberges, die Spitzpappelallee anstelle des Schuppens der Abdeckerei, die Bebauung der Terrassengärten, die Herabminderung des Gefälles der Daarzer Straße, die Höherlegung der Hirtenbrücke und die Bepflanzung der öden Landzunge, auf der jetzt das Kriegerdenkmal steht, waren Teile jener Phantasie. Ob wohl noch einer von uns eine durch Spitzpappeln angedeutete Promenade vom Pulverkeller bis zur Stargarder Chaussee erleben mag? Der Blick auf die Festung Massow mit der St. Marienkirche im Zentrum würde dann für die lustwandelnde Menge ebenso erbaulich sein, wie er es heute

für den Einzelnen ist, der dort auf dem Rain zwischen Feld und Wiese einherschleicht.

Zum Schluß gestatte ich mir noch die Niederschrift einiger Gedanken über das Liebesleben der Massower in den Zeiten vor zweihundert, vor fünfzig, vor fünfundzwanzig und in den nun kommenden Jahren. Das oben gezeichnete Traumleben der Massower hat nicht, wie es im Grunde natürlich gewesen wäre, zu einer gefährlichen Inzucht geführt. Immer zur rechten Zeit erschien Rettung von außen her. Man braucht nur das Kirchenbuch aus der Garnisonzeit einzusehen, um die Verschwägerung der Dragonerschwadron mit der Massower Bürgerschaft sich auszumalen. Zur Feststellung der Verschwägerung mit den Präparanden bedarf es keines Ausmalens. Darüber können die Akten reichlich berichten. Und die Einwirkung der Ueberlandzentrale steht vor aller Augen. Militärisch, pädagogisch, elektrisch hießen die Parolen. Und nun scheint noch eine vierte Art der Beeinflussung des Liebeslebens vor der Tür zu stehen. Zähler-Reparatur-Werkstätte für Pommern! Nun wird die Damenwelt immer jung bleiben. Die Herren Zählerreparateure werden schon die Kunst verstehen, wie man den Nachzählern der Jahre ein Schnippchen schlägt.

## Dei Galgen in Massow

Nach Heinrich Seidel mitgeteilt von Karl Ramrath.

Eins in dei gaude olle Tid  
wir dat in Stargard mal so wiet,  
dat ein oll Pierdeiw bammeln süll.

Dei Galgen harr bi Hitt un Küll  
all lang in Wind un Wedder stoahn  
un wir tauleht to'n Düwel goahn  
un in'n Duft tausamen schoaten —  
wo sülln' sei nu den Pierdeiw loaten?  
Ein niegen Galgen, dei wir düer,  
un 't wir troh Affgaw un troh Stüer  
ok goar kein Geld nich in dei Kass' —  
dat käm sei bannig schlecht tau Pass.

Doch Ratsherr Vos wüßt immer Roat  
un harr ok hier gliest einen prat.  
Hei säd: „In Massow hääbben s' 'n niegen —  
dor kann hei „Keepers Dochter“ friegen,  
dor hebben s' nich dei Kosten schugt  
un einen mächtig groten bugt —  
dor kün 'n sie nägen an versammeln,  
un hei kann in Gesellschaft bammeln.“

Na Massow schreben s' nu en Breif —  
doch mit dei Sach dor güng dat scheif.  
Dei Massow'sch Rat, dei wull nich ran  
un wir doagegen Mann für Mann.  
Na Stargard käm as Antwort hen,  
wat ehr woll käm dor in 'n Sinn?  
„Wi hebb'n dat schwere Geld nich schugt  
un uns ein' schönen Galgen bugt —  
dor is kein Plah för fremde Süner —  
dei is för uns un för uns' Kinner.“

## Rundschau

Richard Sehm

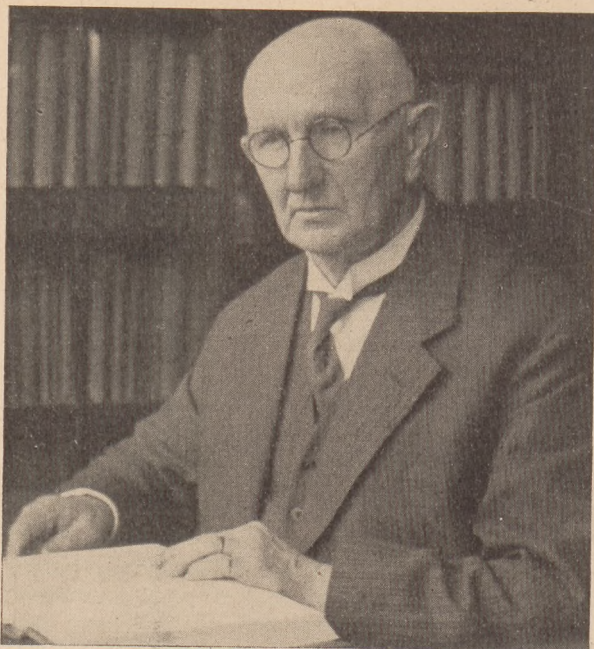
Die Heimatidee gehört zu den Fundamenten unseres völkischen Aufbaues. Heimat nicht im landläufigen Sinn von Umwelt oder Lebensraum allein, sondern als etwas, das der deutsche Mensch haben muß, will er nicht an immerer Entkräftung zugrunde gehen. So ist also Heimat nicht etwas bereits Vorhandenes, sondern letzter Endes ein seelischer Wert, der in uns selbst entwickelt werden muß.

In jedes Deutschen Seele ist die Heimatliebe mehr oder weniger vorhanden, zunächst nur als Anlage, oft als ungestilltes Sehnen. Glücklicher der Mensch, dem ein gütiges Schicksal die Heimat erschloß, den sie

zum Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer beglückenden Schönheit führte! Oft bedarf es dazu ja nur eines Lustlozes durch einen Menschen, zu dem wir vertrauend aufblicken und von dem wir wissen, daß er diesen Reichthum schon selber in sich trägt.

Wie vielen von uns war unser Richard Sehm dieser Führer zur bewußten Heimatschau. Durch seine feine, selbstlose Art versteht er es meisterhaft, andern das Tor der Heimat zu öffnen und sie für diese zu gewinnen. Das danken ihm heute zahlreiche ehemalige Schüler und Freunde in Stadt und Land, auch wohl ganz besonders die Heimatbrüder und -Schwestern in fernen Landen, die ja wohl am meisten von uns allen spüren, was





Archivaufnahme

Richard Gehm

Heimat ist. Zahlreich sind die Beweise der Verehrung und Dankbarkeit, die unserem nun 71 Jahre alten Richard Gehm geworden sind. Viele der an ihn gerichteten Briefe sind Ausdruck echter Heimatverbundenheit. Sieht man doch allgemein in unserm „Papa“ Gehm — wie ihn seine Schüler nennen — den besten Vertreter der Gollnower Heimatwelt.

Das größte Glück aber, das unserm Freunde werden konnte, ist die Bestimmung unseres Volkes auf seine heiligen Güter in unserer großen Zeit der Tatbereitschaft und des Aufbauwillens. All sein leidenschaftliches Mühen um die Heimatidee selbst und das Werben für dieselbe bei jung und alt ein ganzes Menschenalter hindurch, war also nicht vergeblich, sondern wurde Saat für eine große Zukunft. So sehen wir, die wir ihn kennen und schätzen, in ihm einen Wegbereiter für unseres Volkes Wiederaufstieg.

In Stettin wurde Richard Gehm am 20. Oktober 1865 als Sohn eines Kapitäns geboren. Alle seine Vorfahren — väterlicher- und mütterlicherseits — waren Seeleute, die von der östlichen Ostsee stammten. Diese war, wie W. Reuter in einem dem Seemann und Maler Robert Parlow gewidmeten Aufsatz (S. „Unser Pommerland“, 10. Jahrg., Heft 3) sich ausdrückt, „die Heimat waghender, mutiger Seemannsgeschlechter. Da sind die Gehm, die Pust, die Dieckfeld, die Radmann u. a., die seit vielen Generationen ihre Söhne immer wieder auf das Salzwasser sandten, zum eigenen Erwerb und zur wachsenden Geltung der Heimat.“

Auch unserm Richard Gehm lag dieser Seemannsgeist im Blut. Sein Vater wollte jedoch nicht, daß er den Beruf der Ahnen einschläge. Um seinen Jungen etwas zu entschädigen, nahm er ihn nach der Einsegnung einen Sommer mit zur See. Die Reisen führten ihn nach Frankreich, England, Dänemark, Rußland und Norwegen. Die hohe Meinung, die Kapitän Gehm von seinen Lehrern hatte, veranlaßte ihn, daß er seinen Sohn auch diesen Beruf einschlagen ließ.

Geheimrat Hugo Lemke, der später sein intimer väterlicher Freund wurde, sorgte dafür, daß dieser als Lehrer in Puddenzig bei Gollnow sich viel mit Heimatgeschichte befaßte. Das von der Mutter ihm mitgegebene Heimatgefühl machte es dem jungen Lehrer nicht schwer. Die von ihm angelegte Schulchronik und die „Wanderung durch Puddenzigs Kluren“ sind der beste Beweis

dafür. Von 1896 bis 1929 hat Richard Gehm an den beiden höheren Schulen Gollnows als Lehrer segensreich gewirkt.

Von allen den vielen Veranstaltungen, die Richard Gehm im Laufe dieser Jahre ins Leben rief, die aber alle über das alltägliche Maß hinausragten, weil sie ein besonders feinsinniges Gepräge trugen, seien nur einige aus der letzten Zeit genannt: An einem schönen „Heimatabend“ wurde uns von Schülern unsere Heimatstadt in Wort und Lichtbild auf ganz eigenartige undesselnde Weise vorgeführt. — Ein andermal war es ein „Meerabend“, der in unserer alten ehemaligen Hansestadt besonderen Anklang fand. Dann war es wieder ein „Jhnaabend“, bei dem fast die ganze Bevölkerung der Stadt an den Ufern oder auf den vielen Schiffen der Jhna beteiligt war. Immer aber waren diese Veranstaltungen, wie ja das ganze Lebenswerk unseres Richard Gehm, getragen von tiefer Heimatliebe, und das verlieh ihnen ihren hohen Wert.

Seine zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, die fast alle Gollnows Vergangenheit behandeln, sind erschienen in Heimatkalendern, in den „Heimatblättern für den Kreis Raugard“, in dem von ihm begründeten „Heimatgarten“ und später in den monatlich erscheinenden Heimatbeilagen der früheren „Gollnower“ und der „Pommerschen Zeitung“. Größere Arbeiten sind die „Einblicke in das Gollnower Schulwesen von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in Verbindung mit familiengeschichtlichen Nachrichten jener Zeit“ und die „Geschichte der (alten) Apotheke in Gollnow. Ein Kulturbild früherer Zeiten“.

Richard Gehms Feierabendarbeit ist die Gründung einer „Heimatbücherei“ im Gymnasium. Erwähnt sei nur, daß alle Bücher — es ist in den sechs Jahren eine erstaunliche Anzahl geworden — heimatlichen Charakter tragen und meist Stiftungen früherer Schüler sind. Ein Schmuckstück der mit schönen Schränken ausgestatteten „Heimabücherei“ ist das große Oelgemälde, von Prof. Borchert in Gollnow, das die in Altdamm vollzogene Taufe der Stadt Gollnow darstellt.

Seit Jahrzehnten hat Richard Gehm in der Presse aufgefordert, Heimat- und Familiengeschichte zu pflegen. Man hat ihn wohl manchmal deswegen verspottet und verlacht. Um so mehr freute er sich, als seine Wünsche im Staate Adolf Hitlers Befehlskraft erlangten. Vielen Familienforschern in allen Gegenden unsers Vaterlandes hat er schon geholfen. Immer tut er's unentgeltlich. Stifftet aber jemand für die Heimatbücherei ein entsprechendes Buch, so ist ihm das angenehm.

Für ihn gibt es nur ein Glück: Heimat!

Hugo Rehbein.

### Burg Daber

Auf dem Ruinengelände der Burg Daber hat im Jahre 1911 der damalige Besitzer der Burg, Generalleutnant v. Diebst, gelegentlich von Erhaltungsarbeiten an einer Steinmauer eine bronzene Tafel errichtet. Auf ihr sind die wichtigsten Daten der Burg wie folgt vermerkt:

13. Jahrhundert deutscher Bau auf slawischem Burgwall; Besitzer Tempelritter v. Behr.
14. Jahrhundert: Besitzer v. Seydebreck, von Trohs, v. Dewik.
- 1377 Kaiser Karl IV. diktiert Landfrieden auf Burg Daber.
- 1478 Kurfürst Albrecht Achilles belagert Bogislaw X. in Burg Daber und zwingt ihn zum Frieden.
- 1338 Ausbau der Burg durch Klobitz v. Dewik.
18. Jahrhundert: Zerfall der Burg.
19. Jahrhundert: Besitzer Rammenberg, v. Dewik, Lübbe, v. Dieft.

1862 und 1905 Erhaltungsarbeiten an der Burg. Wie aus dieser Tafel ersichtlich, hat die Burg Daber im frühen Mittelalter geschichtlich eine Rolle



gepflegt, nachdem sie, wie so viele feste Plätze im Osten, dem Templerorden ihre Gründung verdankte. Inmitten von Sumpf und Seen gelegen, stellte sie ein festes Bollwerk dar, wie auch bereits Jahrhunderte vorher germanische oder slawische Siedlungsstätten nicht weit von der Burg Daber entfernt bestanden haben. Das hat, namentlich in den siebziger Jahren, der bekannte Prähistoriker Birchow ausgewertet, als er unweit der Burg zahlreiche Pfahlbauten fand und auf dem sogenannten Burgwall, nicht weit von der Burg entfernt, Ausgrabungen machte. Auch nach dem Kriege fand dort Professor Schuchardt Toncherben, teils germanischer und

Daber-Freiheit genannt, wieder verkauft und zuletzt 1861 nebst der Burgruine in den Besitz der Familie v. Dieß übergang, die es noch heute in der dritten Generation besitzt.

Die heutige Ruine besteht aus einem älteren und einem neueren Teile. Ueber Entstehung des älteren mit seinem noch heute sichtbaren Burgverlies wissen wir nichts Näheres. Der neuere, ihr Hauptteil, wurde im 16. Jahrhundert, wie bereits eingangs durch die Tafel erwähnt, von Johst von Dewitz ausgebaut und gehört im spätgotischen Stil mit den zahlreichen Bögen, Fenstern und Nischen zu den schönsten historischen Mo-



Burgruine von Daber: Das Neue Haus, vom Bergfried aus gesehen

teils slawischer Keramik: daraus ersieht man auch hier bestätigt den Kampf der germanischen und slawischen Völker in unserm Heimatlande.

Am engsten mit der Geschichte der Burg Daber verbunden ist das alte pommerische Geschlecht derer v. Dewitz. Aus Mecklenburg zugewandert, sollen sie im Jahre 1352 von den Herzögen Wartislaw und Bogislaw mit dem Land Daber belehnt worden sein. Es hat alsdann zwar noch mehrmals auf Grund von Erb- und Pfandverträgen den tatsächlichen Besitzer vorübergehend gewechselt, jedoch war das ganze Land, nebst Schloß und Stadt Daber (Näheres siehe Berghaus, Landbuch von Pommern und Rügen) im Besitze der Dewitze, von denen „Jürgen van Dewitz“ tau Daber bei der Musterung der Kriegsdienstpflichtigen „ahne die Manschob 8 Pferde, darunter einen verdeckten (gepanzerten) Hengst, und Henning van Dewitz mit syne Brudere ahne die Manschob 6 Pferde, darunter einen verdeckten Hengst, stellen“. Nachweislich gehörten noch bis ins 18. Jahrhundert, außer dem Schlosse und der Stadt Daber, zufolge der Hofmatrikel von 1628 28 große Güter der Umgegend zu dem Familienbesitz derer v. Dewitz, wozu noch die Ländereien der Asterlehnsleute kamen. Diese gesamte Dewitzsche Begüterung hieß späterhin der Daber-Dewitzsche Kreis; er hat als Verwaltungsterritorium bis zum Ende des Jahres 1817 bestanden, in dem ein Glied der Familie v. Dewitz stets der Landrat war. Erst allmählich verkleinerte sich dieser große Familienbesitz; die Stammburg selbst wurde von Karl Friedrich Ludwiga v. Dewitz im Jahre 1808 nebst den Gütern Daber, Gr. Benz und Daberkow an Bürgerliche verkauft, war alsdann jedoch nochmals vorübergehend in Dewitzscher Hand, bis 1846 der Restbesitz, nimmehr

numentalbauten Pommerns. Die großartige Burg ist heute leider nur noch ein Ruinenfeld. Zweiterlei hat hierzu beigetragen: einmal der Umstand, daß sämtliche Glieder der weitverzweigten Familie v. Dewitz auf der Hauptburg ein gemeinschaftliches Wohnungsrecht besaßen, und daß öfters einige an den ihnen zugewiesenen Teilen die notwendigen Ausbesserungsarbeiten verabsäumten. Hauptsächlich jedoch ist der Zerfall der Burg darauf zurückzuführen, daß im Jahre 1808 die Nachfolger im Dewitzschen Familienbesitz in Unkenntnis des historischen Wertes der Burg die Mauern mit Pulver sprengten, um die Steine zum Bau von Arbeiterwohnungen zu verwenden. Immerhin haben jedoch die später erfolgten Erneuerungsarbeiten den Erfolg gehabt, daß die Burg Daber noch hoffentlich viele Jahrhunderte als Erinnerungsstätte früherer pommerischer Kultur und Kunst erhalten bleiben wird. Ganz besondere Erwähnung verdient noch die herrliche alte Linde im Burcgarten, die wohl über 1000 Jahre alt ist, unter Naturschutz steht und zu den stärksten Linden im deutschen Vaterlande zu rechnen ist. Heinrich v. Dieß.

#### Ein Glockenguß in Daber anno 1648

Endlich war Frieden geworden in deutschen Landen nach dreißigjährigem blutigen Ringen und Morden. Doch nur zögernd klangen vielerorts die Friedensglocken. Es war, als klagten und stöhnten sie ob all dem furchtbaren Elend und Jammer, in denen das Heilige Römische Reich deutscher Nation verstrickt lag. Ja, vielfach weckte die Friedensbotschaft gar kein Echo in Dorf und Stadt; sei es, daß die Wohnstätten völlig wüst und öde lagen oder doch ihre Kirchen als rauchgeschwärzte Trümmerhaufen gen Himmel starren.



Zu diesen Orten gehörte auch das Städtchen Daber. Zwar standen die starken Mauern seiner Kirche noch, aber der Holzturm hatte so stark gelitten, daß man es nicht mehr wagen konnte, die Glocken zu läuten. Und das Geläut selbst, das einst der berühmte und hochverdiente pommerische Kanzler Jobst von Dewik um 1530 gestiftet hatte, zeigte mehrfach Beschädigungen, Sprünge und Risse. So schwieg denn auch hier der eherner Mund der Glocken, als die Friedensnachricht eintraf. Aber einen Erfolg sollte der Westfälische Frieden doch zeitigen. Man entschloß sich in Patronat, Geistlichkeit und Gemeinde, die alten Glocken neu gießen und auch den verfallenen Kirchturm erneuern zu lassen. Konnte man doch hoffen, daß dies Werk in der nun andbrechenden Friedenszeit Bestand haben würde.

So bot sich denn den Bürgern des Städtchens noch im gleichen Jahre das seltene und seither nicht wieder erlebte Schauspiel eines Glockengusses. Im Auftrage der Kirche fuhr der Provisor der Kirchen- und Hospitalkasse mehrfach nach Stettin, um hier mit einem Glockengießer zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man gleichzeitig, wie man damals reiste. Der Provisor ließ sich von einem Daberschen Adersbürger mit Pferd und Wagen über Gollnow nach Lübzin fahren und von dort wieder abholen; diese Wagenfahrt kostete einen Gulden (Florinen) und 18 Groschen, also etwa 4 Mark. Von Lübzin ließ er sich mit einem Fischerboot über den Dammschen See und die Oder nach Stettin fahren; dafür bezahlte er 4 Groschen. Man sieht: das Reisen war dazumal un bequem und teuer.

Nachdem der Glockengießer eingetroffen war, richtete er zunächst mit Hilfe der Daberschen Bürger die Glockenformen und den Gießofen. Die Handdienste der Bürger hierbei waren freiwillige Leistungen; selbst der Stadtdiener Jakob Bruck verrichtete das Anrufen der Reihensolge in der Hülfeleistung unentgeltlich; doch erkannte die Kirchengemeinde seine besonderen Bemühungen dadurch an, daß sie ihm ein Paar Stiefel schenkte, die der Schuhmacher Michel Köhn angefertigt hatte. Als der Glockengießer die vier Helmformen für die zu gießenden Glocken kunstgerecht hergestellt und mit den notwendigen Verzierungen versehen hatte, glättete er deren Innenwand mit einem Gemisch fettiger und öltiger Stoffe, die er vorher in einem großen „Pfannen-eisen“ zusammengebrant hatte; diese Pfanne war von dem Junker Heinrich von Dewik geliehen worden. Der Gießer mischte mehrere Mandeln Eier (Schenkungen der Bürger) mit sieben Löffeln Senf, sechs Stücken weißer Seife und mehreren Stücken Tallig (Tal); letztere hatte Bürger Kaspar Boehm (wahrscheinlich Vorfahre des jetzigen Schmiedemeisters Boehm) geliefert.

Inzwischen arbeiteten die beiden Schmiede Jürgen Haberecht und Peter Danick an der Herstellung der Eisenteile für die Glocken bzw. deren Formen. Sie schmiedeten die Gehänge und „Knepel“ (Klöppel) der Glocken und legten „Bläder“ (Bänder) um die Formen; allein für die große Glocke gebrauchten sie 58 Pfund Eisen.

Als die Formen genügende Festigkeit gewonnen hatten, konnte der Gießer den Gießofen anfeuern, der mit zerschlagenem Glockengut (Bronze) der alten Glocken gefüllt war. Zum Heizen benutzte er mehrere „Tinnen Beckerkohlen“. Das waren Holzkohlen, die der Adersbürger Tigges Viermann aus den Köhlereien von Kriewitz und Damerow angefahren hatte.

Nach Erledigung aller Vorarbeiten kam dann der große Moment des Glockengusses heran. Leider fehlen nähere chronistische Angaben über seinen Verlauf; dagegen können wir uns nach den vorliegenden Akten ein Bild des nicht minder spannenden Auftrittes ausmalen, als nach Erstaltung des glühenden Metalls die Glockenformen zerschlagen wurden und die neuen Glocken ihre glückliche Auferstehung feiern konnten. Fast die ganze Gemeinde war Zeuge dieses Schauspiels. Da sah man die „wohlbeden, ehrenfesten und mannhaften Junker Heinrich, Georg und Stephan von Dewik“ als

Patrone der Kirche, den Präpositus (Superintendent) Davidt, den Pastor Westphal, den Rektor Christian sowie den Kantor und Schulmeister Werth und die Kirchenvorsteher als Vertreter von Kirche und Schule, ferner den Rat der Stadt mit den beiden Bürgermeistern und dem Vogt der Dewitze, die Jürste und Jünningen und zahlreiche Bürger nebst Frauen und Kindern. Alle blickten mit Freude und Genugtuung auf das wohl-gelungene Werk. Am meisten Bewunderung erregte die große Glocke, stellte sie doch eine Glockenmasse von 26 Zentnern Gewicht dar. Dagegen wiegt die mittlere Glocke nur noch 15 Zentner und die dritte nur 12 Zentner. Aber gerade dieser dritten Glocke wendet sich das besondere Interesse der Gemeinde zu; ist sie doch die Kling- oder Betglocke. Sie wird mit ihrer hellen, feinen Stimme nicht nur bei besonderen Anlässen im Chor ihrer größeren Schwestern mitklingen, sondern ihr Ton wird den Gliedern der Gemeinde bald am vertrautesten sein, wenn er an jedem Morgen, Mittag, zur Vesper und zum Feierabend erschallt und zur Besinnung und inneren Einkehr mahnt. Der Schulmeister Werth jedoch wendet seine Aufmerksamkeit der kleinsten der Schar zu, die mit ihren 3 Zentner Gewicht fast als Zwerg unter Riesen dasteht; es ist die Seiger-glocke; der Glockengießer hat sie umsonst angefertigt, während er als Lohn für den Guß der drei größeren Glocken fast 300 Florinen (etwa 600 Mark) bekam. Und doch gebührt ihr volle Beachtung als Stunden-glocke, als Ersatz für die noch fehlende Turmuhr. Ihre Wartung obliegt dem Schulmeister. Er stellt nach dem Ablauf des Sandes in seiner Sanduhr (auch Stunden-glas oder Seiger genannt) die einzelnen Zeitabschnitte fest und läßt nach Verlauf einer Zeitspanne, die etwa unserer heutigen Stunde entspricht, die Seiger-glocke läuten. Sie ist also — abgesehen von den Nachtzeiten — die Uhr des Bürgers.

Ein besonderes Ereignis bildet dann noch der Transport der Glocken zum Kirchturm und das Aufbringen in den Glockenstuhl. Während die drei kleineren Glocken mit Pferd und Wagen befördert werden, ist das bei der großen Glocke nicht möglich. Ihrem hohen Gewicht von 26 Zentner waren die Holzachsen der damaligen Wagen nicht gewachsen. Deshalb bauen die Zimmerleute ein schweres Holzgerüst aus Bohlen, einen „Schleden“ (Schlitten) zum Abschleppen der großen Glocke. So gelingt auch ihr Transport zur Kirche ohne Unfall.

Das schwierige Werk des Aufbringens der Glocken in den Glockenstuhl leitet der Mühlenmeister. Der Glockenturm hat während des Glockengusses auch eine völlige Erneuerung erfahren. Das notwendige Eichenholz dazu schenkte Junker Stephan von Dewik aus seinen Waldungen; die Bürger fuhren es unentgeltlich an. Beim Einsetzen der neuen Turmtür schlug diese durch ein Versehen der Bauleute um, fiel auf die in der Nähe stehende Frau des Küsters und verletzte sie; doch kam die Frau wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Das Aufbringen der Glocken jedoch verlief völlig planmäßig.

Nun schwebten sie oben in ihrem Element, der freien Gottesluft; nur die Glockenseile fehlten noch, um ihre Erzleiber in Schwang zu versetzen und zum Erstlingen zu bringen. Die Seile lagen schon bereit; einen „Reepschläger“ aus Gollnow hatte man mit ihrer Aufertigung beauftragt; „70 Klaster hanfene Schnur, wie der kleinste Mamsänger dick“, befestigte man an den Glocken. Und dann stuteten ihre Schallwellen weit ins Dabersche Land hinaus, nun auch hier den so lange entbehrten Frieden verkündend.

Eine der ersten Aufgaben dieses neuen Geläutes bildete sodann das Trauerläuten für den bereits 1637 verstorbenen letzten Pommerherzog, Bogislaw XIV. Es galt, eine Ehrenpflicht nachzuholen, deren Erfüllung die Kriegsnöte bisher unmöglich gemacht hatten. 19 Tage hindurch währte das Sterbeläut für den Letzten aus dem Greifenstamm, täglich drei Stunden. Aber während man das alte, angeflammte Fürstenhaus zu Grabe



läutete, breitete schon von Südwesten her der rote Adler im weißen Felde schüßend seine Fittiche über Hinterpommern aus, um es den landfremden Schweden für immer zu entreißen. Auf Grund alter, wohlberechtigter Erbverträge erreichte der Große Kurfürst auf dem Westfälischen Friedenskongreß 1648 durch kluges Auftreten und durch den Einfluß seiner charaktervollen Persönlichkeit die Verschmelzung Hinterpommerns mit Brandenburg. So läuteten die neuen Glocken gleichzeitig den Anbruch einer neuen Zeit unter einer neuen Regierung ein, die von größter Bedeutung für die Entwicklung unserer engeren Heimat und des ganzen deutschen Vaterlandes werden sollte.

Hugo Gosh.

### Die Raubmühle bei Massow

Die Unsicherheit auf den mittelalterlichen Landstraßen hatte ihren Höhepunkt in der Raubritterzeit und während des Dreißigjährigen Krieges. Das Massower Land aber war von den Reisenden besonders noch zur Zeit Friedrichs des Großen gefürchtet. Das damalige dichte und umfangreiche mittelpommerische Waldgebiet hatte seinen Südrand an der Seeschlucht einen Kilometer nördlich von Massow, wo am Süden des Warsower Sees die damals so gefürchtete Warsower Mühle liegt. Dort führte die alte Heerstraße vorbei, die man von Preußen (über Stargard—Massow—Raugard—Kolberg) nach Königsberg und Moskau benutzte.

Ein Zufall brachte Licht über die dunklen Geschehnisse bei der berüchtigten Raubmühle bei Massow. Im Jahre 1770 schickte der Massower Bürger Joachim Köhn einen Brief an Müller Joachim Streiß von der Raubmühle bei Freienwalde. Er forderte 50 Taler noch fehlendes Beutegeld von einem gemeinsam begangenen Raubmord. Diesen Brief fing ganz zufällig die Polizei auf. Eine sofortige Untersuchung durch den Stettiner Hoffiskal hatte folgendes Ergebnis: Gegen Ende des Siebenjährigen Krieges 1761 hatten mehrere Personen unter Führung der Gebrüder Streiß, damalige Besitzer der Warsower Mühle, einen schleißischen Marktenderwagen überfallen, die fünf Begleitpersonen ermordet und das Fuhrwerk geraubt. Die Gebeine und Kleidungsstücke der Ermordeten wurden am Tatort, das ist im Waldstreifen zwischen der Poststraße nach Raugard und dem Warsower See, verscharrt und später noch aufgefunden. Die Pferde verkaufte man an den Kossäten Niz aus Kunow. Alle verdächtigen Personen wurden ins Untersuchungsgefängnis nach Stettin gebracht. Das Stadtgericht Stettin wurde mit diesem schwierigen Fall nicht fertig, da die Räuber behaupteten, sie seien der Meinung gewesen, der Wagen sei ein russischer Marktenderwagen mit plündernden Russen. Die Russen hatten ja damals vor Schluß des Siebenjährigen Krieges unser Pommernland besetzt! Das Kammergericht Berlin wurde angerufen und gab mit persönlichen Bemerkungen Friedrichs des Großen den Ausschlag.

Die Entscheidung machte dem edlen und strengen Gerechtigkeitsinn von Fridericus Rex alle Ehre. Sie besagte, daß die preußischen Untertanen auch im Kriegsfall nicht das Recht haben, auf eigene Faust Feinde zu töten, selbst dann nicht, wenn es sich um Marktenderhandele, die notgedrungen für den im Land stehenden Feind „fouragieren“ müßten. Die Ermordeten seien dazu an Kleidung und Sprache leicht als Schlesier zu erkennen gewesen. Untersuchungen und Verhandlungen dauerten insgesamt drei Jahre. Da wurde dann mit den Übeltätern nach Recht und Gesetz verfahren: Müller J. Streiß, Schuster Parzib und Akerbürger Daniel Winde sollten gerädert, Schlächter Durin aber mit dem Schwert hingerichtet werden, weil dieser sich von Anfang an sehr reumütig gezeigt hatte. Kossät Niz, Akerbürger Wilhelm Winde und Bürger Köhn wurden zu lebenslänglicher Fessungshaft verurteilt. Müller Daniel Streiß und Bürger Fühlsdorf waren im Gefängnis bereits verstorben. Mitte Oktober 1773 erhielten die Raubmörder von der Raubmühle ihre gerechte Strafe.

Noch ein zweiter Ueberfall bei der Raubmühle bei Massow ist bekannt. Es handelte sich dabei um einen Raubüberfall auf einen russischen Kurier, der von der Kaiserin Katharina von Rußland mit Aufträgen von hoher Wichtigkeit nach dem Hafen von Livornn geschickt wurde, wo damals die russische Flotte im Kampf gegen die Türken ihr Winterlager hielt. Dieser kaiserliche Sendbote hieß Rübiger von Flemming, war ein geborener Raugarder und seit dreißig Jahren in seiner Heimat als verschollen angesehen. Er benutzte die passende Reisegelegenheit zu einem Besuch seiner Heimatstadt und erregte dadurch nicht nur in Raugard, sondern auch bei dem Raubgesindel der Warsower Mühle Aufregung und Bewunderung; dieser „fette Braten“ mußte ja ihre Mühlenschlucht passieren.

Und er kam —! Als dann der Kammerdiener des Rübiger v. Flemming, der eine Tagesfahrt zurück hinter seinem Herrn herfuhr, beim russischen Gesandten in Berlin seinen Herrn treffen wollte, war und blieb dieser verschwunden. Ein Zufall brachte auch zu diesem Jahr und Tag rätselhaften Verschwinden Klarheit durch einen Müllergefellen der Raubmühle. Die Räuber hatten den Wagen zwischen Dolgenkrug und Massow überfallen und beraubt und den Kurier nebst Begleiter ermordet und verscharrt. Um allen Verdacht von Massow abzulenken, fuhrten sie dann sogleich im Wagen und in den Kleidern der Ermordeten weiter bis Berlin, wo sie verschwanden und einzeln zurückkristen. So konnten alle Poststationen von Massow bis Berlin berichten, daß das vornehme russische Gefährt die Poststationen passiert sei! Von Stettin erschien dann eines Tages plötzlich eine Truppenabteilung und konnte alle von dem Müllergefellen bezeichneten Personen verhaften und ihnen die gebührende Strafe für solche Untaten zuteil werden lassen. So war die Warsower Mühle als „Raubmühle“ weit und breit bekannt und gefürchtet.

Karl Ramrath.

### Die Besatzung der „Festung“ Massow in früheren Zeiten

Als im 13. Jahrhundert das Städtchen Massow durch Mauer, Graben und Doppelwall befestigt wurde, da hatte jeder wehrhafte männliche Einwohner die Pflicht, im Notfalle die Feinde von der Stadt abzuwehren zu helfen. Ein Jahrhundert später, als das Handwerk emporblühte und die Handwerksmeister sich zu Gilden und Zünften zusammenschlossen, erhielt jede Zunft einen bestimmten Platz an der Mauer zum Verteidigungskampf unter Führung des Altmeisters der betreffenden Zunft. Vielerorts war es üblich, den Schmiede- und Fleischerzünften besonders schwierige und wichtige Verteidigungsplätze anzuweisen. Die Mitglieder dieser genannten Zünften waren nicht nur die kräftigsten Männer, sondern konnten mit schwerem Handwerkszeug und Waffen besonders gut umgehen.

Diese Gilden oder Zünften bildeten — so auch in Massow — die sogenannte Bürgerwehr. Aus dieser Zeit stammt die Bezeichnung Spießbürger. Pulver und Blei verdrängten allmählich die Schleudern, Pfeilbogen und Spieße. Da waren es bald nur noch wenige Bürger, die sich immer noch nicht recht von dem alten Spieß, den schon der Großvater besaßen, trennen wollten. So fing man an, sich über die „Spießbürger“ lustig zu machen. Die aufkommenden Feuerwaffen verlangten bessere Ausbildung mit den „Schießknüppeln“. Zu diesem Zwecke bildete sich eine freiwillige Vereinigung wehrhafter Männer. Sie übten sich im Schießen, hielten Wettschießen und Königsschießen ab und übernahmen gegebenenfalls die Verteidigung der Stadt, wenn Marmus der Trommeln durch die Straßen dröhnte. So entstand auch in Massow im 16. Jahrhundert die Schützengilde. 1680 bestätigte der Große Kurfürst der Schützengilde ihre alten Privilegien. 1704 ließ König Friedrich I. von Preußen der Stadt Massow eine Fahne und 2 Trommeln überreichen wegen der Verdienste der Bürgerwehr im 30jährigen Kriege. Diese



jahrhundertalte zerfetzte Fahne ist heute noch vorhanden und wird bei ganz besonderen Gelegenheiten von der Schützengilde getragen. Der Schießplatz der Schützengilde befand sich ehemals am Stargarder Tor auf dem Grundstück der Gärtnerei Hildebrand. Erst um 1830 entstand das jetzige Schützenhaus und -platz in der idyllisch gelegenen Talschlucht des Mühlenbaches.

Bei der starken Vermehrung des preußischen Heeres unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. erhielt 1715 Massow eine Schwadron „Ansbach-Bayreuthische“ Dragoner als Besatzung. Die Pferde wurden in den sogenannten Dragonerställen untergebracht. Solche befanden sich z. B. auf den Egehöfen Heerstraße—Friedensstraße (Gläser—Hamde). Die Dragoner durften bei den Handwerksmeistern als Geselle gehen. Sie konnten sich selbständig machen, wenn sie ein eigenes Haus erwarben. So findet man nach 1750 die Doppelbezeichnung „Dragoner und Bürger“ oder „Dragoner und Brauer“. Die Schwadron exerzierte auf dem Gelände am Treffpunkt des Wittenfelder und „Scheelen“ Weges. Dieser Ackerplan heißt heute noch Exerzierplatz. Im Jahre 1798 war die Garnison Massow 125 Mann stark, aber mit Familienangehörigen insgesamt 239 Seelen. Auf dem jetzigen Walnußplatz stand damals das Futtermagazin der Schwadron. Als 1806 der unglückliche Krieg begann, rückte die Massower Schwadron mit dem ganzen Regiment in den Kampf. Auf Grund des Tilsiter Friedens 1807 mußte das preußische Heer so stark verringert werden, daß viele Regimenter und alle kleinen Garnisonen, so auch Massow, aufgelöst wurden. Nur unsere alte Schützengilde, die sich nach dem Weltkriege stark vergrößert und schön uniformiert hat, erinnert uns noch an die Besatzung der „Festung“ Massow in früheren Zeiten.  
 Karl Kamrath.

### Ein Frauenschicksal

Frauenschicksale sind nicht immer glänzend gewesen. Insbesondere haben fürstliche Frauen nicht selten ein tragisches Ende genommen. „Goldene Kronen drücken schwer, 's ist nicht, als wenn's ein Strohhut wär.“ An einem solchen Frauenschicksal mitgebaut und mit niedergerissen hat auch ein Graf des Pommerlandes, wenn ihm auch die Rolle, die er spielte, von einer stärkeren Macht zugewiesen war, ein Graf Eberstein auf Raugard.

Elbabwärts von Tangermünde liegt in der Mark das kleine Städtchen Arneburg, nahe dabei die Burg, auf der Brandenburgs Kurfürsten nicht selten Hof hielten, unter ihnen auch Joachim II., den die Geschichte wegen seiner Tapferkeit im Türkenkriege Hektor genannt hat. Nicht minder berühmt aber soll der Fürst, der ein Freund rauschender Feste und prunkvoller Bauten war, durch seine Tapferkeit schönen Frauen gegenüber gewesen sein. Im Sturme eroberte er in Arneburg das Herz der Anna Sybow, der schönen Gießervitwe. Die schöne Frau verstand es mit ebenso großer Tapferkeit, des Fürsten Herz mehr als 20 Jahre zu fesseln. Des Kurfürsten Geliebte zu sein, galt ihr soviel, als selbst Kurfürstin zu heißen. Eine Tochter gebar sie ihm, der der kurfürstliche Vater ebensoviel Liebe entgegenbrachte wie der Mutter. Dann aber verlangten die Landstände eine Trennung. Joachim suchte der Tochter seiner Geliebten einen Gatten und damit eine Versorgung und fand beides in dem Grafen Eberstein. Das Ebenbild der schönen Mutter erschien diesem um so begehrenswerter, als Joachim in seiner unbegrenzten Liebe zu Mutter und Tochter beide Zukunft nach menschlichem Ermessen glänzend gesichert hatte. Schon früher hatte er seinen Sohn, den Kurprinzen Johann Georg, schwören lassen, beide Frauen nach seinem Tode nicht nur in Schutz zu nehmen, sondern auch sie unbeschränkt in dem Besitz dessen zu belassen, was er ihnen zu Lebzeiten geschenkt. Die Tochter Magdalena machte er zur Gräfin von Arneburg und setzte ihr eine glänzende Aussteuer fest. Gold und Geschmeide in großen Mengen sollten ihr zu eigen sein, Ketten und Ringe, Spangen, Schnüre und Perlen,

ja von goldenen Stiefeln soll die Rede und Graf Eberstein sehr glücklich gewesen sein.

„Glück und Glas, wie bald bricht das.“ Auch des Ebersteins und seiner jungen Braut Glück war von kurzer Dauer, wohl darum, weil es nicht auf gegenseitiger unverbrüchlicher Liebe und Zuneigung aufgebaut war. Ein Jahr währte es und sollte voll werden, wenn in Arneburg oder auf Raugard frohe Hochzeit gefeiert wurde.

Die Hochzeit blieb ungefeiert. Ganz plötzlich starb Joachim Hektor, als er in der Köpenicker Heide der Jagd oblag. Geheimnisvolle Geschichten liefen um sein rasches Sterben. Aber dann nahm man an, daß ein Herzschlag sein Leben beendete. Für den Sohn und Nachfolger war des Vaters plötzlicher Tod Anlaß, einmal aufzuräumen unter der Günstlingswirtschaft, die zu seines Vaters Lebzeiten am brandenburgischen Hofe geherrscht. Die unwillkommenen aufdringlichen Ratgeber entfernte er. Prozesse gab's und harte Urteile, die selbst nicht durch demütige Kniefälle und Selbstmorde geändert wurden. Den Schwur, den ihm der Vater um der schönen Gießervin willen abgerungen, hielt er zu halten sich nicht verpflichtet. Seinem jahrelangen Zorn, den er gegen sie gehegt, und der von seiner Mutter gegen die schöne Nebenbuhlerin mit Eifer geschürt worden, ließ er freien Lauf. In den Spandauer Julinsturm ließ er sie setzen, wo sie 4 Jahre später gestorben sein soll. Die Volks Sage und Volksgerechtigkeit erzählt anders. In seinem Jagdschloß Grunewald, so berichtet sie, ließ er sie lebendig einmauern. In der Stätte, da sie mit dem Vater die schönsten Stunden verbotener Liebe zugebracht, ließ er sie eines elenden Hungertodes sterben. Ihr Geist soll noch lange nächtlicher Weise durch die Hallen und Säulengänge, durch die Säle und Zimmer als weiße Frau gewandelt sein, auf stillen Treppen die Menschen erschreckt haben.

Auch der Traum der jungen Gräfin Magdalena zerrann, wie Schneeflocken an der Sonne zerrinnen. Was ihr der kurfürstliche Vater freigebig geschenkt, beschlagnahmte der Sohn. Die arme Gräfin war nun für den Eberstein nicht mehr die begehrte Partie. Er suchte sein eheliches Glück anderwärts. Einem seiner Schreiber bot der Kurfürst sie zur Frau an, und der durfte nicht Nein sagen. An seiner Seite lebte die Gräfin Magdalena von Arneburg, die beinahe Gräfin Eberstein auf Raugard geworden wäre, in bescheidenen Verhältnissen in Arneburg, bis der Tod ihr den subalternen Gatten von der Seite nahm. Dann verließ sie Arneburg und lebte still und zurückgezogen in der Spandauer Straße in Berlin als Witwe Kohl geb. Gräfin von Arneburg ihr Leben zu Ende. Vierzig Jahre überlebte sie ihren Gatten. Mit ihr schloß ein Frauenschicksal, in dem neben höchstem Glück tiefstes Leid stand.  
 Otto Kunkel.

### Ein rheinischer Graf findet in Pommern eine Heimat

Im Jahre 1652 war es. Das 30 jährige Morden war wohl scheinbar durch den Frieden zu Münster und Osnabrück beendet, doch die Deutschen seufzten noch lange unter den Folgen dieses menschenverachtenden Krieges. Auch das Pommerland seufzte unter seinen Folgen. Städte und Dörfer waren leer, die wenigen Bewohner verarmt. Mitten in dieser traurigen Zeit gab es aber auch lichte Tage, die den Menschen wieder die Sonne in die Herzen scheinen ließen, ihnen wieder Freude am Leben gaben. Einen solchen Tag gab's auf Quarkenburg in Hinterpommern. Graf Ludwig Christoph von Eberstein, Herr zu Raugard und Massow, hatte seine Tochter Hedwig Eleonora einem rheinischen Grafensohn versprochen. Ein Sonntag war es auch für diesen, Johann Ernst zu Wied. Obwohl einem angesehenen Geschlecht entsprossen, war seine Jugend keine sonnige gewesen. Ziel sie einmal — er war im Jahre 1623 geboren — in jene jammervolle Zeit, da auch das rheinische Land Ungeheures zu dulden hatte von Durchzügen, Raub und Mord, so waren auch die Verhältnisse im elterlichen Hause keine erfreulichen gewesen. Von 14 Kindern, von denen der älteste Sohn



13., der jüngste 2 jährig gewesen, war der Vater, Graf Hermann II. zu Wied, 1631 gestorben und hatte der Mutter in der Erziehung der Kinder neben allerlei Nützlichkeiten als Vormünderin ihres Velesten eine gewaltige Aufgabe hinterlassen. Im Jahre 1633 mußte sie mit ihren Kindern nach Mainz fliehen, um nicht in spanische Gefangenschaft zu geraten. Den kriegsrischen Zeiten entsprechend, wurde Graf Johann Ernst Soldat. In heftige Dienste trat er und kämpfte noch im letzten Kriegsjahre mit Tapferkeit bei Gredenbroich gegen Lombei, des Kaisers Generalfeldmarschall, als Oberst eines Reiterregiments, geriet aber in kaiserliche Gefangenschaft, in der er verblieb, bis der Friedensschluß die Pforte seines Kerkers öffnete. Auf seinen Kriegsfahrten hatte er das Edelfräulein in Pommern kennen und lieben gelernt, sie als seine Gattin auszuwählen. Ihr liebenswürdiges Wesen hatte mehr seine herzliche Zuneigung gewonnen als die 30 000 Taler Mitgift, die er als dritter Sohn seines Vaters allerdings auch gut gebrauchen konnte. In des jungen Fräuleins Vaterhaus fand die Eheverbindung statt, bei der man ihr als Wittum Teile der Herrschaften Kunkel an der Lahn und Dierdorf auf dem Westerwalde verschrieb, die ihm von seinem ältesten Bruder Christian zu fallen sollten. Die Eheverbindung besagte u. a. folgendes:

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit u. z. vorderst Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehren, auch zur Vermehrung und Aufnehmung der Gräflichen Geschlechter ist wollbedächtlich und mit vorgehabtem guten Rath zwischen unsz Graff Ludewig Christoffen im Namen und von wegen unser freundlichen lieben Tochter, des Hochwollgebornen Freuwleins Hedwig Eleonora undt unsz Herrn Hansz Ernst, Grafen zu Wiedt, eine Christliche Gott wohlgefällige Heyrath undt Eheverbindung getrossen, geschlossen undt vollzogen; Inmaßen unterschiedlich hernach folge: Anfänglich sollen undt wollen Wir Herr Hansz Ernst Graff zu Wiedt Hochwollgedachtes Freuwlein zu unserm Ehelegen Gemahl, undt hinwiederum wollgemeltes Freuwlein unsz zu Ihrem Ehelegen Gemahl haben, solliche Eheliche Vermählung durch Priesterliche Copulation bestetigen, undt einander mit herzhlicher Liebe undt Treuw, biß der zeitliche Tod, welchen doch der Allerhöchste nach seinem väterlichen Willen lange in Gnaben abwenden wolke, unsz scheidet, Ehelich bewohnen.“

Bald wurde die Hochzeit des jungen Paares in dem Schlosse zu Quarfenburg gefeiert, wo es dann glückliche Tage verlebte. Der Sohn des Rheinlandes hatte im fernem Pommerlande eine Heimat gefunden. Wenn er auch gelegentlich vor einbrechenden Polacken und Kosaken hatte nach Stettin flüchten müssen, so war ihm doch in Naugard ein Stammhalter geboren, „ein Herrlein, das er am Oftermontag auf den Namen Ludwig Friedrich hatte taufen lassen“. Nur ungern vernahm er daher den Ruf der alten Heimat, die ihn, den Erben der Grafschaft, als Regenten haben wollte. In der Grafschaft Wied-Kunkel war nach des Vaters Tod sein Bruder Moriz Christian zur Regierung gekommen. Der starb 1653, nachdem ihm ein anderer Bruder, Hermann, schon 1651 im Tode vorausgegangen war. Schwere Herzens verließ Graf Johann Ernst das Pommerland, um sich von den Untertanen seines Stammlandes huldigen zu lassen. Die begrünt ihn herzlich. „Die Bauern zogen ihm mit Donnerbüchsen (Böllern) bis zur Landesgrenze entgegen.“ Einige Städte jedoch stützten sich auf ihre Privilegien, nach denen sie nur „3 Schritt vor dem Thor dem Landesherrn Folge zu tun verpflichtet waren“. Das deutete er als Böswilligkeit, obwohl ihm versichert wurde, daß in dieser Maßnahme nichts Kränkendes zu finden sei. Weit mehr Verdruß bereitete es ihm jedoch, daß sein Bruder das Land in schlimmem Zustande zurückgelassen hatte. Das Schloß in Kunkel, das im 30 jährigen Kriege zerstört worden, war wohl wieder aufgebaut, aber noch nicht in wohllichem Zustand. Dazu kam eine Schuldenlast von 150 000 Gulden, die einen gewaltigen Zinsendienst verlangte. Da sehnte er sich wieder nach dem Pommer-

lande zurück, überließ die Verwaltung seinem Amtmann Joh. Wilh. von Wallrabenstein und wohnte wieder in Naugard und Massow, wo ihm im Jahre 1657 „sein herzgeliebtes Töchterlein Juliana Margaretha“ geboren wurde, das aber bald darauf „durch einen gar frühzeitigen Todt aus diesem Jammer-Leben in den himmlischen Freuden-Sall versetzt wurde“.

Während die gräfliche Familie in Pommern lebte, sahen Verwandte aus dem Hause Solms in der Grafschaft nach dem Rechten. Noch einmal — 1661 — kam Hans Ernst dahin, ordnete mancherlei an und kehrte nach kurzem Aufenthalt wieder nach Pommern zurück, wo er, kaum 41 Jahre alt, in Stettin starb.

Seine Witwe, Hedwig Eleonora, führte mit ihrem Schwager Friedrich zu Wied die Vormundschafts-Regierung für ihren minderjährigen Sohn Friedrich, bis dieser selbst im Jahre 1675 zur Regierung kam.

Otto Kunkel.

## Freiheitshelden aus dem Kreise Naugard

Von August Zöllner, Misdroy

Aus der Zeit der Befreiungskriege habe ich im Laufe der Jahre biographisches Quellenmaterial gesammelt. Es handelt sich um Nachrichten über pommerische Veteranen, Senioren und Ritter des Eisernen Kreuzes, die größtenteils noch rüstig genug waren, um an der Berliner Jubelfeier des 17. März 1863 teilzunehmen. In diesem Tage fanden nämlich in Preußen in Stadt und Land aus Anlaß der Wiederkehr des Tages, an dem vor 50 Jahren der Ausruf „In mein Volk“ erfolgte sowie zur Erinnerung an die Stiftung des Eisernen Kreuzes (10. März) und die Organisation der Landwehr Jubelfeiern statt.

Laut Stiftungsurkunde vom 10. März 1863 erhielten die noch lebenden Ritter und Inhaber des Eisernen Kreuzes nicht nur einen Ehrensold auf Lebenszeit, sondern wurden auch eingeladen, an den in Berlin stattfindenden Festlichkeiten (Grundsteinlegung eines Denkmals, Festvorstellungen usw.) teilzunehmen, an „Adniglicher Tafel“ zu speisen.

Der 17. März 1863 wurde auch in Naugarder Kreise würdig gefeiert. Ueberall ehrte man die greisen Helden, die vor 50 Jahren für Deutschlands Befreiung gekochten hatten, gedachte man der Heldentaten und der treuen Toten.

Auch namhafte Beträge, die teils durch freiwillige Spenden aufgebracht, teils von den Behörden bewilligt worden waren, wurden an minderbemittelte Veteranen verteilt.

Von den 441 im Jahre 1863 noch in Pommern lebenden Rittern des Eisernen Kreuzes hatten im Kreise Naugard 19 ihren ständigen Wohnsitz. Zehn Ritter hatten sich entschlossen, der Einladung des Königs Folge zu leisten.

Uebrigens erhielten sämtliche Kriegsteilnehmer „Zur Erinnerung an den 17. März 1863“ eine „Kriegs-Denkminze“. Nach Paragraph 2 der Stiftungsurkunde sollte „diese Medaille zum ehrenden Andenken an die Beliehenen nach deren Ableben in dem Besitze ihrer Familien verbleiben“. Zahlreiche Kriegsdenkminzen aus der Zeit der Befreiungskriege (Inschrift: Jahreszahl 1813 — Preußens tapferen Kriegern — Gott war mit uns — Ihm sei die Ehre) befinden sich noch heute im Familienbesitz oder gelangten auf besonderen Gedanktafeln in der zuständigen Kirche zur Ausstellung.

Im Interesse der Familienforschung veröffentlichen wir die Namen der im Kreise Naugard anwesigen Ritter des Eisernen Kreuzes mit näheren Angaben, wo die einzelnen Freiheitshelden mit Auszeichnung gekämpft, wann sie das Eiserne Kreuz erhielten und wo sie um 1863 ihren ständigen Wohnsitz hatten.

Nicht immer war es mir möglich, das betr. Regiment zu ermitteln. Wer sich über den Verlauf der Befreiungskriege, über die Einzelheiten der Gefechte und Schlachten unterrichten will, mag das empfehlenswerte Werk von R. Friedrich „Die Befreiungskriege 1813—1815“



(mit zahlreichen Bildnissen und Karten) zur Hand nehmen (Mittler und Sohn, Berlin 1913). Es sei hier auch auf das im Jahre 1935 erschienene Sonderheft „Pommersche Familien- und Sippenforschung“ dieser Zeitschrift, besonders auf den Beitrag von Curt Staude „Pommersche familienkundliche Quellen“ — Regimentsgeschichten — hingewiesen.

Gewählt wurde die alphabetische Reihenfolge. Der Vermerk „Schloßfeier“ bedeutet, daß sich der betreffende Ritter des Eisernen Kreuzes auf Grund der Einladung angemeldet hatte, also gewillt war, an der Zusammenkunft in Berlin teilzunehmen, nicht aber, daß er die Reise tatsächlich unternommen hat.

1. Barkow, Gottlieb, Unteroffizier a. D. in Hackenwalde. E. R. II, 1815 erworben bei Belle-Alliance (Schlacht am 18. Juni 1815).
2. Beske, Johann, Grenadier a. D. in Immenthal. E. R. II, erworben bei Paris, erhalten 1818.
3. Böttcher, Johann, Sergeant a. D. in Naugard. E. R. II, 1813 erworben bei Leipzig (Völkerschlacht: 16.—19. 10. 1813).
4. Dräger, Johann, Wehrmann a. D. und Chaufseewärter in Damerow. (Später nach Wolchow verzogen.) E. R. II, erworben bei Sentis, erhalten 1839. 1. Pom. Landw.-Inf.-Rgt., 4. Korps 1815. Schloßfeier.
5. Funke, Carl, Förster in Marienwalde. E. R. II, 1814 erworben bei Soissons, Laon etc. (Schlacht am 9. und 10. März 1814). 9. Kolbergisches Inf.-Rgt., 2. Korps 1815. Schloßfeier.
6. Groß Johann, Musketier a. D. und Altizier in Karlsdorf b. Gollnow. E. R. II, erworben bei Bützphen, erhalten 1831. 9. Kolbergisches Inf.-Rgt., Bülow's Korps, Schloßfeier.
7. Haback, Friedrich, Grenadier a. D. in Birkenwerber. E. R. II, erworben bei Paris, erhalten 1832.
8. Jwen, David, Füsilier a. D. und Kolonist in Düstereck b. Groß-Sabow. E. R. II, erworben bei Hoogstraten (Gefecht am 11. Januar 1814), erhalten 1838. 2. Res.-Inf.-Rgt., Bülow's Korps. Schloßfeier.
9. Mathias, August, Wehrmann a. D. und Hausbesitzer in Naugard. E. R. II, erworben bei Blanchenois, erhalten 1834. 1. Pom. Landw.-Inf.-Rgt., 4. Korps 1815. Schloßfeier.
10. Mau, Friedrich, Unteroffizier a. D. in Massow. E. R. I., erworben bei Belle-Alliance und Senior des E. R. II, erworben bei Velsky.
11. Marquardt, Chr., Steuereinsnehmer a. D. in Massow. E. R. II., erworben bei Groß-Beeren (Schlacht am 23. August 1813), erhalten 1838.
12. Papendorff, Christian, Briefträger a. D. in Naugard. E. R. II, erworben bei Sentis, erhalten 1839. 1. Pom. Landw.-Kav.-Rgt., 4. Korps 1815. Schloßfeier.
13. Seewert, Carl, Unteroffizier a. D. und Kämmererdiener in Gollnow. E. R. II, erworben bei Leipzig (Völkerschlacht), erhalten 1838. 1. Neumärk. Landw.-Kav.-Rgt., Yorcksches Korps. Schloßfeier.
14. Sell, Christian, Wehrmann a. D. und Altizier in Hohen-Schönau bei Walsleben. E. R. II, 1815 erworben bei Belle-Alliance, erhalten 1816. 1. Pom. Landw.-Kav.-Rgt., 4. Korps 1815. Schloßfeier.
15. Schulz, Christian, vormal's Ortschulze in Breitenfeld. E. R. II, 1815 erworben bei Belle-Alliance. 1. Pom. Landw.-Inf.-Rgt., 4. Korps 1815. Schloßfeier.
16. Schütz, Carl, Aufseher bei der Straf- und Versorgungsanstalt in Naugard. E. R. II, 1815 erworben bei Belle-Alliance, erhalten 1820.

17. Steinhewer, Major a. D. in Naugard. E. R. II, erworben bei Blanchenois, erhalten 1833.
18. Holz, Friedrich, Wehrmann a. D. in Rörchen. E. R. II, erworben bei Warre (Gefecht am 18. und 19. Juni 1815), erhalten 1826. 1. Pom. Landw.-Inf.-Rgt., 4. Korps 1815. Schloßfeier.
19. Wegner, Christian, Füsilier a. D. in Rektow. E. R. II, 1814 erworben bei Wittenberg (Belagerung).

### Die Jugendherberge in Trechel

Die deutsche Naturverbundenheit ist zu allen Zeiten am deutlichsten in der Wanderlust zum Ausdruck gekommen. In den Volksliedern und den Liedern unserer Dichter von Abschied, Wandern und Heimkehr leben die Elemente deutschen Charakters und deutscher Wesensart. Das Wandern bringt den jungen Menschen an seinem Teil und vermittelt ihm das Erlebnis seiner deutschen Heimat. Es heißt ihn die Heimat lieben und stolz sein; es zeigt ihm die Kunst und Kultur seiner Ahnen und regt ihn an, es ihnen gleich zu tun. So lernt der Wanderer sein Volk lieben und weiß, wofür er leben und kämpfen soll: Für Volk und Heimat.

Um in diesem Kampfe eine Sammel- und Rüststätte zu schaffen, wurde die Jugendherberge in Trechel im Jahre 1928 erbaut. Sie verdankt ihr Entstehen dem damals in der Volkstumsarbeit stehenden Kreisjugendpfleger Fischer und der Kreisjugendpflegerin Lotte Howe, deren Arbeit vom derzeitigen Landrat v. Götzler weitgehend gefördert wurde. Viele fleißige Hände halfen beim Bau. Die Jugend des Dorfes half mit Pferd und Wagen, mit Schippe und Hacke bei den Planierungsarbeiten. Vereine, Gruppen und gute Freunde sorgten für die Innenausstattung, so daß die Herberge eine Tat rechter und fröhlicher Gemeinschaft wurde und als solches Denkmal heute steht.

Ihrer Bestimmung gemäß sollte sich das Bauwerk harmonisch in die Landschaft einfügen. Als sauberer Fachwerkbau mit rotem Dach unter den weitläufigen Eichen im Tal bietet sie überdies noch einen besonders schönen Anblick. Und woher wir auch kommen, ob von Naugard oder vom nächsten Bahnhof Rantreck oder sonst woher aus der weiten Rothenfierer Forst: Der erste Eindruck ist: Dort sind wir zu Hause!

Durch die große Veranda betreten wir den hellen und freundlichen Tagesraum. Dieser nimmt die ganze Tiefe des Erdgeschosses ein und wird erhellt durch die sich gegenüberliegenden hohen Fenster. Ein richtiger Kamin nimmt unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Freundliche Bilder und Blumen machen den Raum gemütlich und wohnlich. Ein gutes Klavier steht zur Verfügung. Zu beiden Seiten des Tagesraumes befinden sich die Schlaf- und Waschräume. Eine Küche mit Vorräumen, in der vollständiges Geschirrvorhanden ist, bietet die Möglichkeit eines Aufenthaltes für längere Zeit und für größere Gruppen. Im Obergeschoß befinden sich noch 4 Schlafräume und ein kleiner Tagesraum. Außerdem können noch auf dem Boden mit Strohsäcken Notlager errichtet werden. Die Wohnung unserer Herbergsmutter, die uns einen Kaffee nach Wunsch kocht oder ein schmackhaftes Mittagessen bereitet, vervollständigt die Herberge in ihren Räumlichkeiten.

Den Wert der Trecheler Herberge kann erst der feststellen, der einmal 8 Tage dort gelebt hat. Rings um Trechel liegt die weite Rothenfierer Forst. Reich an Reizen und Wild ist sie dem Wanderer immer wieder eine Freude und Erholung. Aus dem Kreise rückt manch Fährlein Pimpfe und manche BDM-Schar an und findet, was sie sucht: Feld und Wald, Wiese und Wasser. Es fehlt selbst auch nicht der Sportsplatz mit Scheibenstand in nächster Nachbarschaft der Herberge. Sogar ein Badeplatz mit Sprungbrett ist an dem eine halbe Wegstunde entfernt gelegenen Roten See vorhanden.

So bietet Trechel alles, was eine Jugendherberge bieten kann: Stützpunkt für stille Wanderungen und Stätte intensiver Schulung. Die Lage, 1½ bis 2½





Jugendherberge Trechel in der Forst Rothenfiet  
Aufn. Annemarie Krüger

Wegstunden von den nächsten Bahnhöfen entfernt, mag zuerst als ein Hemmnis für die Anreise angesehen werden und manchen abschrecken. Hernach aber zeigt sich diese Lage als ein Segen. Wir werden in Trechel nicht viel gestört, was sich besonders bei Schulungen als sehr praktisch erwiesen hat.

So haben in Trechel Führertagungen stattgefunden. Viele Stettiner, die einmal nach Trechel kamen, kamen oft und gern wieder. Im ersten Jahr ihres Bestehens hatte die Herberge 1121 Übernachtungen und im letzten Jahre das Dreifache an Übernachtungen aufzuweisen.  
Walter Schumacher.

### Die Dorfbühne

Von Artur Donath, Ober-Karlsbad

Wer sein Dorf lieb hat mit seiner Eigenart, seinen traulichen Plätzen und kernigen Menschen; wer diesen Menschen gern etwas mehr Reichtum an innerem Leben bringen möchte, wer den Alten und auch der Jugend die Freude einer Geselligkeit bereiten will, die durch selbstgestellte Aufgaben bildend und veredelnd wirkt: der soll zusehen, ob nicht die Dorfbühne ein sehr geeignetes Mittel zu alledem ist. Wer zu der Erkenntnis kam, daß das deutsche Dorf die natürliche Grundlage der Größe unseres deutschen Volkes ist — mag die industrielle Entwicklung noch so hoch steigen —, und daß die Schlichtheit der dörflichen Verhältnisse die Vorbedingung für die gesunde körperliche und geistige Entwicklung unseres ganzen Volkes ist, der soll sich nicht nur für Viehpreise und Darlehnskassenvereine, sondern auch für die Dorfbühne interessieren.

Doch da steigt ein schweres Bedenken auf. Ist nicht die Bühne ein großstädtisches Gewächs? Soll nun dieses Gewächs der Großstadt aufs Dorf verpflanzt werden? Daß, was wir Dorfbühne nennen, soll seine eigene Art und seinen eigenen Stil haben. Wir wollen keinen verdünnten Abguß städtischen Theaterwesens.

Der Spieltrieb ist auf dem Lande vorhanden, das ist die Hauptsache. Der Bauer ist der geborene Schauspieler. Man spricht oft von seiner Unbeholfenheit und Stübigkeit. Gewiß, wer ihn aber näher beobachtet, lernt noch eine andere Seite an ihm kennen. Wer den Versuch macht, wundert sich immer wieder über die Begabung für Schauspielkunst, die in den Bewohnern der deutschen Dörfer steckt.

Ich habe 1909 mit 13 Jugendlichen und Erwachsenen den Versuch gemacht und in dem kleinen Dörfchen

Ober-Karlsbad eine Spielschar zusammengebracht. Eine Auswahl konnte ich in den beschränkten Verhältnissen nicht vornehmen, wer nur guten Willens war, mußte mitspielen. Zur Darstellung gelangten:

„Die Heimkehr“, Trauerspiel von Honwald, „Die Dienstboten“, Lustspiel von Benedix, „Woran man einen pommerischen Bauern erkennt“, nach Fritz Reuter, „Wat ut en Scheper waren kann“, nach Fritz Reuter, „Ut de Franzosentid“, in 5 Aufzügen und „Düfel Bräsig“ in 5 Aufzügen nach Fritz Reuter, „Der Wilderer“ Trauerspiel in 5 Aufzügen von Gerstäcker, und „Der Erbsörster“, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Otto Ludwig.

Die großen Erfolge meiner Dorfbühne habe ich gerade darauf zurückzuführen, daß ich keinen Vorleser kannte, jeder Darsteller also auf eigenen Füßen stand. Jeder Spieler konnte nicht nur seine Rolle, sondern auch die seines Mitspielers so fest und sicher, daß wir sogar bei Schauspielen von 5 Aufzügen vollkommen frei spielten. Nur auf diese Weise war es möglich, die auch in dem einfachsten Menschen schlummernden Kräfte lebendig zu machen und sie aus ihm herauszuholen. Die Dörfler waren darum sehr oft über einen Spieler, den sie doch ganz genau aus dem täglichen Leben und Umgang kannten, erstaunt, weil er als ein ganz anderer auftrat und ihnen geistige Anlagen zeigte, die sie niemals bei ihm vermutet hatten. Hier gerade lag bei dem Dorfbewohner der größte Reiz des Spiels überhaupt, den ganz bekannten Menschen von einer anderen Seite zu sehen. Ich legte darum auch kein Gewicht auf von auswärtig geladene Gäste, weil ihnen der eigentliche Zweck des Spiels aus Mangel an Personenkenntnis ja gar nicht zugänglich war und sie andere Maßstäbe an die Darstellung gelegt hätten, als den Absichten einer Dorfbühne entsprach.

Bei keinem der Darsteller aber durfte die Empfindung aufkommen: das Spielen bestehe bloß darin, daß man den Leuten da unten ein paar Witze und Mätzchen vormachen müsse. Keiner durfte sich als Possenreißer oder Hanswurst fühlen, sondern alle mußten mehr oder weniger bewußt beherrscht sein von dem Streben, ein Stück Menschentum so getreu wie möglich auf der Bühne zur Darstellung zu bringen.

So steht die Dorfbühne im Dienst der Veredelung und Bereicherung ländlicher Geselligkeit. Sie hat aber vor allen Veranstaltungen, die dem gleichen Zwecke dienen, eins voraus: nicht nur der festliche Abend wirkt in dieser Richtung, sondern auch die ganze umfangreiche Vorbereitungszeit. Wie manchen Abend mußten wir beisammen sein, vom ersten Vorlesen des Stückes an bis zur Generalprobe. Das war alles gemeinsame Arbeit im Dienst edler Freude. Und nicht bloß bei diesen Zusammenkünften beschäftigten sich die Darsteller mit dem Stück: auch zu Hause, wenn sie ihre Rolle auswendig lernten, waren sie in stetem Umgang mit des Spiels guten Geistern. Auch die Hausgenossen der Spieler lernten dabei schon im voraus den Gang der Handlung kennen, der Inhalt ging ins geistige Leben des Dorfes über, und der festliche Abend der Darstellung war nur Gipfel und Krone des Ganzen.

So habe ich von 1909 bis 1933 in meinem Dörfchen gearbeitet, und wenn der Kulturforscher die Blätter meiner Dörfchronik einst liest, wird er als Höhepunkt im Leben des kleinen Walddorfes immer den Abend bezeichnen, wo die „Dorfbühne“ den „Erbsörster“ von Otto Ludwig aufführte. Wir wußten damals: Großes Werk gebeiht nur durch Einigkeit. Um unserem Dörfchen diesen Geist sichtbar zu verkörpern, pflanzte ich mit der „Dorfbühne“ am 17. März 1913 auf der Dorfau die „Jugendlinde“. Bei der Weiherede gebrauchte ich die Worte: Wie diese Linde mit allen ihren Wurzeln und Wurzelchen sich festhält an dem heimischen Boden, so daß kein Sturm sie zu entwurzeln vermag, so, edler Deutscher, klammere auch du dich an das Vaterland und halte es fest mit deinem ganzen Herzen.



# Bobzien & Co. <sup>G. m.</sup> <sub>b. H.</sub> Gollnow

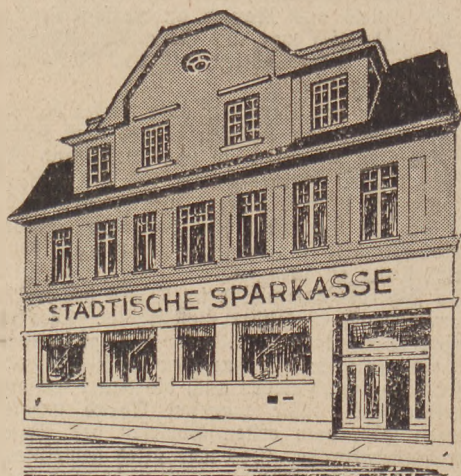
Das große Fachgeschäft für Modewaren

Fertigkleidung – Aussteuerwaren – Innenausstattungen usw.

75 Jahre

1862

1937



Städtische Sparkasse Gollnow

**Sreude**  
am Haushalt  
**Zeit**  
für die Familie

deshalb:  
die Küche elektrisch!

Elektricitätswerke Gollnow <sup>G. m.</sup> <sub>b. H.</sub>

## Kreisdruckerei

Buchdruck : Rotationsdruck : Buchbinderei

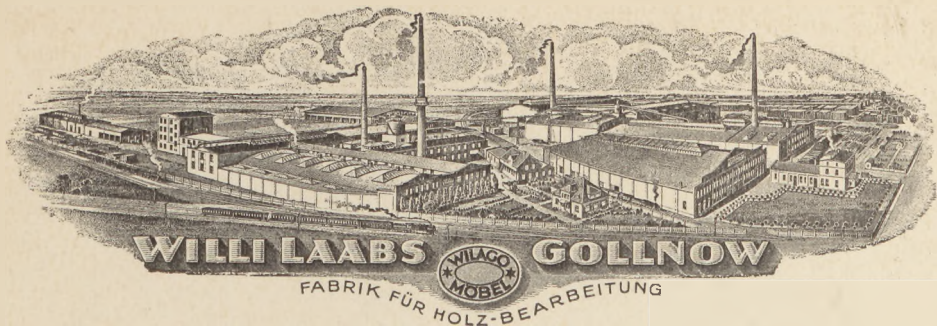
Gollnow  
Naugard

Druckarbeiten für jeden Zweck / Werbe-, Werk-  
und Bilderdrucke, Geschäftsbücher-Liniaturen



Fernruf Gollnow 488/489, Naugard 407





Gegründet 1913

Fernruf Sammel-Nummer 491

## Großfabrikation in Herrenzimmern und Speisezimmern

Bücherschränke - Schreibränke - Schreibtische - Herrentische - Büfett-  
Anrichten und Vitrinen in Eiche und kaukasisch Nußbaum poliert.

**Verkauf nur an Möbeldändler**



## Molkerei-Genossenschaft Gollnow

E. G. m. b. H.

Jährliche Milchverarbeitung ca. 14 000 000 Liter. / Zweigmolkerei in Massow.

Fernruf: Gollnow Nr. 457



# Unser Pommerland

Zeitschrift  
für das Kulturleben der Heimat

21. Jahrgang 1936 (8 Hefte)

Bezugspreis vierteljährlich 2.— Reichsmark

Folgende Sonderhefte sind noch lieferbar:

	RM
1921: Stolp . . . . .	1.50
1922: Von Swinemünde bis Zinnowitz . . . . .	1.50
Der Weizacker . . . . .	1.50
1923: Anklam . . . . .	1.50
Stralsund . . . . .	1.50
Rügen . . . . .	1.50
Cammin . . . . .	1.50
1924: Pommerscher Humor . . . . .	1.50
Rügentwalde . . . . .	2.—
Quer durch Hinterpommern . . . . .	1.50
Wolgast . . . . .	2.—
1925: Heinrich Bandlow=Hest . . . . .	1.50
Schlatwe=Rummelsburg . . . . .	1.50
Pyritz . . . . .	1.50
1926: Pasewalk . . . . .	1.50
Vom pommerschen Soldaten Hans Hoffmann=Hest . . . . .	1.—
1927: Demmin . . . . .	2.—
Wollin . . . . .	1.50
Neustettin . . . . .	2.—
1928: Treptow a. S. . . . .	1.50
Treptow a. R. . . . .	2.—
Bad Polzin . . . . .	1.50
Dramburg . . . . .	2.—
1929: Friedrich der Große und Pommern . . . . .	2.—
Die Buchheide . . . . .	2.—
Pommersche Dichtung der Gegenwart . . . . .	2.—
Belgard . . . . .	2.—
1930: Wildenbruch . . . . .	2.—
Grimmen . . . . .	2.—
Kreis Randow . . . . .	2.—
1931: Ostseeheft . . . . .	1.50
Kreis Regentwalde . . . . .	2.—
Röslin . . . . .	3.—
1932: Goethe und Pommern . . . . .	1.50
Greifenhagen . . . . .	1.50
Sempelburg/Draheim . . . . .	1.50
1933: Das Stolper Land . . . . .	2.—
Hiddensee . . . . .	1.50
Greifenberg . . . . .	2.—
1934: Musitz in Pommern . . . . .	1.50
Ueckermünde . . . . .	2.—
1935: Bublitz . . . . .	2.—
Pommersche Volkskunde . . . . .	1.50
Fritz Reuter und Pommern Pommersche Familien- und Sippenforschung . . . . .	1.50
1936: Pommersche Seefahrt . . . . .	2.—
Kreis Rugard . . . . .	2.—

**Verlag Fischer & Schmidt  
Stettin.**



# Bestellzettel

---

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung  
Fischer & Schmidt in Stettin  
ab..... zur Lieferung

## Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

19. Jahrgang 1937 (8 Hefte)  
22.

Der Bezugspreis beträgt 2,— RM. für jedes  
Vierteljahr (2 Hefte), bei Zustellung durchboten  
2,10 RM., durch die Post 2,20 RM.

Ort und Tag: .....

Name u. Stand: .....

Adresse: .....





# Kreissparkasse Naugard

gegründet 1856

Zweigstellen in Gollnow, Daber, Gr. Christinenberg, Augustwalde.

Nebenstellen in Fanger, Friedrichsberg, Friedrichswalde - Hinzen-  
dorf, Hackenwalde, Lübz.

## *Arbeiten und Sparen*

*sind die Grundlagen einer gesunden Wirtschaft und bilden  
gemeinsam die erste und wichtigste Voraussetzung für die Erhaltung  
und Mehrung des nationalen Wohlstandes.*